

**Jacob Zuma, Frauen im Islam, Peter Wanner, «Titanic» am Bürgenstock**

Nummer 50 – 14. Dezember 2017 – 85. Jahrgang  
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

# DIE WELT **TWOCHE**



## **Frau des Jahres: Martina Hingis**

Das bemerkenswerte Leben des ersten Schweizer Superstars des Sport.  
Ein Gespräch über Tennis, Leistung und Männer.

## **Burgeners Traumfabrik**

*Ihm gelingt das Unmögliche. Von Rico Bandle*

## **Alles über Trump und Hillary**

Ihr Buch sendet Schockwellen durch die USA:  
Wahlkampf-Managerin Donna Brazile im Gespräch. *Von Urs Gehriger*

4 194407 006904  
50



# PATEK PHILIPPE

## GENEVE

Beginnen Sie eine  
eigene Tradition

Mehr Informationen erhalten Sie bei den unten genannten  
Patek Philippe Partnern sowie im autorisierten Fachhandel.

Eine vollständige Liste unserer Partner in der Schweiz  
finden Sie auf [patek.com](http://patek.com)

### Ascona

Doris Herschmann,  
Piazza Giuseppe Motta/Lungolago

### Basel

Gübelin AG, Freie Strasse 27  
Seiler, Gerbergasse 89

### Bern

Zigerli+Iff, Spitalgasse 14

### Davos Platz

Chronometrie Stäuble, Promenade 71

### Gstaad

Villiger Gstaad AG, Promenade

### Interlaken

Kirchhofer Haute Horlogerie II,  
Höheweg 56

### Klosters

Maissen, Bahnhofstrasse 15

### Lugano

Gübelin AG, Via Nassa 27  
Mersmann SA, Via Nassa 5  
Somazzi SA, Via Nassa 36

### Luzern

Gübelin AG, Schwanenplatz

### St. Moritz

Gübelin AG, Via Serlas/Palace Galerie

### Vaduz/FL

Huber im Weissen Würfel

### Zermatt

Haute Horlogerie Schindler SA,  
Bahnhofstrasse 15

### Zug

Lohri AG, Neugasse 9

### Zürich

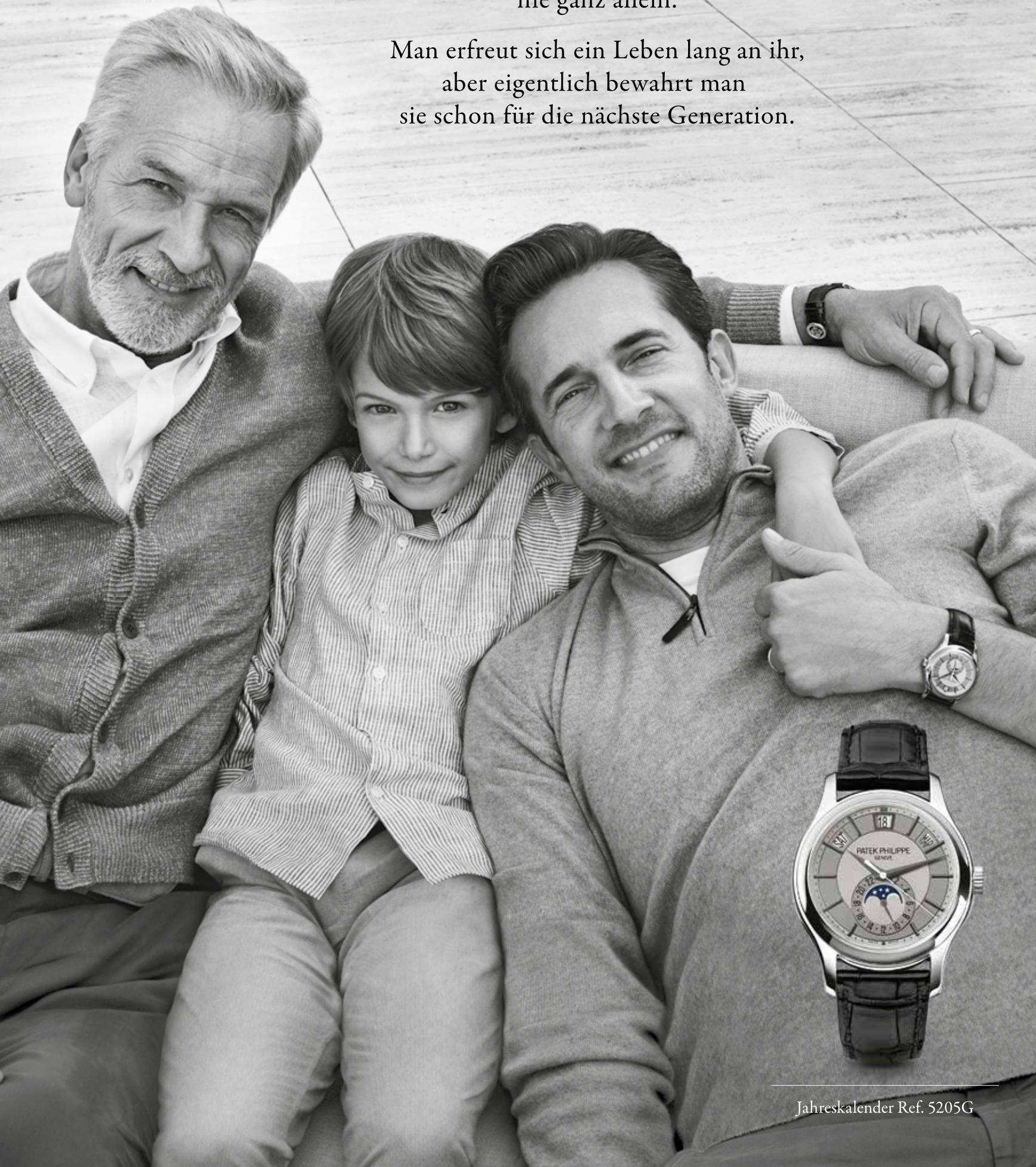
Patek Philippe Boutique at Beyer,  
Bahnhofstrasse 31

Gübelin AG, Bahnhofstrasse 36



Eine Patek Philippe gehört einem  
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,  
aber eigentlich bewahrt man  
sie schon für die nächste Generation.





# Der typische Anleger verändert sich.

Bis 2021 wollen wir einer Million Frauen mehr Selbstvertrauen in Finanzfragen geben. Erfahren Sie mehr über unser Engagement: [ubs.com/unique](https://ubs.com/unique) #changingfaceofwealth

Es war ein veritabler Coup, der in der Öffentlichkeit jedoch nicht als solcher wahrgenommen worden ist. Der Deal zwischen der AZ Medien und der NZZ-Mediengruppe wird als egalitäres Joint Venture verkauft. In Wahrheit sei es ein Bravourstück des Aargauer Verlegers Peter Wanner, schreibt unser Medieexperte Kurt W. Zimmermann. **Seite 16**

Vor einigen Monaten trat die Schweizer Tennisspielerin Martina Hingis nach 23 Jahren an der Weltspitze bereits zum dritten und wohl letzten Mal zurück. Sie beendete ihre Laufbahn als Nummer eins im Doppel mit bald 38 Jahren. Es war der glanzvolle Schlusspunkt hinter einer unglaublichen Karriere. Martina Hingis, ein früh vollendetes Wunderkind, war der erste Sport-Superstar der Schweiz – mit Migrationshintergrund. Sie war die jüngste Wimbledon-Siegerin und die jüngste Weltnummer eins im Einzel aller Zeiten. Als Selfmade-Frau mit solidbürgerlichen Ansichten und einer globalen Ausstrahlung war sie eine Pionierin. Für die *Weltwoche* ist sie deshalb ganz klar die Frau des Jahres. Wir haben sie zu Hause in Schindellegi besucht. **Seite 20**



**Sensationeller Erfolg:** Bernhard Burgener.

Man findet es kaum, das Büro von Bernhard Burgener, dem neuen Präsidenten des FC Basel. Seine Firma Highlight Communications hat ihren Sitz im zweiten Stock eines älteren Gewerbebaus in der Industriezone von Pratteln, gegenüber einer Nutzfahrzeug-Garage. Nichts deutet darauf hin, dass Burgener von hier aus die erfolgreichste Filmproduktionsfirma im deutschsprachi-

gen Raum kontrolliert, dazu die Uefa Champions League, die Wiener Philharmoniker und den Eurovision Song Contest vermarktet. Aus einfachen Verhältnissen kommend, hat es der medienscheue Basler zu einer der wichtigsten Figuren im internationalen Sport- und Unterhaltungsgeschäft gebracht. Rico Bandle hat diesen erstaunlichen Mann getroffen und versucht, das Geheimnis seines sensationellen Erfolgs zu ergründen. **Seite 32**

Welche Rolle spielt die Frau im Islam? Sprechen wir über dieses vieldiskutierte Thema, denken wir schnell in Opferkategorien. Die Realität ist allerdings schillernder. Islamische Frauen seien nicht nur Opfer eines brachialen patriarchalischen Systems, sondern auch «Komplizinnen», sagt die syrisch-deutsche Autorin und Islamkennerin Laila Mirzo im Gespräch mit Philipp Gut. «Wer erzieht denn die jungen Männer?», fragt Mirzo. Auch die Machtfrage lasse sich nicht so eindeutig beantworten. Innerhalb der Familien würden oft die Frauen entscheiden, auch beim Einkaufen. **Seite 58**

Was ist Glück? Fällt es mir zu, oder verdiene ich es mir? Und wenn ich der Schmied meines eigenen Glücks bin, wie der Volksmund sagt, bin ich dann auch verantwortlich für das Unglück, das über mich kommt? Das sind philosophische Fragen, die uns alle betreffen. Politiker und Unternehmer Christoph Blocher erörtert sie in einem sehr persönlich gehaltenen Essay. **Seite 61**

*Ihre Weltwoche*

GESTRESST?  
ÜBERFORDERT?  
ERSCHÖPFT?

Zeit für eine Auszeit.

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld  
und ein umfassendes medizinisches  
Angebot dafür.

SEEKLINIKBRUNNEN

Seeklinik Brunnen AG  
Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen  
T 041 825 48 48 | www.seeklinik-brunnen.ch

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,  
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch,  
leserbriefe@weltwoche.ch

**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,  
E-Mail: verlag@weltwoche.ch

**Internet:** www.weltwoche.ch

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 322.– (inkl. MwSt.)  
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter  
www.weltwoche.ch/abo

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)

**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel

**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.),

Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)

**Produktionschef:** Lukas Egli

**Redaktion:**

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,  
Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*),  
Wolfgang Koydl, Hubert Mooser,  
Christoph Mörgele, Claudia Schumacher,  
Florian Schwab

**Redaktionelle Mitarbeiter:**

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,  
Silvio Borner, Henryk M. Broder,  
Peter Hartmann, Pierre Heumann,  
Andreas Honegger, Peter Holenstein,  
Mark van Huiseling, Hansrudolf Kamer,  
Peter Keller, Wolfram Knorr,  
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,  
Daniela Niederberger, Linus Reichlin,  
Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,  
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin,  
David Schnapp, Hildegard Schwanager,  
Sacha Verna (*New York*), Max Wey,  
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),  
Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Layout:** Daniel Eggspühler (*Art-Director*),  
Karin Erdmann

**Bildredaktion:** Martin Kappler,  
Julia Dunlop (*Assistentin*)

**Korrektur:** Cornelia Bernegger (*Leitung*),  
Viola Antunovits, Renate Brunner,  
Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser,  
Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*),  
Inga-Maj Hojajj-Huber

**Verlagsgeschäftsführer:** Guido Bertuzzi

**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*),  
Gabriel Lotti, Brita Vassalli

**Anzeigen-Innendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

**Digital-Marketing:** Bich-Tien Köppel (*Leitung*)

**Online-Vermarktung:** Jonlinio GmbH

**Tarife und Buchungen:** weltwoche@jonlinio.com

**Druck:** Print Media Corporation, PMC,  
Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise  
oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung  
der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine  
Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier,  
das aus 100 % Altpapier hergestellt wird.  
Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

# Und plötzlich diese Übersicht im Blätterwald.



**Verschenken Sie die *Weltwoche*!** Ob als E-Paper oder als Zeitschrift, mit der *Weltwoche* behält man den Überblick. Und hat zudem die grösste Meinungsvielfalt. Verblüffen Sie Ihre Lieben jetzt mit einem aussergewöhnlichen Geschenk, und bleiben Sie 50 Wochen lang in Erinnerung. Bestellen Sie gleich ein Geschenk-Abo unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo), oder rufen Sie unseren Kundenservice an: Telefon 043 444 57 01.

# Affentheater

**Die Sexismus-Debatte ist eine freche Verhöhnung der echten Opfer sexueller Übergriffe.**

**E**in Satz im letzten «Editorial» hat im Bundeshaus mittlere Turbulenzen ausgelöst. Es war die Passage über eine Parlamentarierin, die man fast ausschliesslich im kurzen Jupe und mit hautenger Bluse sieht und die sich gegenüber dem *Blick* beschwerte, sie steige mit gewissen Ratskollegen nicht mehr alleine in den Lift. Namen nannte sie keine, was unter den pauschal unter Verdacht gestellten Herren verständliche Irritationen auslöste. Mehrere Parlamentarierinnen wiederum zeigten sich in den Wandelhallen unwirsch, weil es das «Editorial» gewagt habe, einen Bezug herzustellen zwischen der Art, wie Frauen sich kleiden, und der Art, wie Männer darauf reagieren. Das gebührenfinanzierte Schweizer Qualitätsfernsehen stürzte sich darauf und berichtete pausenlos.

**B**erechnen wir das Affentheater mit einer Gegenthese ab: Diese ganze Sexismusdebatte im Bundeshaus ist lächerlich. Sie ist eine Beleidigung für jeden intelligenten Mann. Sie ist eine Beleidigung für jede intelligente Frau. Und vor allem ist sie eine Beleidigung, ja eine Ohrfeige und ein Hohn für alle wirklichen Opfer sexueller Übergriffe, die es in der Schweiz sehr wohl gibt. Häufiger, als man denkt.

Im Bundeshaus gibt es keinen relevanten Sexismus. Es mag peinliche Szenen geben, und es gibt definitiv zu viel zu trinken. Und wer sich ernsthaft daran stört, wenn sich ein Parlamentarier nach dem dritten Glas Weisswein unziemlich gegenüber Frauen benimmt, kann ja, was ohnehin vernünftig wäre, die Apéros im Bundeshaus meiden, ihre Zahl herunterschrauben oder den Alkoholkonsum generell, beispielsweise mit einem Kontingentsystem, gesetzlich beschränken lassen. Eine Begrenzungsinitiative würde Wunder wirken, auch hier – gerade bei einigen jener Frauen, die jetzt am lautesten ausrufen.

Im Bundeshaus gibt es keinen Sexismus, keinen Missbrauch, der diesen Namen verdient, aber sehr wohl gibt es relevanten Sexismus, gibt es sexuelle Belästigung, kriminelle Übergriffe durch Männer gegen Frauen in der Schweiz. Am schlimmsten ist es in den Familien: Betrunkene Väter befummeln ihre Töchter. Schmutzige Verwandte missbrauchen Kinder, Mädchen, Buben. Und ja, vergessen wir nicht die Praxis der muslimischen Zwangsheirat, die sich im Gefolge einer verfehlten Migrationspolitik auch bei uns ausbreitet. Das ist Sexismus, über den zu reden sich lohnte.

**D**arüber aber reden die selbsterklärten Feministinnen des Bundeshauses nicht. Sie reden nicht über die wirklichen Opfer sexueller Missbräuche, weil sie lieber über sich selber reden. Sie blenden die wahren Opfer sexueller Übergriffe aus, weil sie selber als Opfer angeblicher Übergriffe ins Rampenlicht drängen. Sie haben gemerkt, dass die Kameras des Gebührenfernsehens wie Magnete an ihnen kleben bleiben, wenn sie Räubergeschichten über Ratskollegen erzählen, in denen die Frauen als Opfer erscheinen, denn als Opfer kommt man in den Medien. Das alles hat nichts mit Sexismus, mit wirklichen Übergriffen, mit sexueller Belästigung oder gar mit sexuellem Missbrauch zu tun, aber sehr viel mit Egozentrik und mit der gezielten Produktion von Aufmerksamkeit.

Nein. Natürlich nicht. Das Bundeshaus ist kein Tempel ungezügelter männlicher Wollust, aber es ist in diesen Tagen wieder einmal ganz augenfällig ein Kindergarten der Irrelevanz und eine Bühne der politischen Selbstvermarktung. Absurd ist, wenn wir seit Monaten über Sexismus in der Politik oder in Hollywood debattieren. Auch hier: eine Beleidigung der echten Sexismusopfer, die sich zu Hause gegen zudringliche Väter wehren müssen.

Muss man wirklich Mitleid haben mit jenen aufreizend beschürzten, publizitätsgierigen Schauspielerinnen, die freiwillig ins Hotelzimmer jenes sexsüchtigen US-Produzenten stiegen, um sich nachher, zum Teil Jahrzehnte später, über Übergriffe zu entrüsten, die sie mühelos hätten verhindern können, so sie denn überhaupt stattgefunden haben, wenn sie, was wohl jede vernünftige Frau getan hätte, gar nicht erst ins Hotelzimmer des Produzenten gegangen wären? Hotelzimmer sind Schlafzimmer! Man geht doch nicht ins Schlafzimmer fremder Männer. Das ist gefährlich. Den

Kindern schärft man das bereits im Vorschulalter ein. Sind wir eigentlich verrückt oder dekadent geworden, dass wir uns ernsthaft auf solche Debatten einlassen?

Vielleicht haben sie auch einfach zu viel Zeit und zu wenig zu tun in Bern. Am Ende schadet diese von einigen Frauen geschürte Diskussion vor allem: den Frauen. Das räsonierende Begeleitjammer über angeblichen Sexismus im



*Cherchez la femme: Wolke im Bundeshaus.*

Bundeshaus zementiert ein falsches Bild der Frau als schwach und hilfsbedürftig, als ewiges Opfer männlicher Willkür. Dabei weiss jeder, der das Bundeshaus von innen kennt, dass sich gerade dort die Frauen und die Männer auf Augenhöhe begegnen. Es gibt kein Machtgefälle und keine Abhängigkeiten wie am Arbeitsplatz oder in den Familien. Die Frauen, die im Bundeshaus sitzen, entsprechen gar nicht dem Stereotyp, das einige von ihnen jetzt in Umlauf bringen.

Aus diesem Selbstwiderspruch kommt der organisierte Feminismus nicht heraus: Er lebt medial vom Opferkult, den er angeblich überwinden möchte, aber von dem er nicht loskommt, weil er seine Geschäftsgrundlage ist. Nicht die Männer, die Feministinnen betonieren das Klischee der unmündigen Frau, der geholfen werden muss, weil sie sich angeblich nicht selber helfen kann.

**P**olitiker und Politikerinnen werden auch deshalb nach Bern geschickt, weil man ihnen zutraut, die Proportionen zu wahren und die wirklichen Probleme der Schweiz wenn nicht zu lösen, so doch wenigstens nicht zu verschlimmern oder mit Unsinn oder Nebensächlichem zu vernebeln. Das Sexismus-Getöse ist ein Indiz dafür, dass der Parlamentsbetrieb wieder einmal umfassend an der Realität vorbeiertot.

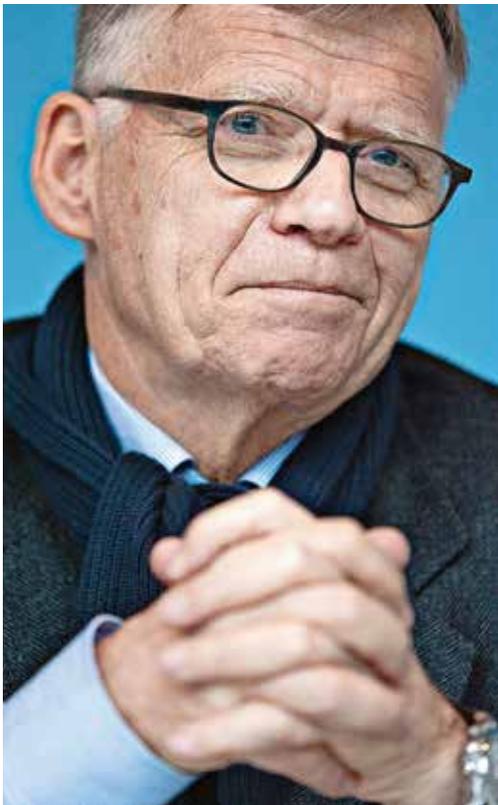
Was immerhin erhellend ist. Denn jeder sieht, was für ein Theater sie dort oben veranstalten auf Kosten der Steuerzahler.

Empörend daran ist einzig die Scheinheiligkeit. Die Sexismus-Debatte ist nicht nur eine Ablenkung. Sie ist eine freche Verhöhnung der echten Opfer. Die meisten Frauen und Mädchen, die sexuellen Missbrauch erlebt haben, schweigen. Weil das öffentliche Reden darüber zu schmerzvoll ist.

Wir behandeln viele Stars – am häufigsten den grauen und den grünen.

Augenchirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie.



Bravourstück: Peter Wanner. Seite 16



Wie ein Erdbeben: MS «Diamant». Seite 45



«Ich habe ganz unten angefangen, dort, wo die Leute leben, arbeiten, spielen, beten.»

Donna Brazile: Seite 48

## Titelgeschichte

- 20 **Martina Hingis**  
Rückblick auf die Karriere  
des Schweizer Tennis-Superstars

## Kommentare & Analysen

- 7 Editorial  
13 **Kommentar**  
Doris Leuthard gegen «No Billag»  
14 **Einspruch** Kein Sondersetting  
für Ueli Maurers Sohn  
14 **Sexismus** Folklore-Rocker  
Trauffer unter Verdacht  
15 **Eilmeldung**  
O Jerusalem, Hauptstadt Israels  
16 **Kopf der Woche**  
Das Bravourstück des Aargauer  
Verlegers Peter Wanner  
26 **Essay der Woche**  
Unsere tägliche Desinformation  
30 **Mörgeli**  
Migranten-Milliarden-Wahnsinn  
30 **Bodenmann**  
SPD: Selbstmord aus Todesangst  
31 **Medien** Schönwetterkapitän  
Gilles Marchand  
31 **Die Deutschen**  
Was Martin Schulz will

## Interviews

- 48 **Donna Brazile** Die Ex-Parteichefin  
enthüllt die Gründe des Scheiterns  
von Hillary Clinton  
52 **Konstantin Kossatschew**  
Putins Berater wehrt sich gegen  
Vorwürfe aus Europa und Amerika  
58 **Laila Mirzo** Die syrisch-deutsche  
Autorin über die Machtverhältnisse in  
Familien, über Sex und den Koran  
64 **Ines Geipel** Die ehemalige  
DDR-Spitzensportlerin über ihren  
Roman «Tochter des Diktators»

## Inland

- 32 **Bernhard Burgener** Der Mann  
hinter dem Erfolg des FC Basel  
in der Champions League  
36 **Affäre um Yannick Buttet**  
Internes Gerangel in der CVP  
37 **Rote Fahnen und Internationale**  
SVP-Aktion schafft einen Präzedenzfall  
38 **Bei der RSI sehen die Tessiner rot**  
Linkslastig und rechthaberisch  
39 **CVP** Der erste Stein  
40 **Parlament**  
Irrlichtern mit Volksinitiativen  
41 **Mobilfunk-Monopoly**

## Ausland

- 28 **Kugelhagel der Vergangenheit**  
Hans Ulrich Gumbrecht über die  
kolumbianische Modellstadt Medellín  
50 **Inside Washington**  
Trump ist Trump  
54 **Jacob Zuma**  
Stürzt Südafrikas Präsident?

## Wirtschaft & Wissenschaft

- 42 **Nationalbank bremst Orell Füssli**  
Beteiligung als Ankeraktionärin

# Mitsubishi Outlander PHEV – Europa's Nummer 1 in seinem Segment

Als weltweit erste Marke hat Mitsubishi 2013 einen Plug-in-Hybrid SUV mit Allradantrieb auf den Markt gebracht. Mittlerweile ist der Outlander PHEV in zweiter Generation verfügbar und hat sich in seinem Segment zu Europa's Marktführer gemausert.

## Intelligente Kombination: elektrischer Allradantrieb und 2-Liter-Benzinmotor

Der Outlander PHEV ist als Plug-in-Hybrid eine Mischform zwischen Vollhybrid und Elektrofahrzeug. Kennzeichnend für diese Antriebsart: Die Fahrbatterie kann sowohl über den Verbrennungsmotor, als auch über das Stromnetz geladen werden. Letzteres geschieht entweder über eine Schnell-Ladestation oder aber über den Haushaltsstecker zu Hause.

Der Antrieb setzt sich aus drei Komponenten zusammen: ein 2-l-Benzinmotor (121 PS/89 kW) für den Frontantrieb und je ein Elektromotor pro Achse (82 PS/60 kW). Diese Kombination gewährleistet beim Outlander PHEV einen durchgehenden Allradantrieb, unabhängig davon, in welchem Fahrmodus sich das Fahrzeug befindet. Im reinen Elektromodus, der per Knopfdruck aktiviert werden kann, wird der Outlander PHEV über die beiden Elektromotoren angetrieben und fährt bis zu 54 Kilometer rein elektrisch und damit emissionsfrei. Ist die Batterie erschöpft oder wird bei starker Beschleunigung mehr Leistung benötigt, erzeugt der Verbrennungsmotor elektrische Energie und treibt die beiden Elektromotoren an. Der Outlander PHEV befindet sich dann im seriellen Hybrid-Modus.

In Fahrsituationen mit erhöhtem Wirkungsgrad des Benzinmotors, schaltet das Fahrzeug automatisch in den parallelen Hybrid-Modus. Es erhält seinen Antrieb über den Benzinmotor und die Elektromotoren kommen unterstützend zum Einsatz.



**Innovativer Kombinerer:** Plug-in-Hybrid 4x4 Antrieb.



**Klare, elegante Formensprache:** Der PHEV strahlt Dynamik, Kraft und Stil aus.

Überschüssige Leistung wird der Fahrbatterie zugeführt und dort abgespeichert. Charakteristisch für den Outlander PHEV sind die Lenkrad-Paddels. Diese werden nicht etwa zur manuellen Schaltung der Gänge verwendet, sondern zur Steuerung der Stromrückgewinnung. Der Fahrer kann aus fünf Rekuperationsstufen diejenige auswählen, die seiner Fahrsituation entsprechend eine optimale Rückgewinnung elektrischer Energie gewährleistet und auf diese Weise die Fahrbatterie auflädt.

## Bester Komfort und moderne Vernetzung

Das Interieur des Outlander PHEV punktet vor allem durch das grosszügige Platzangebot. Die Mitsubishi-Ingenieure haben die Batterien so angeordnet, dass sie den Platz im Innenraum in keiner Weise einschränken. Das Kofferraumvolumen bietet stattliche 731 Liter und die Passagiere im Fond profitieren von einer ausgiebigen Kopf- und Beinfreiheit. Für zusätzlichen Komfort sorgt die fortschrittliche Vernetzung des Fahrzeuges. Über eine

App kann der Fahrer beispielsweise den Ladestatus prüfen, das Fahrzeug vorheizen oder das Licht einschalten. Durch das Smartphone Link Display Audio System sind zahlreiche Funktionen des Smartphones auf dem Touchscreen abrufbar.

## 8 Jahre 70% Fahrbatterie-Garantie

Auf alle neuen Mitsubishi Fahrzeuge wird serienmässig eine 5 Jahre Herstellergarantie bis maximal 100'000 km\* gewährt. Ergänzt wird diese Leistung durch 5 Jahre Garantie auf den Lack und 12 Jahre Garantie gegen Durchrostung sowie die europaweite Mitsubishi MAP-Mobilitäts-garantie.

Mitsubishi gewährt für die Fahrbatterie eine Garantie von 8 Jahren bis maximal 160'000 km\*. Erstmals garantiert die Marke jetzt, dass die Kapazität der Fahrbatterie dann immer noch mindestens 70% beträgt.\*\*

\* Es gilt das jeweils zuerst Erreichte.

\*\* Gültig für alle PHEV ab Modelljahr 2013.



Weihnachten, das Fest der Liebe, will seine Blondinen glänzen sehen: Seite 70



«Fahrlässig und naïv»: Laila Mirzo. Seite 58



Weltstar in Frankreich: Johnny Hallyday. Seite 62

## Kultur & Gesellschaft

- 57 **Ikone der Woche**  
«Thérèse rêvant» von Balthus
- 61 **Was ist Glück?**  
Essay von Christoph Blocher
- 62 **Johnny Hallyday** Wie der Rockstar den amerikanischen Traum nach Frankreich brachte
- 63 **Eine Rose für Johnny**  
Hommage von Matthias Ackeret
- 65 **Beate Ulbricht** Ines Geipels neuer Roman «Die Tochter des Diktators»
- 68 **Im schönen Murmlikon**  
Wolfram Knorr über «Papa Moll»
- 70 **Halbwegs schöne Weihnachten**  
Wie überlebt man Weihnachten?

## Rubriken

- 13 **Im Auge**  
Oliviero Toscani, Fotograf
- 18 **Personenkontrolle**
- 19 **Nachruf**  
Jean d'Ormesson, Autor
- 66 **Die Bibel Im Kommen**
- 66 **Kino**  
«Anna Karenina»
- 67 **Knorrs Liste**
- 67 **Jazz** Bill Evans
- 72 **Thiel** «No Billag»
- 72 **Namen**  
Zeit für Engel
- 72 **Fast verliebt**  
Single bleibt Single
- 73 **Unten durch** Nur Gutes
- 74 **Wein**  
Bordeaux von nebenan
- 74 **Zu Tisch**  
Restaurant «Sihlhalde», Gattikon
- 75 **Auto**  
Jeep Grand Cherokee SRT Night
- 76 **Darf man das?/Leserbriefe**

60 YEARS OF ADVENTURE  
AND DISCOVERY



*SuperOcean*  
**HERITAGE**  
SINCE 1957

BREITLING BOUTIQUE  
AUGUSTINERGASSE 48  
ZÜRICH



INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™

# Ihr Immobilienraum?



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus  
in 8127 **Forch-Küsnacht**  
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
[www.ufdeforch.ch](http://www.ufdeforch.ch)



5 ½ u. 6 ½ Zi. Terrassenhäuser  
in 8309 **Birchwil**  
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
[www.mira-birchwil.ch](http://www.mira-birchwil.ch)



1 ½ Zi. und 3 Zimmer Mietwohnung  
in 8708 **Männedorf**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
[www.loft-neugut.ch](http://www.loft-neugut.ch)



6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser  
in 8414 **Buch am Irchel**  
Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



5 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung  
in 8708 **Männedorf**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
[www.lagovista.ch](http://www.lagovista.ch)



5 ½ Zi. Terrassen-Mietwohnungen  
in 8610 **Uster**  
Desirée Keller Tel. 044 316 13 15  
[www.schwizerstrasse35.ch](http://www.schwizerstrasse35.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 2 DEFH  
in 8332 **Rumlikon**  
Desirée Keller Tel. 044 316 13 15  
[www.grueens-doerfli.ch](http://www.grueens-doerfli.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
in 8118 **Pfaffhausen**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Terrassen-Eigentumswohnungen  
in 8135 **Langnau am Albis**  
Michael Knecht Tel. 044 804 34 34  
[www.bellesterrasses.ch](http://www.bellesterrasses.ch)



3 ½ Zi. Dach-Eigentumswohnung  
in 8184 **Bachenbülach**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
[www.ridere-bachenbuelach.ch](http://www.ridere-bachenbuelach.ch)



4 ½ Zi. Eigentumswohnung  
in 8127 **Forch-Maur**  
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
[www.amena-forch.ch](http://www.amena-forch.ch)



3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
in 8953 **Dietikon**  
Stefanie Bigler Tel. 044 316 13 11  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



7 ½ Zi. Atrium- und 5 ½ Zi. Reihen-EFH  
in 8302 **Kloten**  
Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88  
[www.panoramaweg-kloten.ch](http://www.panoramaweg-kloten.ch)



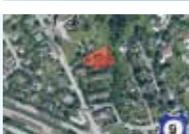
4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
in 8143 **Stallikon**  
Desirée Keller Tel. 044 316 13 15  
[www.zuerikon.ch](http://www.zuerikon.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
in 8102 **Oberengstringen**  
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
[www.visterrano.ch](http://www.visterrano.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
in 8404 **Stadel/Winterthur**  
Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



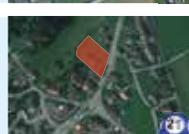
3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
in 8127 **Aesch-Maur**  
Stefanie Bigler Tel. 044 316 13 11  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



5 ½ - 6 ½ Terrassenwohnungen  
in 8103 **Unterengstringen**  
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser  
in 8476 **Unterstammheim**  
Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
[www.heerenweg.ch](http://www.heerenweg.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
in 8493 **Saland**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser  
in 8453 **Alten b. Andelfingen**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
[www.vecciaca.ch](http://www.vecciaca.ch)



4 ½ Zi. Terrassenwohnung  
in 8610 **Uster**  
Desirée Keller Tel. 044 316 13 15  
[www.schwizerberg.ch](http://www.schwizerberg.ch)

**Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?**

Melden Sie sich bei unserem Chef  [ulrich.koller@lerchpartner.ch](mailto:ulrich.koller@lerchpartner.ch) oder Tel. 052 235 80 00.

Unser aktuelles Angebot :

[LerchPartner.ch/angebote](http://LerchPartner.ch/angebote)

**Lerch & Partner**  
GENERALUNTERNEHMUNG AG  
**LerchPartner.ch**

**MINERGIE**<sup>®</sup>  
Member

**You Tube**

Zürcherstrasse 124 Postfach 322  
8406 Winterthur  
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden  
Immobilienmessen teil:

**SVIT**  
ZÜRICH

**SVIT Immobilien-Messe in Zürich**  
16. - 18. März 2018, Lake Side Zürich

**EIGENHEIM**  
MESSE  
SCHWEIZ

**Eigenheimmesse Schweiz in Zürich**  
6. - 9. Sept. 2018, Messe Zürich, Halle 6

# Offensichtliche Liebschaften

Von Philipp Gut — Der Bundesrat greift überraschend früh in den Abstimmungskampf um die «No Billag»-Initiative ein. Die Urheber des Volksbegehrens provozieren die Regierung zu einem Coming-out.



Frei heraus: Medienministerin Leuthard.

Wie muss sich der Bundesrat fürchten! Anders ist nicht zu erklären, dass er in dieser Woche vor Öffentlichkeit und Medien trat, um gegen eine Initiative zu kämpfen, über die wir erst am 4. März des nächsten Jahres abstimmen. Medienministerin Doris Leuthard (CVP) sagte an der Pressekonferenz vom vergangenen Montag denn auch frei heraus, sie trete deshalb so früh in die Arena, weil die Befürworter bisher das Feld beherrschten. Der Bundesrat benimmt sich wie eine Partei, die für ihr Anliegen lautstark die Werbetrommel rührt.

Man kann sich an dieser forcierten Behördenpropaganda stossen, klar. Man kann den Vorgang aber auch als hübschen Erfolg für die Initianten werten, die als politische Underdogs agieren. Ihren Ursprung hat die «No Billag»-Idee in den Kreisen der Jungparteien von FDP und SVP. Kein Zweifel: Bern ist nervös.

Ob die vom Bundesrat vorgebrachten Argumente allerdings geeignet sind, das Steuer herumzureissen, darf bezweifelt werden. Die «No Billag»-Initiative «schadet der Medienvielfalt und Meinungsbildung in der Schweiz», behauptet der Bundesrat. Die Initiative nehme «in Kauf, dass nur noch produziert wird, was rentiert». Dies erhöhe «den Einfluss privater Geldgeber und ausländischer Konzerne».

Hoppla. Wer spricht denn hier? Eine Heimat-

schutzpartei im nationalen Medien-Réduit? Allen Ernstes hält es der Bundesrat für verderblich, wenn sich private Geldgeber im Wirtschaftszweig der Medienproduktion betätigen. Was daran schlecht und gefährlich sein soll, bleibt sein Geheimnis. Ausser bei den Schweizer Sozialdemokraten, die nach wie vor den Kapitalismus überwinden wollen, dürfte diese Attacke auf die Marktwirtschaft auf nicht allzu viel Verständnis stossen.

Ähnlich scheppernd kommt das Argument daher, es gehe darum, den Einfluss «ausländischer Konzerne» zurückzudrängen. Man staunt: Derselbe Bundesrat, der sonst keine Gelegenheit auslässt, zu betonen, wie wichtig der gegenseitige ungehinderte Marktzugang für in- und ausländische Unternehmen sei, und international tätigen Firmen den roten Teppich ausrollt – derselbe Bundesrat will sich nun im Mediensektor in der Alpenfestung einbunkern. Wie war das noch mit der Weigerung von Regierung und Parlament, die vom Volk angenommene Masseneinwanderungsinitiative umzusetzen? Wie war das mit dem Dichtestress, mit der Zubetonierung der Landschaft, mit der Einwanderung in den Sozialstaat? Dies alles kümmert den Bundesrat erklärermassen nicht, aber vor ausländischen Medienkonzernen graut es ihm. Wer soll das verstehen?

## Achtung, Brüssel-TV!

Je genauer man hinhört, desto kurioser wird es. «Mit dem Wechsel zu einer rein kommerziellen Finanzierung nähme die Abhängigkeit von privaten Geldgebern und ausländischen Konzernen zu, und damit stiege auch die Gefahr der politischen Einflussnahme», raunt der Bundesrat. Welche politische Einflussnahme? Durch Brüssel-TV? Oder Radio Eriwan?

Amüsiert stellt man fest: Durch seine offensive Umarmung der SRG-Medien untermauert der Bundesrat, was man zwar immer schon ahnte, was er aber entrüstet von sich weist: die offensichtliche Seil- und Liebschaft zwischen dem Staat und den Zwangsgebührensendern. Es ist schon jetzt das Verdienst der «No-Billag»-Initianten, Medienministerin Doris Leuthard zu diesem Coming-out provoziert zu haben. Auch die SRF-Journalisten dürften dankbar sein für die Aufklärung: Sie wissen jetzt, dass die Mächtigen sie nicht fürchten, sondern ihnen als Hofberichterstatte soufflieren.

Mehr zum Thema: **Seiten 31 und 38**

# Brandretter



Oliviero Toscani, Fotograf

Nonne küsst Priester. Todgeweihter auf dem Aids-Sterbelager. Kopulierende Pferde. Hilfloses Neugeborenes an der blutigen Nabelschnur und so fort. Damals wollte Oliviero Toscani, inzwischen 75 geworden, mit seinen Schockbildern in einem Atemzug die Welt retten und viele bunte Pullover verkaufen. Dann zerstritten sich, nach achtzehn Kampagnen Jahren für die United Colors of Benetton, der Firmenboss Luciano Benetton und sein provokanter Werbeguru über Häftlinge in der Todeszelle. Jetzt haben die beiden überraschend wieder zusammengefunden: um den verlustbringenden Brand zu retten in einer Modewelt, die von Influencern – wie sie einst selber welche waren –, im Internet fremd- und trendbestimmt wird.

Benetton ist dank seinen Pullovern längst einer der reichsten Italiener geworden, besitzt Autobahnen, Flughäfen, Ländereien, Immobilien. Toscani, Sohn des ersten Fotoreporters des *Corriere della Sera*, lebt mit seiner Familie naturbewusst auf einer Pferdefarm in der Maremma, produziert und verkauft seinen Wein und betreibt eine Art mediales Zukunftslabor. Das Fotografenhandwerk lernte er an der Kunstgewerbeschule in Zürich und hing in der «Commercio»-Bar an der Schützengasse herum, wo sich die hübschesten, noch nicht vom Schlankheitswahn angekränkelten Mädchen der Stadt zeigten und ihn vielleicht zu einem späteren Kreuzzug anregten: Toscani denunzierte mit Fotos zerfallender, ausgezehrter Models die selbstmörderische Magersucht der Branche. Seine norwegische Frau Kirsti, sie ist die dritte, ein ehemaliges Mannequin, packt kräftig mit an auf dem Landgut; verheiratet sind sie seit vierzig Jahren. Toscani weiss, dass seine Provokationen untergehen würden in den reizüberfluteten sozialen Netzwerken. Auf der Suche nach der verlorenen Magie, sagt Benetton, würden sie «sicher nicht mehr einen Riesenpariser über den Obelisk auf der Place de la Concorde stülpen», und er werde, als mittlerweile 82-jähriger Nonno, nicht mehr splitternackt vor Olivieros Kamera posieren und rufen: «Wo sind meine Kleider?» Aber darum geht es. *Peter Hartmann*

## Kein Sondersetting

Von Christian Huber — Das Öffentlichkeitsprinzip gilt auch für Ueli Maurers Sohn.

Christoph Mörgeli verlangt in seiner Kolumne unter dem Titel «Schmuddelpresse und Sippenhaft» (*Weltwoche* Nr. 49/17) sinngemäss, dass das Strafverfahren gegen den Sohn von Bundesrat Ueli Maurer, der offenbar angetrunken einen Selbstunfall verursacht haben soll, unter Ausschluss der Öffentlichkeit durchgeführt wird. Begründung: «Er [Maurers Sohn] hat somit Anrecht auf Schutz seiner Persönlichkeitsrechte wie jeder andere Bürger auch.» Aber: Gegen «jeden anderen Bürger» würde öffentlich verhandelt. Mit anderen Worten: Mörgeli verlangt ein Sondersetting für den Bundesratssohn.

In einem demokratischen Rechtsstaat sind Gerichtsverfahren öffentlich, sie unterliegen der Kontrolle durch die Öffentlichkeit. Das war eine der Errungenschaften der Französischen Revolution und später der Märzrevolution von 1848 in Deutschland. Verkörperung dieses Öffentlichkeitsprinzips war die Beteiligung von Bürgern an der Rechtsfindung in Geschworenengerichten. Mit der Abschaffung des Geschworenengerichtes ging leider auch viel Transparenz verloren. Doch das Öffentlichkeitsprinzip der Justiz gilt nach wie vor.

Nicht öffentlich sind an sich nur Verfahren gegen Jugendliche oder wenn der Persönlichkeitsschutz von Geschädigten dies verlangt, etwa Opfern von Sexualdelikten. Seit der Einführung der neuen Strafprozessordnung werden gewisse Delikte zunehmend mit Strafbefehlen und dem sogenannten abgekürzten Verfahren abgeurteilt. Ankläger und Verteidiger handeln miteinander hinter verschlossenen Türen einen Deal aus, der Richter hat ihn nur noch zu genehmigen. Die Strafjustiz wird damit der Kontrolle der Öffentlichkeit ein Stück weit entzogen.

Dass aber gegen einen Angeklagten, nur weil er Sohn eines prominenten Politikers ist, hinter verschlossenen Türen verhandelt wird, ja die Öffentlichkeit nicht einmal erfahren darf, wozu es denn eigentlich geht – das ist Kabinettsjustiz in reinsten Form und eines demokratischen Rechtsstaats nicht würdig. Auf diese Weise erwecken die Hinwiler Bezirksrichter den Anschein, dem Bundesratssohn eine Sonderbehandlung angedeihen zu lassen, die Normalsterblichen verweigert wird. Damit ist dem Bundesratssohn nicht gedient und schon gar nicht dem Ansehen der Justiz.

Christian Huber, Mitglied der SVP, war Oberstaatsanwalt, Oberrichter, Präsident des Geschworenengerichts und Regierungsrat des Kantons Zürich.

## Selektiv empört

Von Rico Bandle — Folklore-Rocker Trauffer steht unter Sexismusverdacht, weil in einem seiner Videos ein Mädchen das Dirndl hebt. Bei frauenverachtenden Rappern drückt man ein Auge zu.

Der Song könnte zum Hit in den Festzelten werden. «Sie schüttlet ihri Zöpfli und lüpft ihres Röckli», singt «Alpentainer» Marc Trauffer in seinem neuen Lied «Geissepeter». Im dazugehörenden Video hebt das lächelnde Heidi ihr Dirndl tatsächlich ein paar Zentimeter in die Höhe und stopft ihr Décolleté mit Stroh aus, damit die Brüste grösser wirken. So will sie den Geissenpeter um den Finger wickeln. Der ganze Film ist stark überzeichnet. Man kann das doof finden, die meisten Leute aber finden es wohl lustig, zumindest nach ein paar Gläsern Alkohol. Trauffer will mit seiner Musik nur unterhalten, das betont er immer wieder. Er verfolgt keinerlei gesellschaftliche Mission, erst recht nicht eine politische.

Doch jetzt wird ihm das plötzlich unterstellt: Das Lied und das Video seien «sexistische Kackscheisse», meinte Moderatorin Gülsha Adilji in ihrer Sendung auf Teleclub. Das Frauenbild, das er vermittele, sei nicht haltbar. Die quirilige Moderatorin erhielt sofort Support aus links-urbanen Kreisen, die sich über den «unterirdischen» Song empörten.

### Veganer vor dem Bratwurst-Stand

Natürlich ist es jedermann überlassen, heitere Partymusik auf ihre politische Korrektheit hin zu untersuchen. Auffallend ist aber, dass dies sehr selektiv geschieht. In vielen Rap-Songs, die vor allem bei männlichen Jugendlichen beliebt sind, wird unverblümt zu Vergewaltigung aufgerufen, viele Texte sind homophob und/oder antisemitisch. Und die Brüste der Frauen in den Videos sind nicht bloss mit Stroh aufgepeppt, sondern mit Silikon vollgestopft. Gegen diese Testosteron-Hurrikane ist die Trauffersche Heidi-Erotik ein sanfter Föhnwind.

Doch bei den Rappern bleiben Gülsha und Co. stumm. Auch als Radio SRF 3 am letzten Wochenende in der Hitparade einen gewaltverherrlichenden Rap abspielte («Ich fick' sie, bis ihr Steissbein bricht») und Frauen protestierten, war von ihnen nichts zu hören. Lieber geht man auf einen Trauffer oder einen Gölä los, die man in der Szene ohnehin uncool findet, als auf einen Rapper mit Migrationshintergrund.

Die selektive Empörung ist weit verbreitet. Wenn Vegan-Aktivistinnen ihre Anti-Fleisch-Protestaktionen durchführen, dann tun sie das bevorzugt vor dem Sternen-Grill am Zürcher Bellevue mit seinen St. Galler Bratwürsten. Nie aber vor einem Kebab-Stand. Der Grund dafür liegt nicht bei der Haltung der Tiere, die das Fleisch hergeben.

Schriftsteller Lukas Bärfuss prangerte in seinem vielbeachteten Wut-Essay von 2015, «Die Schweiz ist des Wahnsinns», den «braunen Mob» an, der in Zürich «am helllichten Tage» einen «jüdischen Mitbürger» angegangen hat. Der Jude musste herhalten, um Bärfuss' These zu stützen, die Schweiz sei zu einem rechtspopulistischen Schurkenstaat verkommen. An dem von Bärfuss angesprochenen Vorfall vom Juni 2015 gibt es nichts zu beschönigen. Der Haupttäter wurde mittlerweile verurteilt. Seither hat es hierzulande nichts Vergleichbares mehr gegeben. Aber weshalb schweigt Bärfuss, wenn in diesen Tagen Hunderte von Muslimen in Berlin «Tod den Juden» skandieren? Wenn in Paris die Strasse vor der jüdischen Schule jeden Tag von schwerbewaffneten Polizisten abgesperrt werden muss? Lieber wartet er darauf, bis endlich wieder einmal ein Schweizer ohne Migrationshintergrund eine Tat begeht, über die er sich dann genüsslich empören kann.

Solcher selektiver Protest ist der Glaubwürdigkeit wenig zuträglich. Man könnte auf die Idee kommen, den Empörten gehe es gar nicht um das, was sie vorgeben. Oder dass sie bei einzelnen Bevölkerungsgruppen einen anderen Massstab ansetzen, weil sie diese nicht für fähig halten, ihrem Wertekanon zu folgen. Das wäre dann wohl: Rassismus.



Trauffers Heidi-Erotik in «Geissepeter».

# O Jerusalem, Hauptstadt Israels

Von Hansrudolf Kamer — Nach der Schlappe des Islamischen Staates verkündet Trump die Verschiebung der US-Botschaft von Tel Aviv nach Jerusalem. Damit setzt er alle Beteiligten unter Druck.

Präsident Trump hat bis jetzt kaum aussenpolitische Akzente gesetzt. Grosso modo führte er die Politik seiner Vorgänger weiter und reihte sich in die Tradition der amerikanischen Weltpolitik ein, auch wenn seine Rhetorik anderes erwarten liess. Die Ankündigung, Amerika werde die Botschaft von Tel Aviv nach Jerusalem verlegen, ist nun aber ein Signal, das eine neue Politik in Aussicht stellt.

Der Friedensnobelpreisträger Barack Obama hatte mit seiner famosen Rede an die islamische Welt in Kairo 2009 dem traditionellen Friedensprozess, jenem zwischen Israelis und Palästinensern, den Todesstoss versetzt. Es war der Auftakt zu seiner Distanzierung von Israel. Sein persönliches Zerwürfnis mit dem israelischen Regierungschef Benjamin Netanjahu führte zur Blockade.

Die Anerkennung der Realität aber ist Voraussetzung für Fortschritt. «Heute bestätigen wir endlich das Offensichtliche», sagte Trump in klaren Worten. «Jerusalem ist die Hauptstadt Israels. Das ist nicht mehr und auch nicht weniger als die Anerkennung der Realität. Es ist auch richtig, das zu tun.»

Trump hatte im Wahlkampf die Verschiebung der Botschaft versprochen, und er hält sich daran – im Gegensatz zu den Clintons, Bushs und Obamas. Er zieht die Konsequenz aus den fünfzig Jahren, die seit dem Sechstagekrieg 1967 vergangen sind. Das geteilte Jerusalem ist seither unter israelischer Kontrolle. Dass ein Politiker für einmal ein Wahlversprechen erfüllt, statt es vermeintlich strategischen Interessen unterzuordnen, ist so selten geworden, dass es fast genial wirkt.

## Auch die Russen kalkulieren nüchtern

Der Nahostkonflikt ist nicht mehr, was er einmal war. Es geht bei Jerusalem nur noch um die Israelis und die Palästinenser. Die übrigen Teilnehmer des Sechstagekriegs haben die Wirklichkeit anerkannt (Ägypten, Jordanien) oder sind mit neuen Existenzproblemen beschäftigt (Syrien). Selbst die Russen, die hinter Nasser standen, kalkulieren heute nüchtern. Sie hatten schon im April Westjerusalem als Hauptstadt Israels anerkannt und sich dabei – wie Trump – für die Zweistaatenlösung ausgesprochen.

Die Russen versuchen nach dem Zurückdrängen des Islamischen Staates ihre diplomatische Rolle aufzuwerten. Putin empfing vor kurzem in Sotschi die Staatschefs der Türkei und des Iran, anschliessend in Moskau den saudischen König Salman. Auf dem Weg nach Kairo machte



Ausgetretene Pfade verlassen: Strassenszene in Jerusalem.

Putin Zwischenhalt auf der Luftwaffenbasis Hmeimim in Syrien und verkündete einen Teilabzug russischer Streitkräfte.

Wie es weitergeht, ist offen. Putin will auf jeden Fall mitreden, wenn die Dinge ins Rollen kommen. In Syrien stehen neben den russischen amerikanischen, iranische und türkische Truppen, die nicht einfach abziehen werden und die ihre Klienten weiter unterstützen. Das Assad-Regime ist zu schwach, um ganz Syrien zu kontrollieren. Die äusseren Mächte bestimmen weiter in hohem Ausmass die Geschehnisse des Mittleren Ostens.

Der amerikanische Kongress anerkannte Jerusalem als Hauptstadt Israels schon 1995. Der damalige Präsident Bill Clinton verzichtete auf ein Veto. Erst vor sechs Monaten votierte der Senat mit 90 gegen 0 Stimmen für die Verlegung der Botschaft – seltene Einigkeit über die Parteigrenzen hinweg. Es ist erstaunlich, mit welchen pawlowschen Reflexen auf Trumps Ankündigung reagiert wurde. Die alten Klischees wurden alle ausgegraben. Demokraten, die eben für den Umzug der Botschaft gestimmt hatten, kritisierten nun Trump. Der Präsident sah sich einer Ablehnungsfront aus Arabern, Europäern, Uno-Bürokratie, Medien und altgedienten Nahostdiplomaten im haus-eigenen Staatsdepartement gegenüber. Nicht, dass ihn das über Gebühr beunruhigt.

Die Chancen für Fortschritte sind da. Trump hat geliefert. Er wird von Israel etwas zurückverlangen. Seine Abkehr von der Politik Obamas und der Bruch mit der Nahost-Orthodoxie gibt ihm die Glaubwürdigkeit, Gegenleistungen zu fordern. Netanjahu wäre falsch gewickelt, sollte er Trump wie Obama behandeln.

Das erhöht den Druck auf die Palästinenser. Ihnen eröffnet sich die unangenehme Perspektive, dass sie sich zunächst einmal einigen müssen – die Fatah und die Hamas. Raketen aus dem Gazastreifen haben ihre Nützlichkeit überlebt. Erst dann sind Verhandlungen mit dem Erzfeind überhaupt möglich.

Sie werden sich auch zur Erkenntnis durchringen müssen, dass sie kaum mehr erhalten werden als das, was im Jahr 2000 Jassir Arafat angeboten wurde. Es war ein eklatanter Fehler, dass er das Angebot ausschlug. Jedermann wusste, dass in Camp David eine Friedensregelung skizziert worden war, wie sie später einmal zum Tragen kommen könnte.

Präsident Trump ist bereit, auch in der Aussenpolitik ausgetretene Pfade zu verlassen und den ideologischen Konsens zu zerstören, der Washington seit Jahrzehnten regiert. Er geht dabei keine grossen Risiken ein, denn er beweist einen geschärften Sinn für Realitäten. Dies wäre auch eine Grundlage für eine wirkliche Erneuerung Amerikas.

# Mann aus dem Schatten

Von Kurt W. Zimmermann — Die Aargauer AZ-Medien und die Regionalblätter der NZZ-Gruppe fusionieren. Gegen aussen wird der Deal als egalitäres Joint Venture verkauft. In Wahrheit ist es ein Bravourstück des Aargauer Verlegers Peter Wanner. Er schnappt sich die Hälfte des gesamten Verlagshauses NZZ.



Famoser Aufstieg: Peter Wanner.

Wer im Aargau jemand ist oder im Aargau etwas gilt, der steht auf der Einladungsliste zum «Aser». Anfang Dezember lädt der Aargauer Verleger Peter Wanner jeweils zu einem Essen in seiner Waldhütte bei Baden.

Zuvorderst kam dieses Jahr die Bundespräsidentin Doris Leuthard, dann war FDP-Präsidentin Petra Gössi da, Schriftsteller Pedro Lenz, ABB-Schweiz-Chef Remo Lütolf, SP-Nationalrätin Jacqueline Badran und SVP-Regierungsrat Ernst Stocker. Erstmals dabei war auch Eric Gujer, der Chefredaktor der NZZ. Das hatte einen speziellen Link. Denn eine Woche nach dem «Aser» gaben Verleger Peter Wanner und die NZZ-Gruppe ihr neues «Joint Venture» (JV) bekannt.

Joint Venture. Wenn in der Medienbranche dieses Wort fällt, muss man immer sehr vorsichtig sein. Das beschönigende JV-Wort soll oft die realen Machtverhältnisse einer Fusion etwas verwedeln. Genau so ist es bei diesem jüngsten Medienhandel. Es verschmelzen die AZ-Medi-

en aus Aarau mit den NZZ-Regionalblättern in Luzern und St.Gallen zu einer gemeinsamen Firma. De facto aber verschmelzen sie nicht. Der Aargauer Peter Wanner kauft die NZZ aus.

---

**Sämtliche kommerziellen Pluspunkte liegen bei den Aargauern. Und was bekommen die Zürcher? Nichts.**

---

Er übernimmt die halbe NZZ-Gruppe, wie man später sehen wird. Verleger Wanner sagt es so: «Die NZZ hat langfristig einen Ausstieg gesucht und wir einen Einstieg.»

Aussteiger und Einsteiger bringen in die gemeinsame Firma – ein 50:50-Konstrukt – ihre gesamten regionalen Zeitungs- Aktivitäten ein.

Das sind, auf NZZ-Seite, Titel wie *Luzerner Zeitung*, *St.Galler Tagblatt*, *Thurgauer Zeitung*, *Appenzeller Zeitung* und *Zentralschweiz am Sonntag*. Nicht eingebracht werden die traditionelle *Neue Zürcher Zeitung* und die *NZZ am Sonntag*.

Von der AZ-Seite kommen Titel wie *Aargauer Zeitung*, *Badener Tagblatt*, *Basellandschaftliche Zeitung*, *Solothurner Zeitung*, *Oltner Tagblatt* und *Limmattaler Zeitung*. Integriert werden auch die AZ-Sender Tele Züri, TV 24 und TV 25.

Nicht konsolidiert im JV werden vorerst die Radio- und TV-Kanäle mit staatlichen Konzessionen. Bei den AZ-Medien sind das Radio 24, Radio Argovia, Tele Bärn und Tele M1, bei der NZZ Radio FM1, Tele Ostschweiz, Radio Pilatus und Tele 1. Sie werden erst in zwei, drei Jahren integriert. Dann erst fällt die stupide Regel, wonach ein Medienhaus maximal zwei Radio- und TV-Konzessionen halten darf.

Die gemeinsame Firma wird einen Umsatz von etwa 450 Millionen Franken machen, einen Gewinn vor Steuern und Abschreibungen von gegen 50 Millionen und um die 2000 Angestellte beschäftigen. Peter Wanner kontrolliert damit nun das viertgrösste Medienhaus der Schweiz, hinter SRG (1,63 Milliarden Umsatz), Ringier (1,05 Milliarden) und Tamedia (1,0 Milliarden).

Wanner, mittlerweile 73, ist damit der bemerkenswerteste Aufsteiger, den die Schweizer Medienszene nach dem Krieg erlebt hat. Er führt seit gut 25 Jahren das Unternehmen, das ihm sein patriarchalischer Vater Otto Wanner erst in seinem Seniorenalter übergab. Als Wanner jun. 1990 an den Drücker durfte, machten das familieneigene *Badener Tagblatt* und die Druckerei einen Umsatz von gerade mal 50 Millionen Franken.

Dann begann ein famoser Aufstieg. Er folgte einem erstaunlichen Muster. Was Wanner auch anpackte, immer startete er aus der Position des Underdogs. Am Schluss war der Underdog oben. Stets begann Wanner seine unternehmerischen Schritte aus einer Position im Schatten. Am Schluss stand er in der Sonne.

### Eine Art Kolonialvertrag

Beim Deal mit der NZZ war es genauso. Als im Sommer die Gespräche mit der NZZ begannen, sass sich zwei eher ungleiche Partner gegenüber. Auf der einen Seite stand der Regionalverleger Wanner aus Würenlos. Auf der anderen Seite stand die selbstbewusste NZZ mit ihrem Anspruch auf Weltbedeutung.

Fünf Monate später einigten sich die beiden Parteien auf einen Vertrag, der schon fast einer Unterwerfung der NZZ nahekam.

Wenn man ein Joint Venture beurteilen muss, dann geben immer die gleichen drei Fragen Aufschluss über das interne Kräfteverhältnis. Erstens: Wer hat das Sagen im Verwaltungsrat? Zweitens: Wer hat das Sagen im Management? Drittens: Wer hat ein Vorkaufsrecht?

Wer hat das Sagen im Verwaltungsrat? Die Aargauer. VR-Präsident ist Peter Wanner von den AZ-Medien.

Wer hat das Sagen im Management? Die Aargauer. CEO der Firma ist Alex Wüstmann, der operative Chef der AZ-Medien.

Wer hat ein Vorkaufsrecht? Die Aargauer. Wanner kann laut Vertrag das Joint Venture nach einer gewissen Zeit zu 100 Prozent an sich ziehen. Die NZZ kann das nicht.

Sämtliche kommerziellen Pluspunkte liegen damit bei den Aargauern. Und was bekommen die Zürcher im Gegenzug? Nichts. Sie dürfen bloss den publizistischen Leiter stellen, der für Umsätze, Margen und Profite unerheblich ist. Nüchtern betrachtet unterschrieb die NZZ-Gruppe fast eine Art Kolonialvertrag.

«Im Verwaltungsrat wird das Konsensprinzip gelten», sagt Wanner. Natürlich. Nur, die wichtigen Weichenstellungen geschehen in jeder Firma im Alltagsgeschäft.

Interessant an der Übereinkunft ist vor allem der Passus über die künftige Mehrheit. Der Aktionärsbindungsvertrag zwischen den beiden Parteien regelt das detailliert. Die AZ-Medien haben einen Call, also das Recht, nach zehn Jahren ihre 50-Prozent-Beteiligung auf 100 Prozent aufzustocken. Die NZZ hat dieses Recht nicht. Die NZZ hat nur einen Put, also das

Recht, ihren Anteil schon nach wenigen Jahren an die Aargauer zu verkaufen. Und so wird es, wie in der Medienbranche üblich, wohl auch kommen. In ein paar Jahren wird Wanner das Joint Venture vollständig übernehmen.

Dann ist die NZZ-Gruppe nicht einmal mehr halb so gross wie heute. Ihr nun ausgelagertes Regionalgeschäft macht derzeit einem Umsatz von 240 Millionen Franken. Das ist mehr als die Hälfte des gesamten NZZ-Ertrags von 442 Millionen.

So bleibt die Frage, warum die NZZ-Gruppe einen so unvorteilhaften Deal eingegangen ist. Es hat viel mit Psychologie zu tun. Wanner, VR-Präsident des eigenen Unternehmens, musste niemandem mehr etwas beweisen. Verhandlungspartner Etienne Jornod, der VR-Präsident der NZZ-Gruppe, hingegen war in Beweisnotstand.

Wanner hat in 25 Jahren aus einem Kleinverlag ein Multimedia-Unternehmen mit 235 Millionen Franken Umsatz aufgebaut, zu dem ein halbes Dutzend Zeitungen, acht Radio- und TV-Sender und das innovative Internetportal *Watson* gehören.

Jornod fehlen solche Erfolge. Der Pharmaspezialist, der die Galenica-Gruppe gross gemacht hat, ist bei der NZZ blass geblieben. In seinen viereinhalb Jahren als Präsident hat das Unternehmen stagniert. Der Umsatz ging Jahr für Jahr zurück, der Gewinn blieb bescheiden. Jornod gelang keine einzige umsatzrelevante Akquisition oder Innovation. Auch sein Stammblatt *NZZ* verdient kein Geld.

Jornod brauchte also einen Befreiungsschlag. Dazu waren seine Luzerner Zeitung und sein *St. Galler Tagblatt* das ideale Pfand.

«Ich habe immer an die Zukunft der Regionalmedien geglaubt», sagt Wanner heute zu den Verhandlungen, «auf Seite der NZZ war man hier skeptischer». Jornod wollte das Risiko nicht eingehen, dass seine beiden rentablen Regionalblätter ebenfalls in den Abwärtstrend geraten könnten. Das hätte seinen Ruf als Unternehmer weiter unterhöhlt.

Regional-Profi Wanner gab ihm die Sicherheit, die *Luzerner Zeitung* und das *St. Galler Tagblatt* auf erfolgreichem Kurs zu halten. Sicherheit war wichtig für den Medien-Quereinsteiger Jornod. Er ging darum auch nachteilige Vertragsbedingungen ein. Das Zukunftsrisiko der NZZ ist nun zu gutem Teil ausgelagert und die Management-Verantwortung ist weitgehend delegiert. Dafür werden bis zur vollständigen Übernahme durch Wanner hübsche Dividenden an die NZZ fließen.

Erleichtert wurde der Deal durch persönliche Faktoren. Jornod und Wanner verstanden sich auf der menschlichen Ebene im Verlauf der Verhandlungen immer besser. Sie redeten viel über Fussball. Es war dies ein wichtiges Element, als sich der Tamedia-Konzern auf einmal in die Verhandlungen einmengte. Natürlich bekam man dort mit, was zwischen Wanner und Jor-

nod lief. Tamedia machte der NZZ-Gruppe darum ein Kaufangebot für die Mehrheit an ihren zwei Regionalblättern in Luzern und Zürich. Es war, wie man NZZ-intern versichert, ein äusserst attraktives Angebot.

Jornod lehnte ab. Er wollte lieber mit Wanner zusammenarbeiten und erst dann über den definitiven Ausstieg entscheiden als den sofortigen, wenngleich lukrativen Exitus.

### «Vormacht aus Baden»

Das Muster der NZZ-Verhandlungen war Wanner-typisch. Immer startete er aus dem Schatten zum Sieg.

Seine erste Grosstat war 1996 die Fusion seines *Badener Tagblatts* mit dem *Aargauer Tagblatt*. Der Fusionspartner war doppelt so gross wie das eigene Haus. Zur allgemeinen Verblüffung hatte dennoch Wanner hinterher das alleinige Sagen. Daran änderte nichts, dass *Tagblatt*-Aktionäre gegen die «Vormacht aus Baden» heftig protestierten.

Ähnlich überraschend kam sein Aufstieg in den elektronischen Medien. 2011 versteigerte Tamedia ihr gesamtes Radio- und TV-Geschäft wie *Tele Züri* und *Radio 24*. Als Bieter waren Unternehmen wie Ringier, Escor und Constantin-Film im Rennen. Unerwartet stand am Ende Wanner mit einem Kaufpreis von knapp 30 Millionen Franken als Sieger da. Mit einem Umsatz von 36 Millionen ist er seitdem der grösste private Radio- und TV-Unternehmer der Schweiz.

Sein letzter Deal aber ist sein grösster Deal. Wanner trat definitiv aus dem Schatten und stiess in die oberste Liga der Schweizer Medienindustrie vor.

Der Bundespräsident des nächsten Jahres ist Alain Berset. Er sollte den nächsten «Aser» in Wanners Waldhütte nicht verpassen – wenn er denn eingeladen wird. ○

## DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit [www.medicjobs.ch](http://www.medicjobs.ch) qualifiziertes Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.medicjobs.ch](http://www.medicjobs.ch)



## Personenkontrolle

**Thurnherr, Quadri,  
Wermuth, Sarasin,  
Goltermann, Schutzbach,  
Sommaruga, Inhauser, May,  
Juncker, Blocher, Fiala,  
Maurer, Müller**

**Walter Thurnherr**, Australien-Kenner, hat ein Herz für Amtspersonen mit doppelter Staatsbürgerschaft. So musste der Bundeskanzler diese Woche im Parlament zu einer Motion des Lega-Nationalrates **Lorenzo Quadri** Stellung nehmen. Der Tessiner will die doppelte Staatsbürgerschaft für Bundesräte und Parlamentsmitglieder verbieten lassen. In Australien zum Beispiel dürften Parlamentarier nur einen Pass haben, argumentierte Quadri in seinem Vorstoss. Darauf gab Thurnherr zurück: «Die Australier haben auch eine Vorschrift, die Barbesitzer verpflichtet, nicht nur die Gäste, sondern auch die Pferde zu bedienen. Nur weil es in Australien dieses Gesetz gibt, müssen wir es ja nicht hier noch einführen.» (hmo)

**Cédric Wermuth**, Vielredner, ruft die Obrigkeit im Ringen um das bessere Argument zu Hilfe. Er stört sich daran, dass Journalisten in diesem Land kritisch über die politischen Äusserungen von Wissenschaftlern berichten. «Rechtsnationale Medien» ritten «Kampagnen» gegen «die Freiheit der Wissenschaft». Wermuth denkt zweifellos auch an die *Weltwoche*, die über die linkspolitizierenden Historiker **Philipp Sarasin** und **Svenja Goltermann** sowie über die Gender-Forscherin **Franziska Schutzbach** geschrieben hatte. Letztere hatte dazu aufgerufen, «Rechtsnationale» aus dem Taxi zu werfen und gewählte Volksvertreter zu boykottieren. Wie will man solche Forderungen rechtfertigen? Der SP-Nationalrat, sonst nicht mundfaul, ist offenbar am Ende seines Lateins. In der Fragestunde vom Montag forderte er den Bundesrat auf, Massnahmen gegen unbotmässige Medien zu prüfen. (gut)

**Simonetta Sommaruga**, Kreative, verblüfft mit überraschenden Interpretationen. Die SP-Justizministerin erklärte in der Fragestunde des Nationalrats die sogenannten Aliasnamen von Asylbewerbern mit «verschiedenen Schreibweisen». Aliasnamen heisst, dass die Gesuchsteller immer wieder andere Namen angeben. Es handelt sich um ein Massenphänomen: In den letzten elf Jahren wurden 151300 Asylbewerber mit verschiedenen Namen erfasst. Dass es sich dabei nicht bloss um unterschiedliche Schreibweisen handeln kann, illustriert der Umstand, dass bei 42 500 Fällen auch abweichende Geburtsdaten angegeben wurden. Agiert



*Wusste er mehr?* Florian Inhauser.



*Chancen und Gefahren:* Doris Fiala.



*Naiv oder vorsätzlich?* Simonetta Sommaruga.



*Unter Einfluss:* Felix E. Müller.

Simonetta Sommaruga noch naiv – oder schon vorsätzlich? (gut)

**Florian Inhauser**, Wortakrobat, hat es faustdick hinter den Ohren. Der Ankermann der SRF-«Tagesschau» beeindruckt sein Publikum notorisch mit filigran gedrechselten Anmoderationen. Vor Wochenfrist etwa erzielten die EU und Grossbritannien im Brexit-Verhandlungspoker eine erste Schneemeile. **Theresa May** und **Jean-Claude Juncker** traten wie ein verliebtes Paar vor die Kameras, und

Inhauser kommentierte schlüpfzig: «Die beiden auf diesem Bild sind wohl etwas zu alt und zu wenig liiert für eine Zangengeburt. Und doch haben Juncker und May sichtlich eine hinter sich.» Kurz darauf legte der für grenzwertige Schmuseattacken bekannte EU-Kommissions-Präsident seine Hand treuerherzig um Mays Schulter. Was war zuvor in den Brüsseler Hinterzimmern abgegangen? Wusste Florian Inhauser mehr? So viel muss man ihm lassen: Die Sexismus-Keule hat ihn noch nicht totgeschlagen. (rz)

**Christoph Blocher**, EU-Kritiker, weiss, wie man mit Drohungen aus Brüssel umgeht. Bei der 25-Jahr-Feier zum EWR-Nein auf dem Casinoplatz in Bern kritisierte der Alt-Bundesrat, dass die EU den Finanzplatz Schweiz auf eine graue Liste gesetzt habe – wenige Tage nachdem die Schweiz der EU weitere Kohäsionszahlungen in der Höhe von 1,3 Milliarden Franken versprochen hatte. Vor dieser «grauen Liste brauche man sich jedoch nicht zu fürchten», beruhigte Blocher: Das Einzige, was ihn wirklich besorge, sei die Tatsache, dass jetzt noch mehr Reiche aus dem Ausland in die Schweiz kommen wollten, um vom hiesigen niedrigen Steuerregime zu profitieren. (hmo)

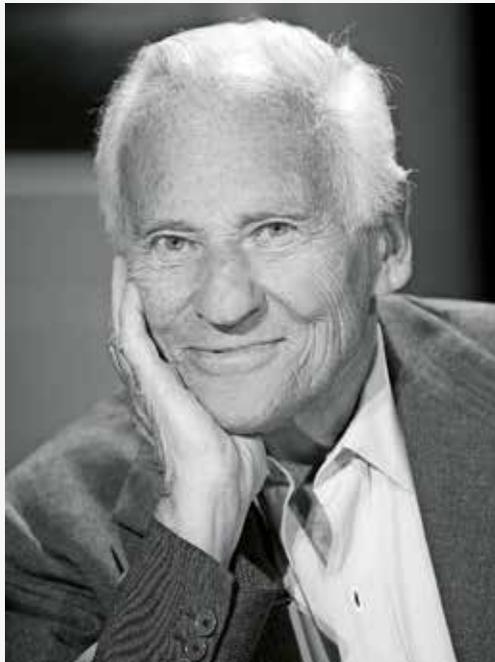
**Doris Fiala**, Polit-Aktivistin, ist offenbar derart alarmiert über die Höhenjagd des Bitcoins, dass sie mit heisser Nadel eine drei Zeilen umfassende Anfrage an den Bundesrat strickte und diese sogleich auf Facebook verbreitete. Von Finanzminister **Ueli Maurer** (SVP) wollte die Zürcher FDP-Nationalrätin wissen, wie die Regierung die Chancen und Gefahren von Kryptowährungen wie Bitcoin sowie der «sogenannten Blockain» (richtig: Blockchain) bewerte und was dies «für die strategische Ebene der schweizer (sic!) Politik» bedeute. Zum Glück hatten die Parlamentsdienste Erbarmen. Für das Ratsprotokoll besserten sie Fialas hingeschluderte Anfrage freundlicherweise aus. (fsc)

**Felix E. Müller**, Chefredaktor des Jahres, hat offenbar Probleme mit dem kleinen Einmaleins des Journalismus, der Recherche. In einem Artikel über «Russlands Einfluss in der Schweiz» in der *NZZ am Sonntag* unterstellte er, dass hinter den «Matrioschka-Gesprächen» des Swiss Russian Forum in Wirklichkeit die dubiose Stiftung eines noch dubioseren Putin-Vertrauten stehe. Leider bemühte sich Müller nicht, irgendeinen Beteiligten zu fragen. Lieber stützte er sich auf einen Eintrag auf der Website der Stiftung über eine «Matrioschka»-Veranstaltung in St. Petersburg – an der ein Stiftungsmitarbeiter als Gast teilgenommen hatte. Raum für Missverständnisse sollte es eigentlich nicht gegeben haben: Die Website erscheint neben Russisch auch auf Englisch, Französisch und Deutsch. (ww)

## Nachruf

**Jean d'Ormesson (1925–2017)** — Der Schriftsteller, der einst als jüngstes Mitglied in die Académie française der vierzig «Unsterblichen» aufgenommen worden war, brachte es auf die meisten Auftritte in Bernard Pivots legendärer TV-Runde «Apostrophes» und allen Literatursendungen seither. Wie Rockstar Johnny Hallyday hat d'Ormesson seit Jahren seinen Einzug ins Jenseits vorbereitet und vorgelebt. Seine späten Werke sind ein Lob des Lebens, nostalgische Rückblicke und ein permanentes Selbstgespräch mit Gott. Er hat mit seiner «Unsterblichkeit» kokettiert. Seinem ersten postum im Frühjahr erscheinenden Buch gab er den Titel «Und ich lebe noch». Inzwischen weiss man, dass noch ein Werk folgen wird, von dem die Tochter – eine Verlegerin – im Fernsehen die letzten Sätze vorlesen liess. Er formulierte sie ein paar Stunden vor seinem Ableben im Alter von 92 Jahren – Überschrift: «Hosianna ohne Ende».

Es ist, als ob mit Hallyday und d'Ormesson zwei Ikonen einer vergangenen Zeit auf Emmanuel Macron gewartet hätten, der mit dem Versprechen angetreten war, die Spaltung des Landes zu beenden. Die Revolution



«Und ich lebe noch»: Autor Jean d'Ormesson.

mit Reformen zu überwinden. Die Linke mit der Rechten zu vereinigen, das Volk mit der Elite zu versöhnen. Macron befand sich im Ausland, doch das Rendez-vous mit der Geschichte

und dem Tod hat er nicht verpasst. Für den aristokratischen Dichter griff er selber zur Feder, zu den Hinterbliebenen des Sängers, der aus dem Volk, ja aus der Gosse kam, schickte er umgehend Madame Brigitte. Im Invalidendom, wo sein Vorbild Napoleon begraben liegt, verabschiedete er d'Ormesson in die Ewigkeit. Auch Johnny Hallydays Trauerzug am Tag danach führte zu ihm: vom Grab des unbekanntenen Soldaten unter dem Arc de Triomphe über die Champs-Élysées und die Place de la Concorde, wo der König während der Revolution enthauptet worden war, in die Kirche La Madeleine. Erneut ergriff der Präsident das Wort.

Seinen Wahlsieg hatte Macron vor dem Louvre gefeiert, dem Tempel der französischen Kultur und früheren Palast der Könige. Seinen Einzug ins Elysée zelebrierte er mit einer Fahrt im offenen Jeep als Hommage an die Armee in Zeiten des Terrorismus. Die Trauerfeiern für d'Ormesson und Hallyday hat er zu seiner Krönungszeremonie stilisiert. Die alten Kämpen treten ab, die neue Welt des Weder-links-noch-rechts-Messias ist da und wird gefeiert. In zehn Tagen ist Weihnachten. *Jürg Altwegg*

## DER NEUE OUTLANDER PHEV

**4x4 PLUG-IN-HYBRID BIS 800 KM REICHWEITE  
AB CHF 39'999.-\***



Erfahren Sie mehr **bei Ihrem Mitsubishi Partner**  
oder unter **[mitsubishi-motors.ch](http://mitsubishi-motors.ch)**



\*UPE netto inkl. Bonus und MWST. PHEV Value 4x4, 203 PS CHF 39'999.–. Abb. PHEV Style Anniversary 4x4, 203 PS, CHF 50'999.– inkl. Bonus, NEDC Labor Norm-Energieverbrauch Strom 13.4 kWh/100 km (Benzin-äquivalent 3.3 l/100 km), NEDC Labor Normverbrauch Benzin bei voller Batterie (67% Elektro, 33% Benzin) 1,7 l/100 km, CO<sub>2</sub> 41 g/km, Kat. B, Hybrid-Normverbrauch bei leerer Batterie 5,0 l/100 km, CO<sub>2</sub>-Durchschnitt aller verkauften Neuwagen CH: 134 g/km. 54 km rein elektrische Reichweite oder bis zu 800 km Gesamtreichweite (unter optimalen Fahrbedingungen). \*\*Quelle: European Alternative Fuels Observatory, [www.eafo.eu](http://www.eafo.eu)

## «Alle sind hinter dir her»

Sie hat als Tennis-Superstar alle Höhen und Tiefen erlebt. Ihre Karriere ist die faszinierende Geschichte von Fleiss, Leistung, Disziplin und Verzicht, aber auch von Lebensfreude und Leichtigkeit des Seins. Nach 23 Jahren an der Weltspitze tritt Martina Hingis jetzt zurück. Für die *Weltwoche* ist sie die Frau des Jahres.

**F**rauen haben es schwerer, wenn sie ganz oben stehen. Der geniale Tennis-Rüpel John McEnroe massakrierte seine Schläger und pöbelte gegen die Schiedsrichter. Fans und Journalisten gerieten in Ekstase. Martina Hingis, Schweizer Tennis-Wunder mit tschechoslowakischen Wurzeln, wurde von den Medien auf den Grill gelegt, wenn sie nicht nach der Pfeife der politischen Korrektheit tanzte.

Ihr Aufstieg vom Kindergenie zur Tennis-Welt Nummer eins im Teenager-Alter ist ein Sportmärchen, das hierzulande nie richtig gewürdigt wurde. Die NZZ nannte sie einmal typisch zwinglianisch eine «Unvollendete». Dabei ist Martina Hingis eine Frühvollendete. Sie war ein weiblicher Mozart des Filzballs, ein Naturtalent an Spielwitz, Strategie und Kreativität. Wäre sie vielleicht nur etwas öfter in den Krafraum gegangen, sie würde wohl heute noch nicht nur im Doppel, sondern auch im Einzel dominieren.

Was ist die Steigerung von senkrecht? Martina Hingis wurde 1980 in der Slowakei geboren. Mit acht kam sie in die Schweiz. Beide Eltern waren Spitzensportler. Die Mutter, Melanie Molitor, leitete das Training. Noch immer herrscht zwischen den beiden eine ganz spezielle Energie-Chemie. Das Gespann knackte zahllose Rekorde: jüngste Siegerin bei den Junioren in Paris. Jüngste Wimbledon-Gewinnerin. Jüngste Welt Nummer eins aller Zeiten im Damentennis. 209 Wochen lang beherrschte sie den Gipfel.

Gesundheitliche Probleme und der Aufstieg muskelbepackter Tennis-Frauen, die wie Männer aussahen, warfen sie zurück. Zweimal wagte sie ein Comeback, mit Erfolg. Sie meisterte Höhen und Tiefen, den Ruhm und den Gegenwind. Die Erfolgsfrau, die sich öffentlich nicht kleiner macht, als sie ist, erntet mehr Vorbehalte als das männliche Grossmaul, das mehr scheint als ist.

Martina Hingis war lange vor Federer und Wawrinka der erste Tennis-Weltbotschafter der Schweiz. Nach 23-jähriger Laufbahn trat sie jetzt zum dritten- und letztenmal zurück. Für die *Weltwoche* ist Martina Hingis, eigentlich überfällig, die Frau des Jahres.

Dank der Familie und den Pferden blieb sie geerdet. Ihre Mutter Melanie ist ein Phänomen an Kraft und Direktheit. Deren Lebenspartner Mario Widmer, als Sportjournalist ein Federer des Griffels, wirkte als Manager im Hintergrund. Dieser Schweizer

Familienbetrieb mit Migrationshintergrund hat aus eigener Kraft und Initiative Weltgeschichte geschrieben im Sport.

**Martina Hingis, Sie haben in diesem Jahr Ihre beeindruckende Karriere beendet, ein bedeutender Schritt. In welcher Stimmung treffen wir Sie zum Jahresende?**

Die Saison klingt aus. Es gab zuletzt viele Verpflichtungen für mich, Events, Preisverleihungen. Langweilig wurde es mir nicht. Ein bisschen Wehmut kommt auf, sicher. Vielleicht ist es auch noch nicht ganz eingesenken, aber es war ja ein Prozess. Mein Entscheid kam nicht von heute auf morgen.



*Hervorragendes Gespür:* mit Mutter Melanie, 1991.

**Tennis war Ihr Leben. Das hakt man nicht einfach ab.**

Ach, ich hatte doch schon zwei Unterbrüche. **Sie kamen doch immer wieder zurück.**

Es stimmt für mich, wie es ist. In den letzten vier Jahren konnte ich nochmals grosse Erfolge feiern. Wie viele Titel kamen noch dazu? Ich habe die Übersicht über die Statistiken verloren. Aber die Loslösung ergab sich. Zum Glück habe ich mehr gewonnen als verloren. Am Schluss fragte ich mich nach jeder Niederlage: «Warum tust du dir das noch an?»

**Gaben gesundheitliche oder andere Gründe den Ausschlag?**

Vielleicht war es eine gewisse Tennis-müdigkeit nach all den Jahren. Klar zwickt es da und dort, aber was vor allem nervte, waren die ewigen Interkontinentalflüge, die langen Reisen. Zudem war der Zeitpunkt günstig: Nach einem Sieg am US-Open und als Doppel-

Nummer-eins aufzuhören, ist schön. Man kann ja nicht meinen, im nächsten Jahr komme man wieder und schlage allen die Bälle um die Ohren.

**Wenn man so lange auf einem Spitzenniveau gespielt hat wie Sie: Woran gewöhnt man sich mit der Zeit eher, ans Gewinnen oder ans Verlieren?**

Die Siege habe ich zuletzt sicher mehr genossen als am Anfang meiner Karriere. Im Einzel war der Aufwand, war der Druck natürlich grösser.

**Und die Niederlagen? Verkräftet man sie mit der Zeit besser?**

Als ich im Einzel die Nummer eins war, war jede Niederlage ein Mist. Handkehrum: Wenn du die Eins bist, verlierst du nicht. Es war ein dauernder Kampf. Die Zeit zum Geniessen fehlte. Man konnte gar nicht richtig darüber nachdenken. Man geniesst den Abend nach dem Sieg. In Wimbledon gab es ein schönes Champions Dinner, danach ging es wieder los. Das nächste Ziel, die nächste Herausforderung. Alle wollen dich schlagen. Was ja auch schön ist, wenn alle hinter dir her sind.

**Blenden wir zurück: Wann hielten Sie Ihren ersten Tennisschläger in der Hand?**

Daran kann ich mich nicht erinnern. Ich spiele, seit ich denken kann.

**Das Racket war von Geburt an Bestandteil Ihres Körpers.**

*(Lacht)* Es gibt uralte Bilder. Auf dem Tennisschläger habe ich mich abgestützt, als ich noch gar nicht richtig laufen konnte.

**Heute käme wohl die Kesb.**

*(Allgemeines Gelächter)*

**Die erste bewusste Erinnerung ans Tennis?**

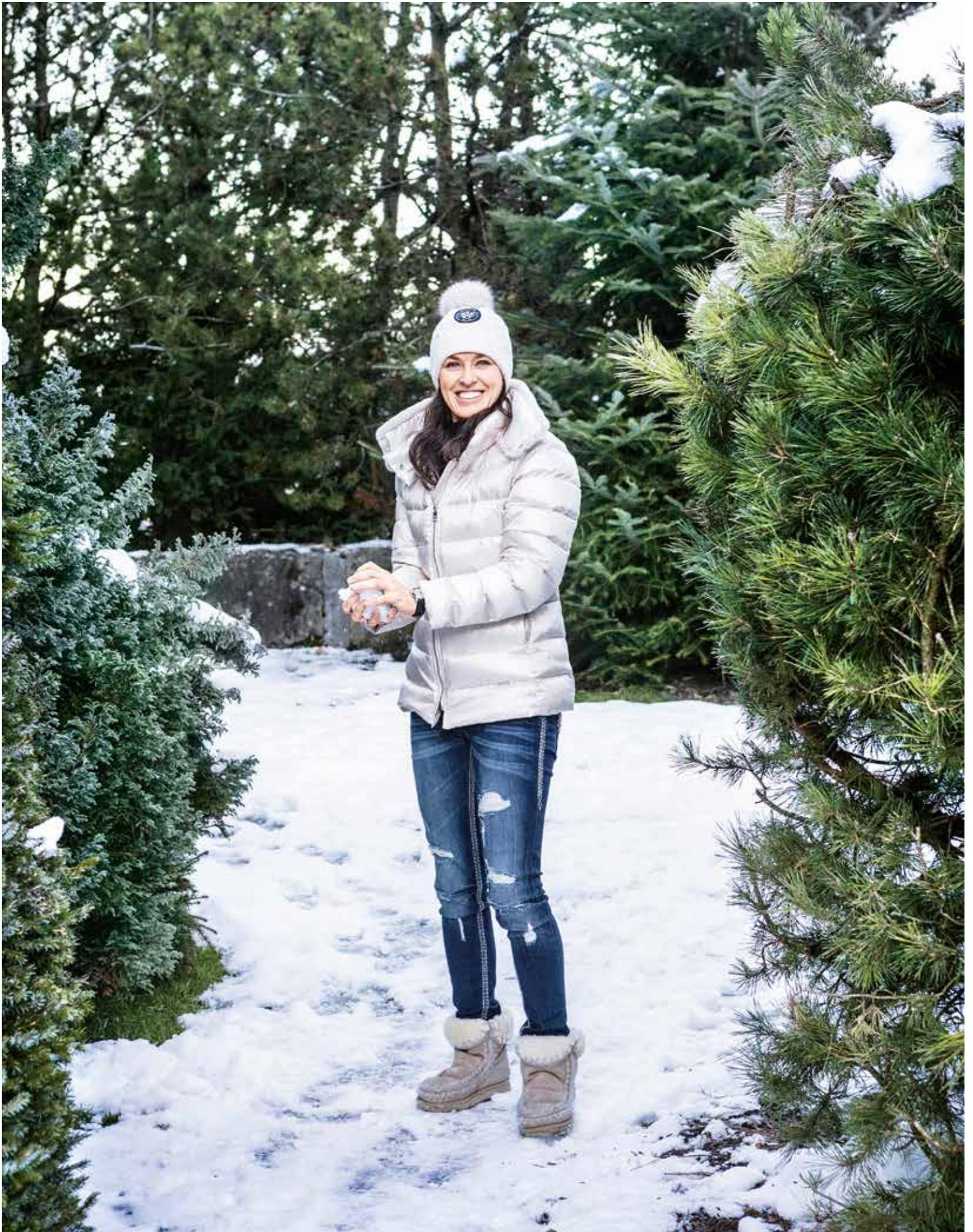
Ich war drei Jahre alt. Im Mini-Tennis zählten sie, wie oft ich übers Netz kam. Zuerst war es 50- bis 60-mal, irgendwann über 200-mal. Dann hörten sie auf, zu zählen.

**Dass Sie Tennis spielen würden, war sozusagen Ihr Schicksal.**

Ja. Meine Laufbahn war irgendwie vorgegeben. Erst recht, weil meine Mutter ja auch spielte.

**Sie wuchsen in der kommunistischen Tschechoslowakei auf. Viele setzten dort auf Sport, um nach oben zu kommen, um aus der Gleichschaltung auszubrechen.**

Meine Mutter nannte mich Martina, nach Martina Navratilova, der grossen Spielerin. Sie war ein Freiheitsideal, im Sport, aber auch darüber hinaus, als Person, als Chance im Leben. **Sportkarrieren in der Schweiz galten und gelten nach wie vor als Hochrisiko.** >>>



*Weiblicher Mozart des Filzballs:* Martina Hingis, 38, im Garten des Elternhauses in Schindellegi.

Anders in der Tschechoslowakei. Sport hiess Reisen, hiess Freiheit. Ausserdem war der Konkurrenzdruck enorm. Man wusste: «Wenn du es hier schaffst, schaffst du es auch draussen in der Welt.» Wie bei den Russen im Eishockey. Die Tradition war vorgeprägt durch Ivan Lendl oder durch Navratilova.

**Gab es jemals Momente, da Sie mit dem Tennis aufhören wollten? Man kennt das ja aus der Musik, wenn die Kinder ganz jung anfangen. Manchen verleidet es.**

Für mich stellte sich diese Frage nie. Klar gab es Tage, an denen ich weniger Lust hatte. Aber wir waren vierzig Kinder im Tennis. Meine Freundinnen spielten dort. Ich war begeistert dabei. Tennis war der Höhepunkt nach der Schule. Es war ein Gerangel, wer überhaupt auf einen der fünf Plätze kam.

**Wann war klar, dass Sie ein herausragendes Talent besitzen?**

Mit fünf, sechs spielte und gewann ich gegen die Neunjährigen.

**Sie waren ein Kindergenie, ein Wunderkind.**

Ich spielte einfach viel mehr als die anderen.

**Sie machten es mit Fleiss oder mit Talent?**

Den Spielwitz hatte ich früh. Das harte körperliche Training an sich machte mir weniger Freude. Ich war immer der spielerische Typ. Das Training mit meiner Mutter war sehr streng. Nach einer Stunde freute ich mich, mit den anderen zu spielen. Das habe ich richtig genossen. Wir spielten um Punkte, meistens Doppel. Eigentlich lag mir Doppel schon damals eher als Einzel.

**Sie durchlebten unter Ihrer Mutter, Melanie Molitor, noch die gefürchtete Ostblock-Schleifer-Schule?**

Nicht doch. Es gab allerdings einen Leistungsdruck in der Gruppe, eine Hierarchie. Von früh an musste man sich behaupten. Mit einer Freundin, die fünf Jahre älter war, spielte ich gegen die Jungs. Wenn ich da einen Chabis zusammengespielt hätte, so hätte ich meinen Platz im Team verloren.

**Aber es war nicht so, wie man sich das heute vorstellt, dass in dieser kommunistischen Sportkaserne mit brutalen Methoden sozusagen kleine Tennisroboter aus dem Boden gestampft wurden?**

Überhaupt nicht. Ich habe wunderbare Erinnerungen an diese Zeit. Meine Mutter hatte ein hervorragendes Gespür. Nicht umsonst ist sie eine der besten Trainerinnen der Welt. Sie schaffte es, verschiedene Typen an die Weltspitze zu bringen.

**Was bedeutet es für ein Mädchen, wenn die Mutter auch die Trainerin ist?**

Ich kenne nichts anderes. Wir waren und sind uns sehr nahe, das Leben lang.

**Keine zu grosse Nähe, keine Abnabelung?**

Sie hatte immer ein schützendes Auge auf mich, und es war eben auch eine enorme Unterstützung. Das Bedürfnis, mich abzunabeln, hatte ich nicht. Ich wusste: Wir sind ein Team. Und es ist einfacher, wenn ich auf sie zählen kann, als wenn ich es auf eigene Faust mache. Mario Widmer, mein Manager und der Lebenspartner meiner Mutter, spielte ab 1996 auch eine wichtige Rolle. Es war ein hervorragendes Zusammenspiel, eine Art Familienunternehmen.

**Mario Widmer:** Das Licht an deinem Auto brennt noch. Ich schaue nach.

**Dann kam der Gang in die Schweiz. Aus der tschechischen Kommunistenwelt in die gemütliche Schweiz. Wie war das?**

Hart, am Anfang. Vor allem sprachlich. Ich verstand fast nichts. Ich kam direkt in die



«Reiten erdet mich»: mit «Little Kiri», 1996.

zweite Klasse. Zum Glück fallen mir Sprachen leicht. Nach drei Monaten verstand ich Schweizerdeutsch, nach sechs Monaten merkte niemand mehr, dass ich nicht aus dem Rheintal kam. Ich integrierte mich schnell. In der Mathe hatte ich sogar immer Sechser.

**In der Schule waren Sie auch gut? Jetzt wird es langsam unheimlich.**

Meine Mutter stellte hohe Anforderungen. Ich musste mindestens Fünfer nach Hause bringen. Es war normal, dass man gute

---

**«Meine Qualität war, dass ich weiss: Wenn es darauf ankommt, mache ich keinen Fehler.»**

---

Leistungen zeigen musste. Bei einem Vierenhalber gab es kritische Rückfragen.

**Wie ging es in der Schweiz mit dem Tennis weiter?** Am Anfang spielte ich gegen Hausfrauen. Mein erstes Schweizer Turnier war in Landquart: Ich gewann auf Anhieb. So arbeitete ich mich nach oben.

**Es gibt Spieler, die jung extrem talentiert sind, aber dann doch den Durchbruch**

**international nicht schaffen. Sie schafften das. Warum?**

Ich hatte eine gewisse Lockerheit. Ich war sieggewohnt. Und ich spürte, weil ich meistens gegen Ältere spielte, dass ich Reserven hatte.

**Mit zwölf gewannen Sie das French Open der Juniorinnen. Dass man Sie dort überhaupt zugelassen hat!**

Das lief gar nicht so planmässig ab, wie es im Rückblick aussieht. Ich wagte einfach immer den nächsten Schritt. Als Zwölfjährige versuchte ich, U-18-Turniere zu gewinnen. Ich hatte zwar immer Druck, aber weil ich meinem Jahrgang voraus war, blieb ich unbeschwert.

**Sie wurden rasch berühmt als Tenniswunder. Wie erlebten Sie den Durchbruch 1994, 1995?**

Ehrlich gesagt: Die Trainings waren für mich viel stressiger als die Turniere. Den Match empfand ich damals fast als aktive Erholung. Natürlich gab es viele Erfolge, das war schön, aber es gab auch immer wieder Rückschläge, zum Beispiel, als mir die französische Spitzenspielerin Mary Pierce ein «Velo» verpasste.

**Ein «Velo»?**

6:0, 6:0. Das waren heilsame Schocks, so dass ich am Boden blieb.

**Tennis ist der definitive Psychosport. Am Ende entscheidet der Kopf. Es gab Talente wie Heinz Günthardt, dem die genialsten Schläge gelangen, am Ende aber verlor er gegen einen Krafthammerer wie Jimmy Connors. Warum verloren Sie nicht?**

Connors wusste, dass er ohne Fehler stundenlang von der Grundlinie den Ball schlagen konnte. Gute Spieler ziehen sich wenn nötig in die Defensive zurück und warten, bis der andere danebenhaut. Meine Qualität war und ist es noch, dass ich weiss: Wenn es darauf ankommt, mache ich keinen Fehler. Mein Hirn ist von klein auf so programmiert worden.

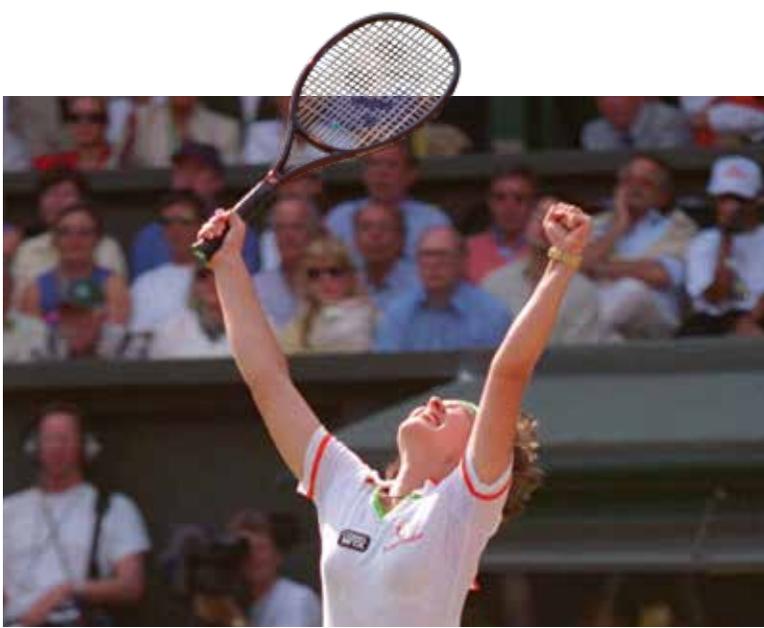
**Kann man das lernen, oder ist das angeboren?**

Die Automatismen hat man sich durch intensives, jahrelanges Training angeeignet. Klar, als Bewegungsideot kannst du es nicht schaffen. Übung macht den Meister. Man sieht den Ball kommen, spürt die Rotation, weiss, wie man sich hinstellen muss.

**Viele wissen, wie es geht, stehen richtig und hauen doch daneben. Weil es an Selbstvertrauen fehlt im entscheidenden Moment.**

Es ist eine Frage des erlernten Könnens. Wenn du Reserven hast, wenn du nicht am Limit spielst, dann passieren dir keine technischen Fehler. Das Geheimnis im Tennis ist die Zeit. Du musst immer Zeit haben.

**Federer zertrümmerte als Junior regelmässig seine Schläger, ebenso Borg. Dann gewöhnten sie sich um und wurden zu**



«Ich hatte eine gewisse Lockerheit»: Sieg in Wimbledon, 1997.



«Gewinnen ist das Schönste»: Triumph gegen Venus Williams, US Open 1997.



«Ich fühlte mich betrogen»: Niederlage gegen Steffi Graf, French Open 1999.



«Eigentlich lag mir Doppel mehr»: mit Sania Mirza, 2015.

### spielenden Eisblöcken. Mussten Sie diese Selbstkontrolle auch lernen?

Ich war wohl nie so verbissen. Und klar, es sieht halt nicht gut aus, wenn du dauernd dein Racket zerstörst. Auch für die Sponsoren nicht. Nur wenige Leute treiben einen im Tennis an die eigene Grenze. Bei mir waren es Venus Williams, Lindsay Davenport, Steffi Graf. Bei Federer ist es Nadal. In solchen Duellen kommt man schon an die psychologischen Limiten.

**Wussten Sie schon vor dem Spiel, wer gewinnen würde? Man spürt ja die Aura des Gegners, die subtilen Signale des Selbstvertrauens.**

So definitiv weiss man das nicht. Aber man spürt die Ausstrahlung des Gegners schon, manchmal merkte ich es bereits beim Aufstehen oder beim Insbettgehen. Man merkt einem Spieler auch an, wo er steht, wenn er auf den Platz kommt, wie er herumläuft, wie austrainiert, wie selbstsicher er ist.

**Zu Ihrer Zeit war die Deutsche Steffi Graf der absolute Massstab. Mit was für einer Einstellung spielten Sie gegen diese übermächtige Konkurrentin?**

Zuerst musste man so fit sein wie sie und dann auch noch besser Tennis spielen. Ich wusste: Ich bin eigentlich die bessere Spielerin. Es galt, ihre Schwächen auszunutzen. Mein Vorteil war, dass ich zehn Jahre jünger war. Mein Ziel war, sie immer möglichst schnell zu schlagen. Denn je länger der Match dauerte, desto mehr spielte sie ihre Routine aus.

**Zum ersten Mal schlugen Sie sie in Rom, 1995, später in Tokio. Schliesslich kam dieses Gigantinnenduell von Paris, im Juni 1999. Das war wohl der beste Frauentennismatch aller Zeiten.**

Ich hätte diesen Match gewinnen sollen, ja müssen. Ich lag einen Satz vorne, servierte zum Matchgewinn. Aber ich hatte mich etwas verausgabt und verlor am Schluss vom Physischen her.

**Zwischen Ihnen beiden muss eine enorme Rivalität bestanden haben. Beim Einspielen in jenem Paris-Final war Graf überraschend unsportlich. Sie spielte die Bälle extra an Ihnen vorbei, so dass Sie zum Beispiel am Netz keine Volleys praktizieren konnten.**

Das ist noch selten einem Journalisten aufgefallen. Aber es war so. Die Spannung war

extrem. Graf sah sich immer noch als Königin. Sie kam nach einer Verletzungspause zurück und glaubte, einen natürlichen Anspruch auf den Thron zu haben, was ich natürlich nicht einfach so hinnahm.

**Der Match war hochklassig, spannend, ein Drama. Sie lagen 7:5, 5:4 vorne und servierten zum Endspielsieg – mit neunzehn Jahren. Am Schluss verloren Sie den Satz und dann den Match. Was ging schief?**

Sie müssen sehen, ich war noch sehr jung. Eigentlich hätte ich den gewinnen müssen. Aber ich ärgerte mich über die Schiedsrichterin. Um es ganz ehrlich zu sagen: Ich fühlte mich von ihr betrogen.

**Es ging um einen Longline-Ball von Ihnen im zweiten Satz. Er war klar drin, das zeigen alle heutigen Fernhaufnahmen, aber die Schiedsrichterin gab ihn out. Graf wehrte sich auch nicht gegen den Fehlentscheid.**

Die Schiedsrichterin war sehr unerfahren. Als ich sie auf den Fehlentscheid hinwies, stieg sie nicht mal von ihrem Stuhl herunter. **Was Sie wiederum zur Todsünde veranlassete, auf Graf's Spielfeldhälfte zu gehen.** >>>

Wie gesagt, ich war noch sehr jung damals. Auf jeden Fall war deutlich zu sehen, dass es jenseits der Linie keinen Abdruck im Sand gab. Der Ball war drin.

**Sie weigerten sich dann weiterzuspielen, bis die Oberschiedsrichter kamen.**

Ich ärgerte mich zu sehr und verausgabte meine Energie, obschon ich heute weiss, dass es nichts bringt, mit den Schiedsrichtern zu streiten. Ich wurde dann ja nicht nur mit dem Fehlentscheid bestraft, sondern auch noch mit Punktabzug. Da geriet ich aus dem Tritt, kämpfte mich zwar nochmals ran, aber ich hatte zu viel Energie verpufft.

**Hat dieser Jahrhundertmatch einen Knacks hinterlassen? Sie gewannen nachher kein grosses Turnier mehr im Einzel.**

Nein, ich hadere nicht lange mit Niederlagen. Ich verlor ja nicht wegen des Tennis. Es waren die Umstände, vor allem die Schiedsrichterepisode. Ich fand es gemein, aber das war's auch schon. Neu war, dass damals zum ersten Mal das Publikum gegen mich war.

**Das waren aufwühlende Szenen, das ganze Stadion pfeift Sie aus, weil Sie die Schiedsrichterin kritisiert haben. Es gibt berühmte Kamerabilder: gross Ihr Gesicht, stoisch. Aber in Ihnen muss es gekocht haben.**

Ich war darauf nicht vorbereitet. Steffi Graf, die Rückkehrerin, war der Underdog. Ich galt als Favoritin. Ich konnte die Publikumsreaktion nicht verstehen. Klar war es aufwühlend. Es war der grösste Match der letzten vierzig Jahre. Aber es war nur ein Drama des Moments; es verrauchte nach ein paar Tagen.

**Sie waren noch ein halbes Kind, als Sie die umschwärmte, jüngste Nummer eins im Frauentennis wurden. Was ging in Ihnen vor?**

Man glaubt es fast nicht, aber es überraschte mich gar nicht. Ich war die Seriensiegerin, irgendwann musste sich das in der Welt-rangliste abbilden. Ich kann mich nicht erinnern, dass ich euphorisch gewesen wäre. Allerdings gab es meinem Selbstvertrauen einen Schub. Ich fühlte mich sehr stark. Und hatte das Gefühl, ich könne gar nicht mehr verlieren.

**Es kommt der Stress des Obenbleibens.**

Mein erster Gedanke war: «Jetzt darfst du dich nur nicht verletzen.» Und genau dann passierte es. Ich hatte einen Reitunfall.

**Sie ritten noch? Wahnsinn.**

Sehen Sie. Ich war eben nie fanatisch nur aufs Tennis ausgerichtet. Ich ging reiten, wir gingen Ski fahren. Der Eindruck, dass ich von meiner Mutter ausschliesslich auf Erfolg getrimmt worden wäre, ist falsch. Ich machte neben dem Tennis auch anderes.

**Was für eine Beziehung haben Sie zu Pferden?**

Das Reiten erdet mich, durchlüftet meinen Kopf. Man ist im Stall, putzt das Pferd, mistet. Es ist eine so ganz andere Welt als

dieser Tennis-Glitzerzirkus. Du bleibst normal. Mit dem Pferd hatte ich meine Ruhe.

**Ein Gegengift auch zu den Verlockungen des Jetsets?**

Auch. Vor allem meine Mutter schirmte mich vor den Versuchungen ab. Wir hatten immer ein intaktes Familienleben. In der Freizeit gingen wir eben Ski fahren, oder wir paddelten auf dem Walensee.

**Gab es Zeiten, in denen Sie abhoben?**

Sie kennen meine Mutter schlecht. Sie sorgte dafür, dass das nicht passierte. Sie ist nicht nur ein extrem energiegeladener Mensch, sondern zugleich auch sehr, sehr bodenständig und überhaupt nicht zu beeindrucken.

**Was auffiel und auch immer wieder gegen Sie verwendet wurde: Sie machten vor Spielen manchmal forsche Sprüche. Politische Korrektheit schien Ihnen nicht wichtig. Rückwirkend ein Fehler? Oder sind Sie so?**

Ich bin direkt. Allerdings gab es diese Wort-duelle eigentlich nur mit Steffi Graf. Das hatte damit zu tun, dass sie als ewige Nummer eins verletzt war und zurückfiel. Ich kam neu nach vorne. Graf hatte den Eindruck, sie hätte ein Abonnement auf den Spitzenplatz, als ob ich nur durch Zufall dort hingekommen wäre. Jetzt war ich aber da, und kampfflos wollte ich nicht aufgeben. Man muss sich ja nicht alles gefallen lassen. Die Medien bauschten es noch auf.

**Gibt es echte Freundschaft unter Tennisspielerinnen?**

Das kommt auf die Ranglistenpositionen an. Die Nummer eins und die Nummer zwanzig können sehr gut miteinander auskommen. Wenn man zu nahe beieinander liegt, wird es schwieriger. Es ist wie bei den Männern. Wir haben natürliche Rivalitäten, aber auf dem oberen Niveau respektiert man sich auch, und zwar gegenseitig.

**Wenn man heute den Spielern zuhört, hat man Eindruck, das seien alles engste Freunde, Federer und Nadal, Wawrinka und Djokovic. Auf dem Platz könnten sie sich umbringen. Ist die Freundschaftsduselei ehrlich oder Theater?**

Da müssen Sie schon die Männer fragen.

**Ich frage Sie.**

Es ist auch ein bisschen Theater. Politische Korrektheit eben. Man hasst sich nicht, aber man steht schon in einem Wettbewerb, in dem es um viel geht.

**Man braucht doch im Tennis einen ausgeprägten Killerinstinkt.**

Klar. Wie überall im Leben. Man geht ja nicht auf den Platz, um zu verlieren. Sonst kannst du ja gleich den *handshake* machen.

**Sind die Männer im Wettbewerb kollegialer als die Frauen?**

Das kann ich nicht beurteilen, aber meine Mutter hat mich so erzogen, dass Fairness und Sportlichkeit wichtig sind. Den totalen Egotrip hätte sie nie zugelassen.

**Was hat Ihnen Ihre Mutter gesagt, wie man am besten Siege und Niederlagen verkraftet?**

Es klingt jetzt etwas absurd, aber das Siegen war damals fast der Normalfall, weil man so viel dafür getan hatte.

**Und bei Niederlagen?**

Das nächste Mal besser machen, härter arbeiten. **Sie erlebten frühe Höhenflüge, aber mit 23 traten Sie bereits zurück. Was war der Grund? Das Aufkommen des Powertennis der beiden Williams-Schwestern? Oder waren es wirklich gesundheitliche Gründe?** Letzteres. Ich musste meine beiden Sprunggelenke operieren lassen. Danach hatte ich Angst, an die Grenze zu gehen, mir den Fuss zu vertreten.

**Das war der Preis für das harte Training in der Jugend?**

Nein, es hatte einen ganz anderen, banalen Grund. Ich hatte Probleme mit den Schuhen meines Ausrüsters. Pete Sampras hatte die gleiche Kleidermarke, aber bei den Schuhen eben einen anderen Hersteller. Es dauerte drei Jahre, bis ich wieder zurückkehren konnte.

**War die Enttäuschung riesig?**

Wer redet schon gern von Enttäuschungen? Ich hatte mein erstes Leben bereits hinter mir, acht Jahre Spitzentennis, davon vier

---

«In der Freizeit gingen wir Ski fahren, oder wir paddelten auf dem Walensee.»

---

Jahre als jüngste Nummer eins aller Zeiten. Das machte mich stolz, auch wenn die Verletzung natürlich schmerzte. Immerhin kam ich dann nochmals zurück, schaffte es bis auf den sechsten Weltranglistenplatz.

**Das Tennis hatte sich verändert. Sie verkörperten den tschechischen Stil, sehr angriffig vorne an der Grundlinie, die Bälle früh nehmend. Das wurde schwierig, als plötzlich die Muskelfrauen kamen, die immer härter hämmerten.**

Damals kam tatsächlich ein stärker kraftbetonter Stil auf, während ich das Spielerische betonte.

*(Geraschel an der Eingangstüre. Die Mutter, Melanie Molitor, tritt ein, offensichtlich nach einem Spaziergang mit dem Hund)*

**Fragen wir gleich die Trainerin: Frau Molitor, was braucht es, wenn ein Mädchen im Tennis ganz nach oben kommen will?**

**Melanie Molitor:** *(Lacht)* Es braucht viel, viel Freude und die Lust, einfach zu gewinnen.

**Was war bei Ihrer Tochter Martina grösser: das Talent oder der Leistungswille?**

**Molitor:** Sie kommt mit ihrem Minimalismus am Ende doch noch irgendwie durch. *(Lacht)*

**Hingis:** Aus dem Minimum das Maximum machen!

**Wie sah es mit dem Trainingseinsatz aus?**

**Molitor:** (*Lacht*) Ganz schwierig! Ich stehe natürlich hundertprozentig hinter Martina und werde nichts Schlechtes sagen.

**Inwiefern ist Martinas Siegermentalität durch die Kindheit in der Tschechoslowakei geprägt?**

Das war schon wichtig. Wer damals im Kommunismus Hirn und Charakter hatte, war nicht in der Partei. Das hiess, er hatte einen schlechten Job. Diese Eltern haben dann ihren ganzen Leistungswillen und ihre Kreativität in die Kinder investiert – weil sie ja vom Job nicht gefordert wurden. Viele intelligente Männer haben den Kindern geholfen. Man verliess die Arbeit schnellstmöglich, um sich dann zum Beispiel auf dem Tennisplatz oder im Eishockeystadion mit den Kindern zu verwirklichen.

**Wir sprachen vorhin über Siege, aber auch über empfindliche Niederlagen. Was haben Sie Martina in dunklen Stunden gesagt, wie zum Beispiel nach diesem Skandalmatch gegen Steffi Graf?**

«Racket in die Ecke, Tasche in die Ecke, sofort in den Wald oder in die Berge und nicht mehr daran denken. Kondition, Erholung.» So vergisst man das rasch.

**Wenn eine Frau Nummer eins werden will im Tennis, was braucht es noch? Wie bekommt man diese Siegermentalität?**

Man kann das lernen. Ich habe ja nicht darauf gewartet, ob sie den Siegeswillen hat oder nicht, wir haben einfach trainiert und Freude gehabt. Man arbeitet auf ein Ziel hin. Da ist nichts Geheimnisvolles.

**Und wenn eine immer die Beste ist, wie bewahrt man sie davor, überheblich zu werden?**

Martina war immer die Erste. Und sie war immer ruhig. Ich habe sie mal gefragt, als sie dabei war, als Dreizehnjährige die U-18-Europameisterschaft zu gewinnen: «Warum bist du so ruhig?» Und sie zu mir: «Ich gewinne ja immer, wieso sollte ich unruhig sein?» Dieses Selbstverständliche, dieses Natürliche – das ist für mich Martina.

**Haben Sie Martina ganz gezielt zum Tennisstar getrimmt?**

Bei uns zu Hause lagen Tennisschläger herum. Das war ganz natürlich. Ich musste sie nichts lernen, weil sie alles schon erlebt hatte. Das ist wie bei einem Klavierprofessor zu Hause. Da steht auch ein Flügel, auf dem die Kinder spielen und lernen.

**Warum kommt ihr beiden eigentlich immer noch so gut aus? Ihr habt alle Hochs und Tiefs erlebt. Diese Mutter-Tochter-Beziehung scheint alle Stromschnellen überstanden zu haben.**

Das Wichtigste für mich war immer unsere menschliche Beziehung. Nie hätte ich das Tennis zwischen uns kommen lassen. Es wäre mir vollkommen egal gewesen, wenn sie mir eines Tages gesagt hätte, sie

höre auf. Einmal wollte sie allein nach Wimbledon, ohne mich. Ich sagte: «Geh allein.»

**Frage an die Mutter: Was ist die Qualität, die Martina ganz besonders auszeichnet?**

Sie ist einfach die beste Spielerin. Sie ist nicht die Beste in der Statistik. Sie ist nicht die Beste Gewinnerin, aber sie ist technisch die Beste Spielerin.

**Mario Widmer:** Sie ist einfach eine geniale Spielerin.

**Und was ist ihre grösste Schwäche?**

**Widmer:** Das Gleiche.

**Molitor:** Es ist keine Schwäche, aber es ist so: Martina war nie eine Fanatikerin. Es gibt Fanatiker im Tennis, die alles, ihr Leben, ihre Umgebung, dem Erfolg unterordnen. Die haben dann vermutlich jedesmal einen Orgasmus, wenn sie auf dem Platz stehen. Das war bei Martina nie so.

**So ist Ihnen eigentlich vieles in den Schoss gefallen.**

**Hingis:** Sicher nicht. Wir haben immer trainiert. Die Leute wissen gar nicht, wie viel wir trainiert haben. Wir gingen kaum in die Ferien.

**Und der Ruhm: Wie sind Sie damit umgegangen?**

Ich habe es sicher genossen, es war auch eine Genugtuung.

**Was hat die Trainerin unternommen, damit es der Tochter nicht in den Kopf steigt?**

**Molitor:** Trainieren und leben. Schauen Sie sich diese Wohnung an. Wir schwelgen nicht im Luxus. Wir haben normale Möbel, normale Autos, keine Ferraris. Wir haben einfach gelebt, mit unserer Lebensfreude.

**Ihr seid als Familie normal geblieben.**

**Widmer:** Genau. Das Erfolgsgeheimnis dieser Familie ist ihre Normalität.

**Hingis:** Ich kenne sehr wenig Leute, die so viel Energie haben wie meine Mutter. Bei uns gilt der Grundsatz: «Wenn du etwas machst, dann machst du es richtig.»

**Und es gab keinerlei Reibereien, als Martina in die Pubertät kam?**

**Molitor:** Ach, das interpretieren die Leute total falsch. Sie denken, ich hätte Martina unterdrückt. Unsinn. Sie hat gemacht, was sie wollte. Nur im Tennis haben wir gemeinsam entschieden, im Team. Es war grossartig, als dann Mario auch dazukam.

**Droge Erfolg. Ein Thema? Man hat Angst, irgendwann ist fertig. Es kommen Entzugserscheinungen.**

**Hingis:** Bis jetzt nicht. Ich habe wieder Freude an den Pferden. Ich habe einen guten Partner. Heute habe ich mit kleinen Mädchen gespielt. Es sind neue Freuden.

**Was ist der schönste Moment Ihrer Karriere?**

Es gibt zu viele.

**Und was ist das Schönste insgesamt am Tennisleben?**

Das Gewinnen. Den Pokal halten. Die Erleichterung nach der Verwertung des Matchballs. Dass du die Beste bist.

**Und das Publikum? Gewöhnt man sich jemals an die grossen Kulissen, oder ist es immer wieder aufs Neue elektrisierend?**

Ich spiele jedenfalls vor Publikum viel besser, als wenn es kein Publikum gibt. Aber heute ist die Show viel gigantischer. Man kann das nicht mit meiner Zeit vergleichen.

**Mein Eindruck ist: Sie sind ein absoluter Superstar in Asien, in den USA, dort ganz besonders. In der Schweiz dauerte es lange, bis man Sie ins Herz schloss. Fühlen Sie sich bei uns ungerecht behandelt, verkannt?**

Es gab halt grosse Ausschläge in meiner Laufbahn, emotionale Wechselbäder. Und vergessen wir nicht, ich war die Pionierin. Die haben es immer etwas schwerer.

**Macht der Erfolg die Frau einsamer als den Mann?**

Ja, klar. Aber das wissen Sie ja.

**Viele Männer haben Mühe, wenn ihre Frauen erfolgreicher sind als sie selber.**

Natürlich muss ein Mann damit umzugehen lernen.

**Wenn die Frau sehr erfolgreich ist, wird die Luft dort oben sehr dünn für den Mann.**

Das stimmt, aber er muss ja auch nicht im gleichen Feld erfolgreich sein. Er muss einfach auf seinem Gebiet erfolgreich sein.

**Viele Ausnahmefrauen nehmen sich aus Rücksicht auf ihren Mann zurück. Damit sie ihn nicht erdrücken.**

Was ja auch nicht immer einfach ist für die Frau, die ja doch auch ein Ego hat. Und mit siebzehn als Tennis-Nummer-eins, das kann ich Ihnen sagen, ist es sehr schwierig. Die Frau sucht auch immer die *challenge*. Es funktioniert nicht, wenn der eine total überlegen ist. Am Ende braucht es die Balance.

**Die erfolgreiche Frau ist also einsamer als der erfolgreiche Mann.**

Vermutlich richtig.

**Molitor:** Bei einem erfolgreichen Mann warten immer schon fünf Frauen im Bett. (*Lacht*)

**Widmer:** Und wir müssen uns endlich vom Märchen verabschieden, dass Superstars, egal, in welchem Feld, irgendwie andere Menschen seien. Es sind normale Menschen mit normalen Problemen. Alles andere ist Kolportage, sind Journalistengeschichten.

**Hingis:** Normalerweise passt sich die Frau an, wenn der Mann berühmt ist. Dem Mann aber fällt es schwerer, sich anzupassen, wenn die Frau berühmt ist. Die Frau gibt sich auf, der Mann macht das nicht.

**Molitor:** Eine Frau muss einen intelligenten Mann finden, der über der Sache steht.

**Was werden Sie von diesem Tennisleben jetzt am meisten vermissen?**

Nichts. Ich werde wohl irgendetwas suchen müssen, das die Intensität ersetzt. Aber es kommen neue Herausforderungen. An die Leistungslimite muss ich nicht mehr gehen. Die Plackerei ist vorüber. Ich freue mich auf das Leben, das jetzt vor mir liegt. ○



Sieht offiziell aus.

## Essay der Woche

# Unsere tägliche Desinformation

Von *Christine Brink* — Schüler, Studenten, selbst Professoren können seriöse Nachrichten kaum von Fake News unterscheiden. Das haben Forscher der Universität Stanford herausgefunden. Skepsis gegenüber jeder Information kann nicht früh genug gelernt werden.

Fake News, die uns seit Präsident Trumps Wahl im Sekundentakt um die Ohren fliegen, sind nichts Neues. Früher sprach man von Desinformation und noch früher von Agitprop. Im Kalten Krieg, so trösten wir uns heute, ging es ja bloss um die grosse Politik. In Zeiten sozialer Medien, die besser «asoziale Medien» hiessen, leiden wir alle. Falschinformationen zur Maserimpfung, die zu Autismus führe; gefälschte Bilder von prügelnden Polizisten; Genmanipulation oder die Vergewaltigung der Lisa. Die von Russia Today über Wochen als politischer Skandal gepushten Enthüllungen entpuppen sich als Lügen. Alles, was im Netz auftaucht, kann falsch, halb wahr oder manipuliert sein.

### Schüler hinters Licht geführt

Es wird aber schlimmer. Die meisten Schüler, Studenten, selbst Professoren, berichten inzwischen diverse Studien, wissen nicht, wann Nachrichten Fake sind. Teenager tummeln sich in den sozialen Medien, ohne je nach der Quelle zu fragen. Junge Erwachsene mögen digital superkompetent sein, wenn sie durch die Websites toben. Doch sind sie meist ahnungslos bei der Einordnung. Sie können nicht checken, welche Informationen Vertrauen verdienen.

Eltern und Lehrer sind beim Führen durch den digitalen Dschungel überfordert.

Das grösste Problem mit den Fake News ist freilich unsere Unfähigkeit, sie zu bekämpfen. Festzustellen, wer hinter der Information steckt und ob sie unseres Vertrauens würdig ist, ist weit komplizierter, als es das Begriffspaar «wahr/falsch» nahelegt. Im Netz vermehren sich Halbwahrheiten, manipulative Überschriften und gutkaschierte Lügen. Was als schlichte Nachricht daherkommt, entpuppt sich als parteipolitische Propaganda. Interessen werden verschleiert, die Absender und Sponsoren auch.

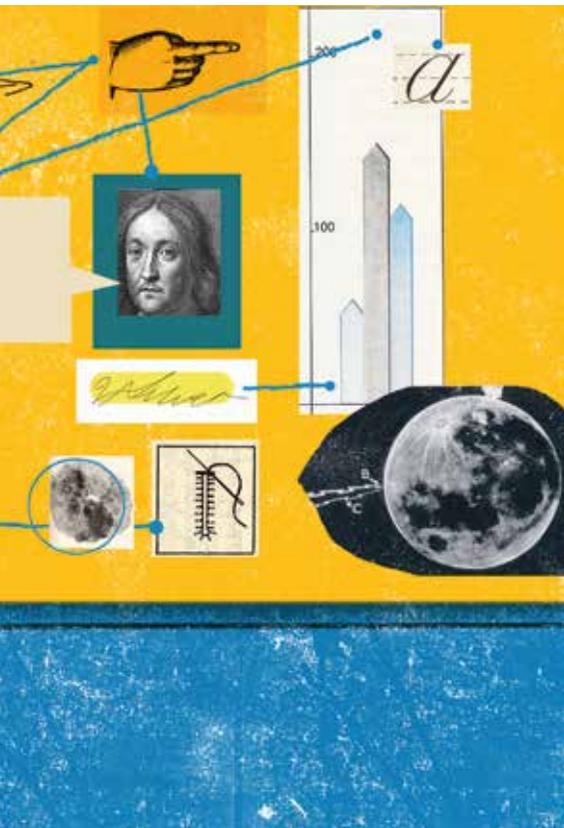
Da immer mehr junge Leute ihre Nachrichten aus den sozialen Medien bekommen, sollten sie besser instruiert sein, wie man die Inhalte bewertet. Doch das sind sie trotz aller Fingerfertigkeit nicht, wie eine Studie der Stanford History Education Group herausfand. Zwischen Januar 2015 und Juni 2016 testeten die Stanford-Forscher in zwölf US-Bundesstaaten 7804 Studenten sowie Ober- und Mittelschüler mit 56 Aufgaben. Fazit: Durch die Bank waren alle leicht hinters Licht zu führen.

Es ging bei dem Test nicht um Punkte oder Zensuren. Mit den Aufgaben sollten drei Kom-

petenzen getestet werden: Wer steckt hinter der Information? Wie sind die aufgeführten Beweise zu werten? Und was sagen andere Quellen zum Thema?

Über 80 Prozent der Mittelschüler konnten nicht zwischen gesponserten und einem wissenschaftlichen Text zum Thema Klimawandel auf einer Website unterscheiden – auch wenn der gesponserte Text deutlich das Logo einer Ölfirma zeigte und nicht verschwieg, dass er nicht redaktionell war. Macht doch nichts, denn der gesponserte Text war besser aufgemacht als der wissenschaftliche: Schöne Statistiken, Torten- und Balkengrafiken täuschten wissenschaftlich Gesichertes vor.

Werbung, die aussieht wie redaktioneller Text, gibt es schon lange. Ganz klein steht dann oben «Anzeige» oder «Sponsored Content». Das haben die meisten Schüler übersehen. Ganz klar in der Minderzahl waren die Schüler, die im Test erkannten, dass wer von fossilen Brennstoffen lebt, kaum ein objektives Urteil über den Klimawandel abgeben kann. Doch es waren nicht nur die jungen Mittelschüler, die mehrheitlich auf die von der Ölfirma gesponserte Seite reinfielen. Auch 70 Prozent der Oberschüler fanden sie überzeu-



ist, die Restaurants zu ihren Klienten zählt – Unternehmen, die ein Interesse an niedrigen Mindestlöhnen haben. Nur 5 Prozent der Studenten identifizierten den wahren Auftraggeber des Artikels. Der Rest hatte sich einlullen lassen von so hübschen Begriffen wie «Forschung», «Non-Profit» und «überparteilich».

Websites, die ihre Auftraggeber und deren Interessen verschleiern, füllen das Netz in Massen. «Unsere Ergebnisse zeigen», sagt Sam Wineburg, der das Stanford-Projekt leitet, «dass viele junge Leute nicht zwischen zuverlässiger und irreführender Information unterscheiden können. Wenn sie Opfer von Desinformation werden, können die Folgen schrecklich sein. Glaubwürdige Information verhält sich zu bürgerlichem Engagement wie saubere Luft und sauberes Wasser zur Volksgesundheit.» Der Professor legt nach: «Wenn Studenten alle Informationen für bare Münze nehmen, ohne zu fragen, wo sie herkommen, dann ist die demokratische Entscheidungsfindung gefährdet.»

Inzwischen kursieren im Netz Checklisten, wie sich Fake News identifizieren lassen: Hat der Text grammatische Fehler, zeigt er Werbung, werden keine Quellen genannt? Bloss haben die cleveren PR-Menschen solche einfachen Indizien längst ausgemerzt. Wineburg weiss Erstaunliches zu berichten. In einem Ex-

### Die Diskussionseiten von Wikipedia sind Goldgruben, wenn es um strittige Themen geht.

periment hat er zehn professionelle Faktenchecker, zehn Professoren von mehreren Universitäten und 25 zufällig ausgewählte Studenten aus Stanford, der selektivsten Uni der Welt, die gleichen Testaufgaben mit unbekanntem Websites erledigen lassen.

Die Unterschiede zwischen den Faktenprofis und den Akademikern waren dramatisch – und deprimierend. Die Profis fanden alles heraus; die Professoren machten so viel falsch wie die superschlauen Stanford-Studenten, die mit dem Netz aufgewachsen sind. Was haben die Forscher nun aus den Experimenten gelernt?

1 — **Lateral lesen.** Die Akademiker blieben im Text stecken und gingen so den Fälschern auf den Leim. Doch die Berufsprüfer haben die unbekanntem Sites sofort verlassen, um im Netz mehr über sie zu erfahren. Altmodisch gesagt: Quellenstudium.

2 — **Geduld.** Auch Faktenchecker gehen zuerst zu Google, wissen aber, dass Google das Ranking der Einträge manipuliert. «Ganz oben» heisst nicht unbedingt «ganz zuverlässig». Die ersten zwei Einträge werden indes von Studenten am liebsten angeklickt, und da bleiben sie auch. Anders die Profis: Sie scrollen immer weiter runter, checken die URLs und die zweizeiligen Kurzinhalte. Erst dann klicken sie.

3 — **Kluge Nutzung von Wikipedia.** Die Faktenprofis gehen als Erstes dorthin. Die Studenten müssten wissen, dass Wikipedia in der Regel die Zuverlässigkeit der Einträge überprüft. Die «Diskussionseiten» von Wikipedia sind Goldgruben, wenn es um strittige Themen wie Klima oder Waffengesetze geht. Überdies liefert Wikipedia ganz unten Referenzen, die weiter zum lateralen Lesen einladen.

Ein Geschichtslehrer, der mit den Forschern aus Stanford zusammenarbeitet und die Regeln im Unterricht anwendet, meint nüchtern: «Wir müssen sicherstellen, dass unsere Schüler fragende und gebildete Bürger werden, wir müssen aber auch Zeit aufwenden, um ihnen systematisch die detektivischen Techniken beizubringen, die man braucht, um nicht im Online-Wust unterzugehen.»

Von den Faktenprofis haben die Forscher um Sam Wineburg noch etwas gelernt: Der grösste Feind des Faktenchecks ist die Hybris. Wer übertriebenes Vertrauen in seine Fähigkeiten hat, den «Fake» zu erkennen, ist schon das Opfer eigener Hybris. «Sieht offiziell aus, ist es vielleicht, vielleicht aber auch nicht» – das wäre die bessere Einstellung.

Wineburg findet, dass man mit dem Training anfangen müsse, wenn die Kinder ihr erstes Gerät bekommen. «Wenn ich als Kind aus dem Haus ging, fragte meine Mutter: <Wohin? Mit wem? Wie heissen deine Freunde, wo wohnen sie?>» Just solche Fragen sollten Eltern den Kids stellen, wenn die ins Netz gehen: «Wo hast du das her? Wer steckt dahinter? Woher weisst du, dass das glaubwürdig ist?» «Die Werkzeuge, die wir erfunden haben, haben uns im Griff, nicht umgekehrt», klagt der Professor. Mit den Schritten, die seine Forschungsgruppe empfiehlt, kann man das vielleicht umdrehen.

### Von Stalin retuschierte Fotos

Skepsis gegenüber jeder Information kann nicht früh genug gelernt werden. Fake News sind heute weit mehr als die weiland von Stalin retuschierten Fotos, auf denen in Ungnade gefallene Politbüro-Mitglieder verschwunden waren. Digitale Bildung hat weit weniger mit Whiteboards und Tablets im Klassenzimmer zu tun als mit Lehrern, die das Erkennen von Fakes gelernt haben und den Kids den Unterschied zwischen Gerücht und Wahrheit beibringen können. Das kostet nicht Milliarden, sondern nur Zeit für viel Recherche.

Facebook hat nun damit begonnen, manche Einträge als «fragwürdig» oder als «falsch eingestuft» zu klassifizieren. Die Probanden eines Experiments am Dartmouth College haben diese Etiketten zwar weitgehend beherzigt, hielten aber Nachrichten, die solche Warnungen nicht enthielten, für «implizit wahr». Und wenn da Facebook seine Einträge je mit «true» (wahr) versieht? – Bitte trotzdem gegenchecken. ○

gender als den wissenschaftlichen Text, der ebenfalls zur Begutachtung stand.

### Alles, was seriös wirkt

In einer anderen Aufgabe mussten die Schüler einen Online-Kommentar zur Gesundheitsvorsorge auseinandernehmen. Sie sollten erkennen, dass der Autor «Joe Smith» weder ausgewiesener Experte war noch fürs Gesundheitsministerium arbeitete. Schlimmer noch: Was er behauptete, wurde nicht durch Zitate oder Links zu anderen Artikeln verstärkt. Die Schüler hätten eigentlich bei dieser Sachlage sehr skeptisch sein müssen. Doch mehr als 40 Prozent der Probanden waren bereit, den dubiosen Text für ihre Recherchen für eine Hausarbeit zu benutzen. Sie nahmen die Zahlen von «Joe Smith» für bare Münze.

Ein Schüler schrieb gutgläubig: «Weil die Person Statistiken benutzte, hielt ich die Quelle für zuverlässig.» Mittelschüler schätzen Statistiken als Werte an sich, egal, woher die Zahlen kommen. Aber auch College-Studenten seien nicht viel klüger, resümieren die Forscher aus Stanford.

Sie hatten die Aufgabe, auf einer Website über Mindestlöhne im Fastfood-Sektor mehrere Quellenangaben und weiterverführende Links zu untersuchen. Der Artikel hatte alles, was seriös wirkt: Links, die zu neuen Links führten, zu Instituten und Zeitungen.

Nur: Die Studenten blieben unbekümmert bei Minimumwage.com. Sie verliessen die Website nicht, um sie gegenzuchecken. In diesem Fall hätten sie herausgefunden, dass das «Institut» hinter dem Artikel eine PR-Firma

# Kugelhagel der Vergangenheit

Von Hans Ulrich Gumbrecht — Wie ich in der kolumbianischen Modellstadt Medellín einem akademischen Festakt beiwohnte und dabei die gewaltdurchtränkte Seele des Landes von Pablo Escobar, Fernando Botero und Gabriel García Márquez erkundete.

Gut zweihundert Personen füllten morgens um zehn Uhr schon die fensterlos aufsteigenden Sitzreihen im Audimax der privaten Wirtschaftsuniversität von Medellín, Kolumbiens zweitgrösster Stadt. Zur Zwanzig-Jahr-Feier ihrer geisteswissenschaftlichen Fakultät hatten sich die für solche Anlässe typischen, eher schlechtgelaunten Studenten und pflichtbewusste oder aufstiegsorientierte Professoren aller Altersgruppen versammelt, hinter den reservierten Plätzen für akademische Würdenträger und lokale Honoratioren. Als finanzstarke und hoch gerankte Institution frönt «Eafit», so heisst die Universität, der subkontinentalen Begeisterung für pompöse Rituale und ihre Choreografien.

Eine junge Schönheit, in unübersehbar teurer und zugleich betont klassischer Mode, sprach gekonnte Begrüssungsworte mit dem ans Kastilische erinnernden Akzent ihres Landes, stellte die vielen Glückwunsch- und Gedächtnis-Redner – lauter Männer – vor und rief sie dann zum blumengeschmückten Pult auf die Bühne, um mit meiner Person, dem «ausländischen Festredner», zu schliessen. Eine gute Stunde später und nach höflichem Applaus des nun auf einen Sektempfang gestimmten Publikums fragte ich Dekan und Rektor, wie man denn der jungen Kollegin und Vorrednerin zu ihrem eindrucksvollen Auftritt gratulieren könne. Grossen Dank für die positive Reaktion – aber sie sei längst gegangen, erfuhr ich, für solche Aufgaben engagiere man in Kolumbien Models mit rhetorischer Ausbildung.

## Zöllner im Astronauten-Look

Auch die weiteren Jubiläumsakte vollzogen sich in ironiefreiem Ernst und ohne die Hygiene politischer Korrektheit, wie sie anderswo heute über den Universitäten liegt. Zur Feier des Tages hatte «Eafit» die monumentale Sammlung visueller Dokumente über die Geschichte Kolumbiens aus dem Besitz einer Hamburger Einwandererfamilie mit jüdischem Namen erworben und ausgestellt. Niemand schien zu wissen, wann und warum diese Familie nach Medellín gekommen war, aber



Bleierner Schauer: «Tod von Pablo Escobar» von Botero.

Einfluss im Kaffeegeschäft habe sie seit den späten vierziger Jahren schnell erworben. Unter Hunderten von Stichen und Gemälden faszinierten meine Kollegen vor allem jene Motive, welche die physische Kraft der «Eingeborenen» (*nativos*) illustrierten, und auch die Darstellungen ordentlich gehegter Coca-Plantagen. Vor dem Blitzlicht der Zeitungs-fotografen überreichte mir der Rektor einen handschriftlich gewidmeten Katalog (weniger formell lässt sich die Geste nicht beschreiben), und dann wartete das Grossraumtaxi pünktlich für die Fahrt zum Mittagessen.

Längst hatte ich die Einreise mit den Zöllnern im Astronauten-Look einer längst vergangenen Zukunft vergessen und auch das Bananenrepublik-Gefühl am Flughafen von Panama, der beinahe unvermeidlichen Zwischenstation auf dem Weg hierher, wo jede Billigware noch billiger für Dollar-Cash zu haben ist. Denn in Medellín scheint die Welt

auf einmal in solider Ordnung zu sein: Die von Andenausläufern umgebene Zweimillionenstadt gewinnt Uno-Preise für ihre fortschrittlichen Verkehrslösungen; weder das Bügelbrett noch der Adapter für die Steckdosen fehlen in meiner Mini-Suite; Kellner bieten allerlei Varianten von Schweinefleisch als Tages- und nationale Spezialitäten an, vor scharfen Gewürzen wird besorgt gewarnt, und der hochprozentige Schnaps hat keinen eigenen Namen, entdeckte ich, während meine Kollegen schon geduldig, aber auch unmissverständlich auf die Rechnung warten.

Dies ist die Kulisse eines traditionellen und auch neuen Kolumbiens, nach dem Ende des Dreifrontenkriegs zwischen paramilitärischen Truppen reicher Landbesitzer, Killeinheiten von Drogenhändlern ohne öffentliches Gesicht und uniformierten Einheiten der Regierung; die Kulisse einer angeblich erholten Nation, die an ihrer neuen lückenlosen Nüchternheit nur deshalb nicht erstickt, weil sie zugleich unter der Gewitterwolke einer singulären Vergangenheit lebt. Mit noch lebendiger Furcht und patriotischem Stolz ragt diese Vergangenheit in die Gegenwart über die Zahlen der le-

gendären Kokainkartelle und die Geschichten von ihrem ungekrönten König Pablo Escobar, der 1949 in der Provinzstadt Rionegro als Sohn rechtschaffener Eltern geboren und 1993 in Medellín erschossen wurde; dessen Jets und U-Boote zu seiner Glanzzeit in den achtziger Jahren und meist über Panama achtzig Tonnen Kokainpulver pro Monat in die Welt schleusten, was ihn mit einem Privatvermögen von fünfzig Milliarden Dollar zum damals reichsten Mann der Welt machte; der, zum Abgeordneten gewählt, sein Vaterland in der internationalen Politik vertrat; der für Atlético Nacional aus Medellín den Aufstieg zum Fussball-Champion der südamerikanischen Copa Libertadores aushandelte und finanzierte, Sportplätze für Jugendliche und Wohnungen für Familien aus den Armutsvierteln baute; der in seiner am Ende mit der Regierung – statt einer Gefängnisstrafe – ausgehandelten Festung «La Catedral» einen Zoo mit Hunderten von Elefanten und

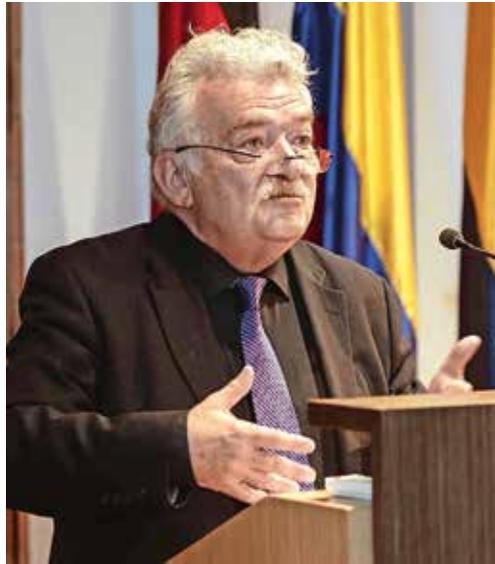
Nilpferden anlegte, deren Nachkommen heute auf den Bergen um Medellín ein für sie transkontinentales Wildleben führen sollen, und dessen Witwe, Geliebte und Söhne dem Robin Hood Kolumbiens ein öffentlich ehrendes Gedenken bewahren, während dankbare Anhänger ohne Namen Tag für Tag sein Grab mit Blumen schmücken.

### Institutionen des Verbrechens

Vielleicht kommt die Nachwelt mit Kriminellen solcher Dimension nur über Epen und über Kunst zu Rande. Neben unzähligen lebendigen Erinnerungen hat Pablo Escobar die international erfolgreiche Netflix-Serie «Narcos» inspiriert und auch mehrere Gemälde von Fernando Botero aus Medellín, der seit

### «Ihr habt die besten Universitäten, und wir die besten Literaten und Künstler.»

Jahrzehnten in Europa lebt und sich doch den «kolumbianischsten aller Maler» nennt. Auf einem von Boteros Escobar-Bildern blickt der Drogenmonarch in einen bleiernen Schauer von Kugeln, die schon blutige Wunden in seinen Körper gerissen haben – und zur letzten Ausweglosigkeit werden. Ein anderes Botero-Werk zeigt den toten Escobar auf den Ziegeln der Dächer von Medellín liegen, während der sprichwörtliche Polizist zufrieden und stolz den Blick einer Frau von der Strasse nach oben lenkt. Hier, wie auch sonst immer, wirken Boteros übergewichtige Figuren komisch und grotesk nur auf den ersten Blick – um dann alle Gedanken zu löschen und zu Dingen zu werden, zu klobig gegenwärtigen Dingen,



*Applaus und Blumen:* Festredner Gumbrecht.

die ihre Räume bis zur Klaustrophobie füllen und Schwerkraft zu einer existenziellen Bedingung machen.

So hat wohl das alte Kolumbien funktioniert, wo die Institutionen des Verbrechens ihre Opfer am Rand der Durchgangsstrassen kreuzigten und Fussballnationalspieler nach dem regelmässigen Ausscheiden bei Weltmeisterschaften exekutierten; wo sich Explosionen und Schiessereien mit barocken Räumen, vergoldeten Utensilien und Stierkämpfen aus der kolonialen Vergangenheit vermischten – so wie heute Escobars Aura in der Vorstellung von Nilpferd- und Elefantenherden weiterlebt. Wenn Gewalt das Eindringen von Körpern in Räume gegen den Widerstand von anderen Körpern ist, dann muss eine Kultur, deren Dinge alle Ideen und Begriffe absorbieren, aufgrund dieser Verdichtung des Realen beständig



*Welt von absoluter Konkretheit:* Medellín.

in Gewalt umschlagen. Die gewichtige Choreografie der akademischen Feier mit dem so gar nicht anorektischen Model als Rednerin und die konkrete Dokumentation der Vergangenheit in Stichen von Sklavenarbeit und Coca-Feldern, ja vielleicht sogar die ausführlichen Schweinefleischmenüs der Restaurants sind bloss die andere, die fatal komplementäre Seite des neuen Kolumbiens zu den Kreuzigungen und Kugelhageln seiner Vergangenheit.

Wie Fernando Botero und Pablo Escobar war auch Gabriel García Márquez, vielleicht der am intensivsten literarische aller Autoren des vergangenen Jahrhunderts, in Kolumbien geboren, und sein nachhaltiger Beitrag zur gedankenabsorbierenden Kultur des Landes mag ein paradoxales Leugnen der Dimension von Fiktion gewesen sein – «paradoxal», weil gerade ihn niemand in der Kraft der Vorstellung und Imagination zu erreichen schien. Mit seinem Meisterroman «Hundert Jahre Einsamkeit» hatte García Márquez eine gedrängte und gegenüber allen Veränderungen in der Zeit widerständige Welt von zwei Familien in dem Dorf Macondo heraufbeschworen, wo das ganz Unglaubliche zur Realität des Alltags wurde. Zum Beispiel ein Priester-Protagonist, der sich einige Zentimeter in die Luft erhob, wann immer er eine Tasse Schokolade trank, ohne damit je Erstaunen zu wecken, oder ein Kind mit einem Schweineschwanz in Korkenzieherform, das ganz selbstverständlich die Hoffnung weckte, Macondo von den hundert Jahren seiner unbeweglichen Einsamkeit zu erlösen.

### Lateinamerikanische Realität

All diese Details, behauptete «Gabo», wie ihn seine Freunde und Millionen von Verehrern in der ganzen Welt nannten, immer wieder, seien nichts als Beschreibungen von kolumbianischen Erlebnissen und ein Wiedererzählen seiner wirklichen Geschichten. Und tatsächlich ist der ursprünglich erfundene Name «Macondo» weit über Kolumbien hinaus längst zu einer positiven Formel der Selbstbezeichnung von lateinamerikanischer Realität geworden. Denn nichts kann als unwirklich oder gar fiktional gelten in einer derart gewichtigen Welt von absoluter Konkretheit – diese Konkretheit verdrängt Gedanken und Vorstellungskraft – und deshalb auch kann nichts in Kolumbien ohne ein Potenzial von Gewalt existieren.

«Amerika hat jetzt die Kultur von Europa ganz und gar ersetzt», sagt mir ohne weitere Kommentare oder Erklärungen der geisteswissenschaftliche Dekan beim dritten und letzten Mittagessen im selben Schweinefleisch-Restaurant, «ihr Nordamerikaner habt die besten Universitäten, und wir Südamerikaner die besten Literaten und Künstler». Bescheiden ist das nicht gerade, aber sehr bestimmt – und auch nicht ganz von der Hand zu weisen. ○

## Migranten-Milliarden-Wahnsinn

Von Christoph Mörgeli

Die Zahl ist schwindelerregend und beinahe unglaublich: 25 Milliarden Dollar sollen Einwanderer aus der Schweiz im Jahr 2016 zurück in ihre Heimatländer geschickt haben, schreibt der *Tages-Anzeiger*. Eduard Gnesa, Sonderbotschafter für internationale Migrationszusammenarbeit, sprach unlängst in einer Parlamentskommission immerhin von rund 17 Milliarden. Diese «Remissen» der Migranten beruhen auf Schätzungen der Weltbank. Und sie werfen eine Reihe von Fragen auf.

Was die Höhe solcher Heimatüberweisungen betrifft, sprechen wir bei 25 Milliarden von mehr als einem Drittel unseres gesamten Bundesbudgets. Oder von vollen 4 Prozent unseres Bruttoinlandsprodukts. Meistens tätigen die Migranten ihre Zahlungen über Geldtransferdienstleister wie Western Union, die horrenden Gebühren einsacken. Während die Bankenaufsicht Finma unsere heimischen Gross- und Privatbanken nicht genug plagen kann, ist von einer strengen Kontrolle etwa über die Western Union nichts bekannt.

Wenn Migranten so enorme Beträge in das Kosovo, nach Sri Lanka, Brasilien, Ghana oder Sierra Leone schicken können, verdienen sie hier weit mehr als das Lebensnotwendige. Oft genug dürfte es sich um das von der Skos errechnete «soziale Minimum» handeln, von dem die Empfänger einen hübschen Teil an ihre zurückgebliebenen Verwandten schicken können. Wenn angebliche «Flüchtlinge» während und nach ihrem Gang durch die Asylbürokratie problemlos Geld in ihre eritreische, afghanische oder syrische Heimat zurücksenden, ist es mit ihrer angeblichen Gefährdung an Leib und Leben nicht weit her.

Vor allem geht es bei 25 Milliarden, die aus unserem Land abfliessen, um einen enormen Aderlass der hiesigen Volkswirtschaft. Es geht um eine Summe, die hier erwirtschaftet, aber nicht in unserem Heimmarkt reinvestiert wird. Wundern wir uns, wenn unsere Produktivität erschreckend abnimmt? Selbstverständlich werden jetzt die Entwicklungshelfer behaupten, die Auslandsendungen unserer Migranten seien enorm wichtig für die profitierenden Schwellen- und Entwicklungsländer – damit sich nicht noch mehr Leute zu uns auf die Socken machen. Tatsächlich werden genau mit solchen Geldsendungen die kriminellen Schlepper bezahlt. Tatsächlich werden so immer mehr junge, intelligente Menschen auf den Weg geschickt, damit sie ihre Familien ernähren helfen.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## SPD: Selbstmord aus Todesangst

Von Peter Bodenmann — Zuerst konzeptlos in den Wahlkampf, dann konzeptlos in die Opposition.



Winken für Ministerjobs: SPD-Parteitag in Berlin.

In den letzten vier Jahren hatten SPD, Grüne und Linke im Deutschen Bundestag eine politische Mehrheit. Sie hätten zusammen eine mehr oder minder stabile Regierung bilden können. Deutschland geht es nach vier Jahren grosser Koalition (GroKo) wirtschaftlich gut. Leider nicht allen Menschen in Deutschland. Vielen geht es schlechter als unter Helmut Kohl. Und noch mehr haben Angst vor einem sozialen Abstieg. Verunsicherung und Wut greifen um sich. Deshalb – und nur deshalb – hat die Alternative für Deutschland den Durchbruch geschafft.

Martin Schulz hat in seiner kurzen Zeit als Parteipräsident einen Fehler nach dem anderen gemacht. Der rechte Sozialdemokrat startete als sozialer Hoffnungsträger. Die Umfragewerte schnellten prompt nach oben. Aber Schulz hat in der Folge inhaltlich nicht geliefert, was die Menschen von ihm erwartet haben. Sozial nicht, wirtschaftspolitisch nicht und auch gesellschaftspolitisch nicht. Das TV-Duell zwischen Merkel und Schulz war ein müdes Duett. Unterschiede waren nicht auszumachen. Deshalb machte die SPD das schlechteste Resultat ihrer Nachkriegsgeschichte. Sie rutschte auf 20,5 Prozent ab. Und neu gibt es auch keine Mehrheit mehr für Rot-Rot-Grün.

Unter Schock versprach die SPD, sie werde jetzt in die Opposition gehen. Um der CDU – wie es Andrea Nahles formulierte – eins «in die

Fresse zu hauen». Aber ein Programm hatte sie noch immer nicht.

Im Gegensatz zur SPD hat Christian Lindner begriffen, dass seine Liberalen zum zweiten Mal abstürzten, wenn er sich mit der CDU und CSU ins Bett legen würde.

Die SPD hatte sich während der acht Wochen dauernden Jamaika-Verhandlungen nichts überlegt. Sie hatte keinen Plan B für den Fall des Scheiterns dieser Verhandlungen. Weder inhaltlich noch machtpolitisch.

In den achtundsechziger Jahren bekämpfte die Professorin Gesine Schwan die radikale Linke an den Universitäten. Heute gehört sie innerhalb der SPD zum linken Flügel. Ohne dass sie ihre Positionen gross verändert hätte. Gesine Schwan empfahl ihrer Partei, nur gemeinsam mit den Grünen mit Merkel zu verhandeln.

Die SPD könnte nur so zentrale Anliegen durchsetzen: keine Erhöhung der Militärausgaben. Mindestlohn von zwölf Euro. Existenzsichernde Renten für alle. Eine sozial finanzierte Bürgerversicherung. Effizienter ökologischer Umbau. Aussöhnung mit Russland. Eurobonds statt Schäuble-Terror. Legalisierung von Cannabis.

Und gleichzeitig klarmachen, dass sie in vier Jahren mit Grünen und Linken regieren will. Nix davon. Die SPD liegt im Koma.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Schönwetterkapitän

Von Kurt W. Zimmermann — Der neue SRG-Chef Gilles Marchand ist schlecht gestartet. Warum macht er seine Arbeit nicht?

Oftmals sind es die kleinen Dinge, an denen man messen kann, ob jemand Grösse hat.

Das Dezemberheft des Eliteblatts *Schweizer Monat* publizierte einen Sonderteil zum Thema Journalismus und SRG. Ein Dutzend Autoren waren eingeladen, darunter auch der neue SRG-Generaldirektor Gilles Marchand.

Marchand lieferte nun unter dem Titel «Einigkeit statt Quotenjagd» den weitaus schlechtesten Text aller Autoren ab, eine dünne Abfolge an Worthülsen und Allgemeinplätzen. Die oberste Priorität seines Jobs beispielsweise beschrieb er salbungsvoll so: «Wir wollen die Menschen in unserem Land einen mit unseren Programmen.»

Der Eindruck des Elaborats war eindeutig. Marchand hatte keine Lust auf Arbeit.

Es bestätigte sich, was schon kurz zuvor sichtbar geworden war. Da hielt Marchand an der Service-public-Konferenz des Verbands Schweizer Medien in Bern sein erstes öffentliches Referat. Es lieferte eine inhaltsarme Rede voller Leerformeln, über die sich die Zuhörer kopfschüttelnd wunderten.

Der Eindruck des Referats war eindeutig: Marchand hatte keine Lust auf Arbeit.

Der Gegensatz zu seinem Vorgänger Roger de Weck ist wie Tag und Nacht. Auch de Weck wurde kurz nach Amtsantritt – wie Marchand – von einem Eliteblatt als Autor eingeladen. Für die NZZ schrieb er dann unter dem Titel «Sieben Leitlinien für die SRG» einen brillanten Text. Sein erstes öffentliches Referat hielt er – wie Marchand – ebenfalls bei einem Anlass des Verbands Schweizer Medien. De Weck lieferte ein mit Bonmots durchsetztes Hörvergnügen.

De Weck hatte Lust auf Arbeit.

## «Es grenzt an Arbeitsverweigerung»

Gilles Marchand hat am 1. Oktober seinen Job als SRG-Chef angetreten. Er brauchte nicht lange, um sich vor allem in der Deutschschweizer Medienbranche einen sehr durchgezogenen Ruf aufzubauen. Die Einschätzungen reichen von mildem Spott («Ist immer noch im Apéro») bis zu böser Kritik («Es grenzt an Arbeitsverweigerung»).

Der Vorwurf der Arbeitsverweigerung bezieht sich vor allem auf Marchands merkwürdige Untätigkeit rund um die «No Billag»-Initiative. Seine Arbeit als Manager wäre es, das Unternehmen SRG auf alle Eventualitäten vorzubereiten, also auch auf ein mögliches Ja an der Urne. Stattdessen legt Marchand die Hände in den Schoss. «Es gibt keinen Plan B», wiederholt er gebetsmühlenartig, wenn man ihn fragt,



Zum Glück nicht Beamter: Gilles Marchand.

wie es bei einem Ja zu «No Billag» weitergehen soll.

Wir müssen dem trägen SRG-Chef darum kurz etwas Unternehmensberatung geben, was er zu tun hätte. Marchand müsste vier Arbeitsgruppen einsetzen, die ein mögliches Ja zu «No Billag» vorbereiten.

Als Erstes braucht es die Arbeitsgruppe Bezahlmodell. Sie muss den Übergang von den heutigen SRG-Zwangsgebühren zu einem freiwilligen Pay-TV-Modell vorbereiten.

Als Zweites braucht es die Arbeitsgruppe Werbemarkt. Sie muss die heute untersagte Radio- und Online-Werbung, die der SRG dann erlaubt ist, im Markt aufbauen.

Als Drittes braucht es die Arbeitsgruppe Finanzbedarf. Sie muss beim Bund, bei Kantonen und Gemeinden aushandeln, mit welchen Direktbeiträgen die SRG künftig rechnen kann.

Als Viertes braucht es die Arbeitsgruppe Personal. Sie muss die Sozialmassnahmen planen, die bei einer Budgetreduktion nötig werden.

All das tut Marchand nicht. Er weigert sich, seinen Job zu machen. Er agiert wie ein Schönwetterkapitän, der sich dagegen stemmt, einen möglichen Sturm auf See in seine Strategie einzubauen.

Marchand hat Glück, dass er nicht Bundesbeamter ist. Dort hätte er mit seinem Arbeitsstil schnell mal ein Disziplinarverfahren am Hals.

# Raus mit euch!

Von Henryk M. Broder — Was Martin Schulz will.

Wie Sie sich vermutlich noch erinnern können, hat die SPD die letzten Bundestagswahlen am 24. September krachend verloren. Mit 20,5 Prozent erkämpfte sie das schlechteste Wahlergebnis in der Geschichte der Bundesrepublik und das zweitschlechteste überhaupt. Bei den Reichstagswahlen von 1890 gewann die Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands 19,7 Prozent – ein für damalige Zeiten sehr achtbares Resultat.



Man sollte annehmen, dass eine Partei nach einer solchen Niederlage sich in Demut hüllen und Ursachenforschung betreiben würde. Wie konnte es nur so weit kommen? Und wie soll es weitergehen? Einen kurzen Moment sah es auch danach aus, aber inzwischen hat sie sich von dem Schock erholt. Wie putzmunter die SPD wieder agiert, wurde vergangene Woche beim Parteitag in Berlin deutlich. Der mit 82 Prozent der Stimmen wiedergewählte Vorsitzende, Martin Schulz, hielt eine feurige Rede, die so klang, als hätte die SPD nicht nur die Wahlen zum Bundestag gewonnen, sondern als wäre sie in der Lage, ganz Europa an die Hand zu nehmen. «Spätestens im Jahre 2025», rief Schulz den Delegierten zu, sollten die «Vereinigten Staaten von Europa verwirklicht» sein. «Ich will, dass es einen europäischen Verfassungsvertrag gibt, der ein föderales Europa schafft. Dieser Verfassungsvertrag, der muss mit den Menschen erarbeitet werden, und wenn wir ihn haben, dann muss er in den Mitgliedstaaten vorgelegt werden, ja, und wer dann dagegen ist, der geht dann eben aus der Europäischen Union raus!» Man muss diese Rede gehört und gelesen haben, um zu begreifen, wohin der Mix aus Übermut und Grössenwahn führen kann. Innerhalb von nur sieben Jahren will Schulz, der mit allem, was er bis jetzt angepackt hat, gescheitert ist, die Vereinigten Staaten von Europa erschaffen oder, wie er auch gerne sagt, «Europa neu erfinden». Mit wem er den «Verfassungsvertrag» erarbeiten will, behält er für sich, dafür legt er jetzt schon fest, dass jene aus der Europäischen Union rausmüssen, die nicht auf sein Kommando hören wollen.

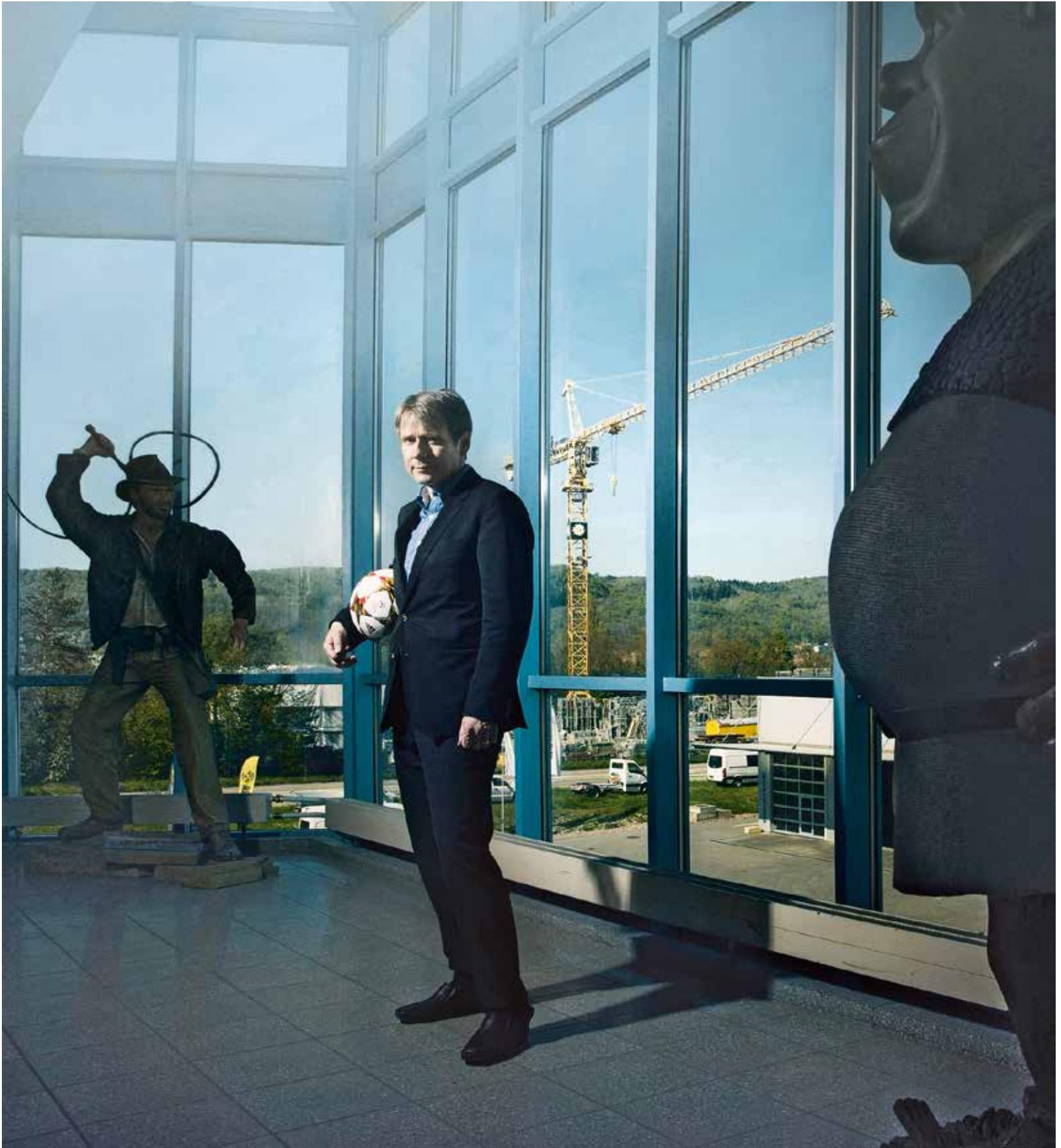
Nun kommt es wirklich nicht darauf an, was Schulz will oder nicht will. Dass er sich aber traut, so aufzutreten, zeigt nur, was aus der Hoffnung, Deutschland werde sich in der EU europäisieren, geworden ist: Europa wird eingedeutscht.

---

# Burgeners Traumfabrik

---

Kaum jemand hätte dem FC Basel den fantastischen Erfolg in der Champions League zugetraut. Weil kaum jemand den neuen Präsidenten Bernhard Burgener kennt. Der unscheinbare Mann hat schon manches zustande gebracht, was eigentlich unmöglich ist. *Von Rico Bandle*



«Ein Held, der immer siegt, ist langweilig»: Unternehmer Burgener in seiner Pratteler Firma Highlight Communications.

Besucht man Bernhard Burgener in seinem Anwesen im Fricktal, so macht man zuerst Bekanntschaft mit einem Baum. Einem sprechenden Baum. Im «Schlafzustand» ist er von einem echten Baum nicht zu unterscheiden, dann dreht er sich plötzlich um und beginnt zu reden. Alle, die schon bei Burgener zu Hause waren, erzählen von diesem Baum. Und von seinem ganzen Zuhause: einem freizeitparkähnlichen Märchengarten mit Wasserfall und Springbrunnen und einer riesigen Villa mit Räumen aus weissem Marmor, beleuchtet von prächtigen Kronleuchtern, und integriertem Kino.

Die extravagante Fantasiewelt hat der Präsident des FC Basel vor der Öffentlichkeit bisher gut verborgen gehalten. Sie passt auch nicht zum Bild, das von ihm in den Medien gezeichnet wird. Als «Herr Unauffällig» wird er in Zeitungsporträts beschrieben, als einer, der über keinerlei Geltungsdrang verfüge, der mit seinem bubenhaften Aussehen mit dem Kofferträger verwechselt werde, wenn er aus einer Limousine steigt. Auch der Geschäftssitz seiner Firma Highlight Communications ist alles andere als glamourös: Er findet sich etwas versteckt im zweiten Stock eines Gewerbegebäudes in der Industriezone von Pratteln, gegenüber einer Nutzfahrzeug-Garage.

### Vermarkter der Champions League

Nichts deutet darauf hin, dass in diesen in die Jahre gekommenen Büros die grossen Deals im internationalen Unterhaltungsgeschäft geschlossen werden: Über ein kompliziertes Firmengeflecht vermarktet Burgener Top-Sportereignisse wie die Uefa Champions League, führt die erfolgreichste Filmproduktionsfirma im deutschsprachigen Raum, hat die Wiener Philharmoniker ebenso unter Vertrag wie den European Song Contest. Die NZZ schrieb kürzlich, er sei eine der wichtigsten Persönlichkeiten im Filmbusiness ausserhalb Hollywoods – was er selbst wohl abstreiten würde. Zu bescheiden ist er, zu demütig. Vor allem mag er es nicht besonders, im Rampenlicht zu stehen.

Zur öffentlichen Person geworden ist der sechzig Jahre alte Unternehmer erst mit seiner Wahl zum Präsidenten des FC Basel am 9. Juni dieses Jahres. Seit die junge Mannschaft um Trainer Raphael Wicky nach sensationellen Siegen gegen Manchester United und Benfica Lissabon die Achtelfinals der Champions League erreicht hat, ist er in Basel ein Held. Zuvor tauchte sein Name zwar auch ab und zu in den Medien auf, in den letzten Jahren vor allem, da sich um sein Firmenimperium ein schmutziger Machtkampf abspielte. Beim Filmproduzenten Constantin verlor Burgener vor zwei Jahren sogar kurzzeitig die Kontrolle: Sein Widersacher, Dieter Hahn, entzog ihm an der Hauptversammlung vor zwei Jahren das Stimmrecht – «unrechtmässig», wie Burgener betont –, und zwar mit der Begründung, er habe seine Aktienpositionen im Geheimen



Basel-Präsident Burgener (l.), Vorgänger Heusler.

aufgebaut und Meldepflichten verletzt. An der letzten Hauptversammlung konnte Burgener die Macht wiedererlangen: Hahn und sein Team traten kollektiv zurück, «weil sie ohnehin gleichentags abgewählt worden wären», wie Burgener sagt. Der Basler ging als Sieger aus dem Machtkampf hervor, juristisch ist der Fall allerdings noch nicht abgeschlossen.

### «Entweder war ich im Kino, im Fussballstadion oder im Probekeller der Band.»

An dieser Stelle sollen aber nicht juristische Querelen im Zentrum stehen, sondern der Lebensweg eines Mannes, der es aus einfachen Verhältnissen ganz nach oben geschafft hat. Eines Mannes, der seine Leidenschaft zum Beruf machte, dem die Sache immer wichtiger war als sein Ansehen. Und von dem sein langjähriger Weggefährte und Anwalt Martin Wagner sagt, er sei für die harte Geschäftswelt eigentlich gar nicht gemacht, deshalb habe er sich zu Hause eine Märchenwelt als Rückzugsort erschaffen.

### Millionär mit 28

Aufgewachsen ist Burgener in einer Basler Sozialwohnung, rund einen Kilometer vom St.-Jakob-Stadion entfernt. Die Eltern waren aus wirtschaftlichen Gründen aus dem Wallis nach Basel gezogen. Der Vater arbeitete als einfacher Angestellter in einem Architekturbüro, die Mutter halbtags in einem Café. «Wir hatten weder ein Auto noch einen Fernseher, aber die Eltern haben uns Kindern alles gegeben», erzählt der Unternehmer beim Gespräch in seinem Büro. Mit sieben ging er zum ersten

Mal ins Kino, «Winnetou» mit Pierre Brice und Lex Barker, mit neun zum ersten Mal an ein Spiel des FC Basel im alten Stadion Landhof. FCB-Legende Karl Odermatt spielte mit, mit ihm freudete er sich später an, bis heute haben die beiden eine enge Verbindung.

Wenn Burgener etwas macht, so macht er es richtig. Mindestens siebzig Mal pro Jahr ging er als Jugendlicher ins Kino, jedes Wochenende stand er in der berühmten Muttenger Kurve, jenem Teil des St.-Jakob-Stadions, der den hartgesottene FCB-Fans gehört. Als sein Vater zum 25-Jahr-Dienstjubiläum 25 Goldvreneli erhielt, luchste sie ihm der Sohn ab, um sich eine Gitarre und einen Marshall-Verstärker-Turm zu kaufen. Die von ihm mitbegründete Rockband Juniper Springs war durchaus beachtet, spielte auch im legendären Basler Musiklokal «Atlantis». «Entweder war ich im Kino, im Fussballstadion oder im Probekeller der Band, etwas anderes interessierte mich nicht.» Obschon Stammgast in der Muttenger Kurve, ein Hooligan war der schwächliche und konfliktscheue Junge nicht. «Ich wäre ein einfaches Prügelopfer gewesen», witzelt er.

Das Gymnasium brach er ab, ohne die Eltern vorab zu informieren. Dafür machte er eine Lehre bei einer Speditionsfirma. Er war sehr erfolgreich im Verkauf, hätte nach der Lehre in die USA gehen können. Burgener lehnte das Jobangebot ab, weil er selber etwas aufbauen wollte. Der Filmfreak kaufte sich jeweils Videokassetten, die damals noch ein Vermögen kosteten, was ihn auf eine Idee brachte: einen Verleih aufzumachen.

Er erstellte mit der Schreibmaschine einen Businessplan, den er noch heute immer griffbereit in seinem Büro aufbewahrt – und auch gleich vorzeigt. Es ist ein fein säuberlich gestaltetes Dossier mit Unternehmensleitbild, Finanzplan und so fort. Die Kreditanstalt war beeindruckt und gewährte dem 25-Jährigen und dessen Partner einen Kredit von 100 000 Franken. Moviestar hiess der Videoladen in der Basler Vorortsgemeinde Allschwil. Die Kunden rannten ihnen das Geschäft ein: Nach rund vier Monaten war das finanzielle Jahresziel erreicht, alle paar Monate eröffneten sie eine neue Filiale – bis sie nach eineinhalb Jahren ein Übernahmeangebot erhielten, das so hoch war, dass sie es nicht ablehnen konnten.

Mit 28 Jahren war Burgener Millionär. Seine nächste Firma hiess Rainbow, sie verkaufte Filme von grossen US-Studios in der Schweiz. Der Medienkonzern Ringier übernahm das Geschäft, Burgener kaufte es einige Jahre später zurück. Der Videoboom war die erste Zündstufe von Burgeners raketenhaftem Aufstieg, die zweite war der Börsenhype: Burgeners neue Firma, die Highlight Communications, hatte er an der Frankfurter Börse gelistet, als die Aktienkurse in der Dotcom-Blase schwindelerregende Höhen erreichten. Plötzlich wurden zuvor undenkbbare Akquisitionen durch

Aktientausch möglich. So erwarb Burgener im Juni 1999 TEAM, jene Gesellschaft, die unter anderem die Uefa Champions League vermarktet. «Wir waren davon überzeugt, dass sich unser Aktienkurs allein durch die Ankündigung, dass wir TEAM übernommen haben, vervielfachen wird.» Die Strategie ging auf. Auch vom Platzen der Dotcom-Blase profitierte er: Er konnte das legendäre deutsche Filmproduktionsunternehmen Constantin Film billig kaufen. «Der Preis war tiefer als das Eigenkapital, das in der Firma steckte», sagt Burgener. «Normalerweise misst sich der Wert einer Firma aus dem Eigenkapital plus Goodwill. Hier sagten die Wirtschaftsprüfer, wir hätten nicht mit Goodwill, sondern mit Badwill gekauft.»

### Konflikte mag er nicht

Burgener einfach als Mann der geschickten Deals zu beschreiben, wäre aber falsch. Unter ihm haben sich die Geschäftsfelder hervorragend entwickelt: Die Champions League ist heute ein Milliardengeschäft, die damals selbende Constantin Film reitet seit Jahren auf

### Burgeners Treue zu den Mitarbeitern gehört wohl zu den wichtigsten Erfolgsfaktoren.

einer Erfolgswelle. Auch dieses Jahr ist der meistgesehene Kinofilm Deutschlands, «Fack ju Göhte 3», eine Constantin-Produktion, 5,7 Millionen Eintritte verzeichnet er bis heute.

Nebst der Leidenschaft für seine Produkte dürfte Burgeners Treue zu den Mitarbeitern zu den wichtigsten Erfolgsfaktoren gehören. Viele Kaderleute arbeiten seit zwanzig oder dreissig Jahren bei ihm. Einige von ihnen haben als einfache Angestellte begonnen und leiten heute ganze Bereiche. Burgener kommt ins Schwärmen, wenn er von diesen Mitarbeitern spricht, die «oft viel besser sind als ich». Dies, so sein Weggefährte Martin Wagner, sei Burgeners grosse Stärke: «Er holt das Maximum aus den Menschen heraus.»

Um sich wohlfühlen, braucht Burgener ein vertrautes Umfeld, die menschliche Wärme. Konflikte mag er nicht. Bei harten Verhandlungen nimmt er jeweils seinen Anwalt Martin Wagner mit, der für ihn die unangenehmen Positionen vertritt. «Er ist einer, der auch hingeht, wenn es weh tut», sagt Burgener über seinen langjährigen Anwalt. Auch in der Familie setzt Burgener auf Beständigkeit: Mit seiner Frau ist er seit 39 Jahren zusammen, sie haben zwei fast erwachsene Kinder.

Seine Eltern sind innerhalb weniger Jahre verstorben, gerade als Burgener als Unternehmer abhob. «Deren Tod hat mich demütig gemacht: Man kann mit Geld nicht alles kaufen.» Vielleicht ist ihm deshalb die Familie so wichtig – und seine engen Mitarbeiter, die auch irgendwie Teil der Familie sind. Der Mann, der zu den



Vermögen mit Videos: Burgener (2. v. r.), um 1985.



«Ich tue es gerne»: Produzentenlegende Eichinger.

wichtigsten Persönlichkeiten im Glamour-Business gehört, mag keine gesellschaftlichen Anlässe. Lieber ist er zu Hause bei seiner Familie oder im kleinen Kreis mit Freunden, denen er gerne, nach einigen Gläsern guten Wein, kleine Zaubertricks vorführt.

### Auf Gigi Oeris Spuren

Zu den Menschen, die Bernhard Burgener bewundert, gehört die ehemalige FCB-Präsidentin Gigi Oeri. «Ohne sie wäre der Erfolg des Klubs nicht denkbar», sagt er. Burgener spricht die Juniorenförderung und den Campus an, den Oeri ins Leben gerufen hat. «Ehe-

malige Junioren aus diesem Ausbildungsprogramm spielen heute beim FC Barcelona [Ivan Rakitic], bei Arsenal [Granit Xaka], bei Stoke City [Xherdan Shaqiri] und vielen anderen internationalen Klubs. Das ist ihr Verdienst.» Als Präsident möchte Burgener an die Ära Oeri anknüpfen: Er hat das Profikader verkleinert, dafür sind heute neun junge Spieler aus der Academy drin. Das Leitungsteam besteht aus lauter ehemaligen FCB-Stars – wie bei Bayern München, in dieser Hinsicht sein Vorbild. «Dieser Umbau setzte Mut voraus und bedeutete gleichzeitig ein hohes Risiko. Am Anfang lief nicht alles rund, aber es hat sich ausbezahlt.» Auch hier gehe es um Vertrauen in die Leute, dass man eine Sache durchzieht, auch wenn der Erfolg zeitweise auf sich warten lässt und man von allen Seiten kritisiert wird.

### Tod beim Nachessen

Eine andere Figur, die Burgener geradezu verehrt, ist Bernd Eichinger. Der grosse deutsche Filmproduzent hat preisgekrönte Filme wie «Der Untergang», «Der Baader-Meinhof-Komplex» oder «Der Name der Rose» in die Kinos gebracht. Er war ein Genie, der es mit seiner Begeisterungsfähigkeit schaffte, dass Hollywood-Grössen für einen Bruchteil der üblichen Gage für ihn arbeiteten. «Wir haben nächtelang Ideen hin und her gewälzt», sagt Burgener. Immer wieder gerne erzählt er die Geschichte, wie ihn Eichinger, einst der grösste Einzelaktionär bei Constantin, bei der Premiere von «Das Parfum» in Basel auf die Bühne holte und sagte: «Er sieht aus wie ein Schuljunge, aber er hat's faustdick hinter den Ohren. Er hat mir einfach die Firma weggenommen. Und kaum zu glauben: Heute arbeite ich für ihn. Und das Verrückte ist: Ich tue es gerne.»

Im Publikum sass damals auch Gigi Oeri. Burgener hatte der Mäzenin während eines Flugs in ihrem Privatjet zu einem Fussballspiel das Filmprojekt vorgestellt und sie davon überzeugt, in «Das Parfum» zu investieren. Einige Wochen später wurde der Vertrag unterschrieben – vor einem Match im St.-Jakob-Park. «Ohne ihre Beteiligung wäre der Film nicht zustande gekommen», sagt Burgener.

Der viel zu frühe Tod Bernd Eichingers am 24. Januar 2011 gehört zu den prägenden Ereignissen in Burgeners ereignisreichem Leben. Der Basler sass mit dem Filmproduzenten, dessen Frau und dessen Tochter sowie drei weiteren Personen fröhlich im Restaurant «Cecconi's» an der Melrose Avenue in Los Angeles beim Abendessen. Der Wein war bestellt, man sprach über vergangene und geplante Filme. Mitten in einem Satz kippte Eichingers Oberkörper nach vorne, der Kopf sank auf den Tisch. Ein anwesender Arzt leitete sofort Wiederbelebungsversuche ein, nach fünf Minuten war bereits die Ambulanz da. Vergebens. Der grosse Mann des deutschen Kinos war an einem Herzschlag gestorben.

Eichinger habe bei Constantin Film das vorgelebt, was auch für ihn wichtig sei: junge Mitarbeiter aufbauen und ihnen Vertrauen schenken, neue Technologien als Chancen wahrnehmen und sie nutzen. «Viele sagten, ohne Eichinger werde Constantin untergehen, dank seiner Voraussicht ist das nicht eingetroffen.» Wie Constantin die neue Medienwelt nutzt, zeigt Burgener anhand des Jugendfilms «Fack ju Göhte 3» auf. Hinter dem Erfolg stecke eine ausgeklügelte Social-Media-Strategie. Hauptdarsteller Elyas M'Barek habe 2,2 Millionen Follower auf Instagram und 2,4 Millionen Fans auf Facebook – ein fantastisches Marketinginstrument. «Du kannst dich den neuen Technologien nicht verschliessen. Entweder du heulst mit den Wölfen, oder du wirst von ihnen gefressen.» Deshalb habe er auch beim FC Basel ein Video-Spielteam (E-Sports), das bereits wichtige internationale Titel holte, ins Leben gerufen.

#### «Das ist der Titelgewinn»

Immer wieder nimmt Burgener während des Gesprächs sein Tablet zur Hand, zeigt darauf Statistiken und Zahlen, aber auch Bilder seiner Projekte. Egal, wovon er erzählt, er tut es mit einer Begeisterung, als wäre es das Wichtigste in seinem Leben – sei es von der neuen World Boxing Super Series, einer Super-League des Boxens, die er mitinitiiert hat, oder vom Marmorabbau im Südtiroler Laaser Tal, wo er sich als Unternehmer engagiert.

Der Marmor ist ein spezielles Kapitel in Burgeners Geschäftstätigkeit. Beim Bau seiner Villa war er dermassen fasziniert von dem edlen Gestein, dass er die serbelnde Abbaugesellschaft 1992 übernahm. Er zieht Parallelen zu seinen Aktivitäten im Unterhaltungsbereich. «Mir geht es immer um grosse Marken, um grosse Geschichten.» Aus dem weiss leuchtenden Lasa-Marmor wurden einst das Queen Victoria Memorial in London, das Parlaments-

«Entweder du heulst mit den Wölfen, oder du wirst von ihnen gefressen.»

gebäude in Wien und viele weitere geschichtsträchtige Gebäude und Skulpturen gefertigt. Jetzt schreibt Burgener die Geschichte weiter: Der U-Bahnhof beim Ground Zero in New York von Santiago Calatrava besteht aus Lasa-Marmor. 80 000 exakt zugeschnittene Marmorplatten wurden in 250 Schiffscontainern angeliefert, drei Jahre hat



*Kleine Zaubertricks: Romy und Bernhard Burgener, 2015 in München.*

der Abbau dafür gedauert. Jedes Teil habe gepasst. «So etwas hinzukriegen, ist nicht die Teilnahme an der Champions League, das ist der Titelgewinn!»

Wie bringt man all diese Tätigkeiten unter einen Hut? Burgener sagt, das sehe nur nach viel aus, sei aber über die letzten 35 Jahre gewachsen. «Ich schiebe die Sachen nur an, leite sie am Anfang, dann suche ich Leute, die sich darum kümmern», sagt er. «Deshalb kann ich mir auch kurzfristig zwei Stunden Zeit nehmen für ein Gespräch mit Ihnen.»

Am Schluss kommen wir noch einmal auf den FC Basel zu sprechen. Die Champions-League-Spiele zeigen, wie eng grenzenloser Jubel und Misserfolg zusammenliegen: Der

werbsvorteil verschaffen, spricht Burgener bewundernd von diesen Klubs: Wie Manchester City geführt sei – das Team, gegen das der FCB als Nächstes in der Königsklasse antritt –, könne man sich nur zum Vorbild nehmen. Auch schwärmt er von der Gastfreundschaft Manchester Uniteds.

Kein einziges Mal äussert er sich während des Gesprächs negativ über etwas, Jammern scheint ihm fremd zu sein. Er sei ein Mensch, der keinen Neid kenne, sagt jemand in seinem Umfeld. Vor allem machen seine Tatkraft und seine Begeisterungsfähigkeit Freude: wenn der FC Basel sich auf dem europäischen Parkett behauptet genauso, wie wenn sein Baum zu sprechen beginnt. ○

Sieg gegen Manchester United mit dem Tor Michael Langs kurz vor Schluss war eher glücklich, auch das Spiel in Lissabon hätte anders verlaufen können. «Ich habe Hunderte von Drehbüchern gelesen: Jene, bei denen ein Held makellos ist und immer siegt, sind langweilig», sagt Burgener. Er freue sich auch darüber, dass in der Schweizer Meisterschaft der FCB mit YB ernsthafte Konkurrenz erhalten habe, dass der FCZ sofort wieder aufgestiegen sei, dass GC mit Murat Yakin als Trainer sich so gut entwickle.

Es ist diese positive Sicht auf die Welt, die Bernhard Burgener ausmacht. Während andere über die Öl-Millionen aus dem arabischen Raum lästern, die vor allem englischen Mannschaften einen Wettbe-



«Neugier und Freude altern nicht.»

**Danilo Zweifel**  
Leiter Kundenbetreuung und Beratung Pensionskassengeschäft  
*zum längeren, selbstbestimmten Leben*



**SwissLife**

# Gezänk unterm Weihnachtsbaum

Die CVP hätte sich stillere Adventstage im Bundeshaus gewünscht. Doch unter der Affäre um Yannick Buttet schwelt das Nachfolgegerangel um den einzigen Bundesratssitz.

Von Christoph Mörgeli

Der Druck ist enorm, der dieser Tage auf der nationalen Führung der Christdemokraten lastet. Die Stalking- und Alkoholprobleme des Walliser CVP-Nationalrats Yannick Buttet bleiben Tagesgespräch innerhalb und ausserhalb des Parlaments. Zu brisant ist die Geschichte des katholisch-konservativen Familienpolitikers, der nachts an der Tür der Ex-Geliebten Sturm läutet, worauf die verängstigte Frau die Polizei alarmiert, die den Generalstabsoffizier versteckt unter den Büschen des Vorgartens aufspürt.

Nun scheint nicht einmal mehr die mittlerweile übliche Krisenbewältigung mittels eines abgebrühten Medienanwalts und eines angekündigten Alkoholentzugs zu funktionieren. Der *Blick* verkündete, er werde sich mit diesem Konzept nicht abfinden: Es gehe nicht an, das Thema sexuelle Übergriffe mit vermeintlich harmloseren Alkoholproblemen zu verniedlichen.

## Pfister statt Lombardi

In der CVP hat Parteipräsident Gerhard Pfister das Krisenmanagement übernommen. Zuständig wäre eigentlich Fraktionschef Filippo Lombardi. Doch dieser duckt sich nach eigenen Alkoholexzessen im Strassenverkehr bestmöglich weg. In einem Klima, in dem sich fast alle CVP-Parlamentarier Chancen auf die Nachfolge von Doris Leuthard ausrechnen, hat jeder kommunikative Fehltritt fatale Folgen. Präsident Pfister weiss, dass die Affäre



*Eigenartige Massnahmen:* CVP-Nationalrat Buttet.

der Partei enorm schadet. Der letzte nennenswerte CVP-Erfolg bestand im Gewinn eines Regierungsratssitzes im Kanton Zürich und datiert vom Frühjahr 2015. Wenn Pfister den Fall Buttet nicht souverän handhabt, schwächt dies seine eigenen Ambitionen. Zu seinem grossen Ärger kann er den Walliser Kollegen nur noch indirekt via Anwalt Andreas Meili erreichen.

Die frühe Vorverurteilung Buttets durch Bundesrätin Doris Leuthard sorgte parteiintern für Unmut. Noch weiter aus dem Fenster gelehnt hat sich bisher Elisabeth Schneider-Schneiter, die lauthals Buttets Rücktritt

forderte. Inzwischen rudert sie am Fernsehen mit verzweifelten Gesten zurück und will nichts mehr sagen. Andere Papabili wie Brigitte Häberli oder Konrad Graber schwiegen eisern. Pirmin Bischof ortete «kein CVP-Problem», verurteilte Buttets Verhalten aber als «inakzeptabel» und wäre erstaunt, wenn er nicht zurücktreten würde. Viola Amherd aus Brig distanzierte sich ironisch mit der Aussage, sie könne weder für alle Männer noch für alle Walliser die Verantwortung übernehmen.

Mittlerweile hat der Betreuungs- und Sozialstaat auch im Fall Buttet seine Wirkung entfaltet: Der sündige Nationalrat, der noch am ersten Sessionsabend in feuchtfröhlicher Stimmung Kolleginnen «angetanzt» hatte, ist krankgeschrieben. Der angekündigte Alkoholentzug hat die beiden Vorteile, dass eine Krankheit möglicherweise Mitleid erregt und dass die Zahlung der Taggelder nicht ausgesetzt wird. Obendrein entband sein angeblich kritischer Gesundheitszustand Yannick Buttet davon, sich vor einem Parteitribunal rechtfertigen zu müssen. Dass sich der «Kranke» über die Medien weiter in eigener Sache äusserte, sorgt in der CVP-Spitze nicht eben für gute Stimmung. Gerhard Pfister meinte gegenüber der *Schweizer Illustrierten* eher missgelaunt: «Wenn jemand krankgeschrieben ist, müssen wir das akzeptieren. Man kann sich fragen, ob es klug ist, sich in der Öffentlichkeit zu äussern,



«Ich würde es nicht machen»: CVP-Chef Pfister.



*Frühe Vorverurteilung:* Bundesrätin Leuthard.



*Ironische Distanz:* Nationalrätin Amherd.

wenn man krank ist. Ich würde es nicht machen.»

Eher eigenartig mutet die Massnahme an, welche die militärische Seite gegen den höheren Offizier anordnete: Der Walliser Bataillonskommandant wurde umgehend entwaffnet. Die Abgabe der Dienstwaffe – so ein Armeesprecher – werde «individuell beurteilt». Dass das Verteidigungsdepartement die Entwaffnung mit der «Medienlage» rechtfertigte, machte die Konfusion vollkommen. Der Beschuldigte habe jedenfalls selber zugesichert, dass er seine Waffe demnächst im Zeughaus deponieren werde.

### Einsturz eines Kartenhauses

Der Verzicht auf die Vizepräsidien der CVP Schweiz und der Schweizerischen Offiziersgesellschaft zeigt das Ausmass des von Yannick Buttet angerichteten Imageschadens. Sein Nationalratsmandat und das Gemeindepräsidium von Collombey-Muraz will er provisorisch ruhen lassen. Buttet klammert sich an diese Ämter, weil der Politologe schon vor Jahren voll auf die Berufspolitik gesetzt hat. Bricht das entsprechende Einkommen weg, steht er buchstäblich vor dem Nichts. Wenn ein vergleichsweise überschaubares mutmassliches Delikt das Kartenhaus einer gesamten politischen Existenz zum Einsturz bringt, lief schon vorher einiges schief.

Tatsächlich wurde Yannick Buttet von der CVP über Jahre systematisch als Hoffnungsträger aufgebaut. Seine sorgfältig gepflegte äussere Fassade im Wallis und in Bundesbern sollte dem 40-jährigen den Weg zum weiteren Aufstieg in den Ständerat und in Regierungsämter ebnen. Doch in seiner sechsjährigen Parlamentstätigkeit ist Buttet seltsam bloss geblieben. Er sitzt auch in der zweiten Legislatur nur gerade in der Kommission für Umwelt, Raumplanung und Energie. Was seine Tätigkeit in der Redaktionskommission betrifft, so gilt dieses Pöstchen als anständig entschädigte, aber unpolitische Oase für unterbeschäftigte Berufspolitiker.

Der Einsitz in der Sicherheitspolitischen Kommission blieb Oberstleutnant Yannick Buttet verwehrt. Dort glänzt für die CVP Ida Glanzmann. Dabei hatten sich bei seiner Wiederwahl 2015 armeerfreundliche Kreise ausgesprochen entzückt geäussert. Der Militärpublizist Peter Forster, Chefredaktor des *Schweizer Soldaten*, hoffte auf eine Zunahme der sicherheitspolitischen Kompetenz: «Buttet kommandiert ein Bataillon und ist für die Armee ein Hoffnungsträger.» Stimmen aus dem Generalstab geben indessen zu bedenken, dass speziell in den Gebirgskantonen und in der Westschweiz das Gerangel um eine Generalstabsausbildung gering sei. Oder anders gesagt: Im Generalstab gelte Yannick Buttet als fähiger Politiker. Und in der Politik gelte er als fähiger Generalstäbler. ○

## Parlament

# Rote Fahnen und Internationale

Die SVP hat mit ihrer Aktion im Nationalratsaal zum 25-Jahr-Jubiläum des EWR-Neins einen Präzedenzfall geschaffen: für Nachahmer aus dem linken Lager.



Kritik aus den eigenen Reihen: Gesangseinlage der SVP-Fraktion.

Für einen Moment ging es am Mittwoch letzter Woche im Nationalratsaal drunter und drüber. Zuerst entrollten die SVP-Politiker Sylvia Flückiger, Thomas de Courten und andere Transparente: «Danke, Schweiz», stand darauf. Der Waadtländer Michaël Buffat trompetete den Schweizerpsalm, die SVP-Fraktion brummte den Text dazu, vorn auf einem Podest dirigierte Parteichef Albert Rösti etwas linkisch den «Chor». Ungefähr so muss es sich angehört haben, als auf der sinkenden «Titanic» Passagiere «Näher, mein Gott, zu Dir» anstimmten. Nach der Darbietung gab es Kritik aus den eigenen Reihen: «Wenigstens hätten sie richtig singen können», mokierte sich der frühere Solothurner SVP-Nationalrat Roland Borer später beim Apéro in der «Galerie des Alpes».

### SP-Vertreter in der Nebenrolle

So lustig und schräg die Aktion zum 25-Jahr-Jubiläum des EWR-Neins daherkam, sie war intern nicht ganz unbestritten. Sie war die Idee von Fraktionschef Thomas Aeschi und Parteichef Albert Rösti. Sie hätten nach Möglichkeiten gesucht, «wie wir die Bedeutung des 6. Dezember 1992 in Erinnerung rufen könnten», sagt Aeschi. Mit der erzielten Aufmerksamkeit ist die SVP zufrieden. Wenn der Auftrag gelaftet habe, möglichst grosse Wirkung zu erzielen, dann habe man diesen erfüllt, findet der frühere SVP-Präsident Toni Brunner.

Die Reihen der SVP sahen beim Schweizerpsalm etwas gelichtet aus. Einzelne Frak-

tionsmitglieder wie Thomas Hurter waren nicht ganz unglücklich, dass sie gleichentags einen auswärtigen Termin hatten. Andere monierten, die Aktion sei wahrscheinlich nicht ganz durchdacht gewesen.

Parteiinterne Kritiker werfen die Frage auf: «Was, wenn in einem Jahr SP-Vertreter wie Corrado Pardini oder Manuel Tornare mit roten Fahnen und Banderolen zum 100-Jahr-Jubiläum des Generalstreiks in den Nationalratsaal stürmen und die SP-Fraktion die Internationale vorträgt?» Brunner, selten um eine Antwort verlegen, gibt schlagfertig zurück. «Das wäre nun wirklich eine Entwürdigung des Saales.» Rösti sagt zu anderen Aktionen: «In der jüngsten Schweizer Geschichte gab es keinen prägenderen Entscheid zum Erhalt der direkten Demokratie und damit der Selbstbestimmung der Schweiz.»

Wobei man noch anfügen muss, dass sich mindestens die SP-Vertreter Pardini und Tornare für künftige Aktionen selber vorzeitig aus dem Rennen nahmen, als sich das Duo über die schräge Gesangseinlage der SVP-Fraktion künstlich entrüstete. Pardini bestürmte den hilflos wirkenden Nationalratspräsidenten, dem Treiben Einhalt zu gebieten. Tornare sprach von einer Besetzung des Parlaments – obschon es sich bei den Sängern um gewählte SVP-Vertreter handelte. Und man darf sich fragen, ob die Aktion ohne SP-Vertreter in den Nebenrollen der gleiche Heuler im Netz geworden wäre. *Hubert Mooser*

# Beim Fernsehen sehen die Tessiner rot

Die Radiotelevisione Svizzera ist einer der grössten Arbeitgeber im Tessin. Doch so gross ihre volkswirtschaftliche Bedeutung ist, so gering ist ihre Popularität. Private Sender laufen dem Staatskanal mit innovativen Formaten den Rang ab. *Von Omar Gisler*

Wenn sich die Eisheiligen von Lugano und Ambri zum Bruderduell treffen, dann lässt das im Tessin niemanden kalt. Jahrzehntelang sorgte die Radiotelevisione Svizzera (RSI) dafür, dass «il derby» in die hinterste Ecke des Kantons ausgestrahlt wurde. *Tempi passati!* In diesem Sommer verzockten sich die RSI-Bosse. 100 000 Franken war den selbsternannten Garanten des Service public ein zu hoher Preis für das «einzige Sportereignis, das dafür sorgt, dass der Kanton stillsteht» (*Corriere del Ticino*).

Während RSI-Direktor Maurizio Canetta, Herr über ein 239-Millionen-Franken-Budget, über den Preiszerfall bei den TV-Rechten jammerte, sorgte der kleine Privatsender Teleticino still und heimlich dafür, dass in den Tessiner Haushalten während der Eishockey-Derbys keine Mattscheibe herrschte. Hunderttausend Franken für eine Traumquote: In Melide, wo CVP-Ständerat Filippo Lombardi als VR-Präsident die Strippen zieht, ist man überzeugt, dass die Rechnung aufgeht. Gleichzeitig lieferte Teleticino den ultimativen Beweis, dass «der Regime-Sender weniger unverzichtbar ist, als er uns weismachen will», wie *Il Mattino*, das Sprachrohr der Lega dei Ticinesi, die Derby-Pleite der RSI kommentierte.

## «Prawda von Comano»

Wie ihre Amtskollegen auf der Alpennordseite wiederholen auch die RSI-Meinungsmacher bei jeder Gelegenheit gebetsmühlenartig die Botschaft von der Wichtigkeit der SRG für die nationale Kohäsion und die Demokratie. Die «No Billag»-Initianten werden als apokalyptische Reiter gebrandmarkt, die Not und Elend säen. Sollte das Volksbegehren angenommen werden, würde sich die Arbeitslosenquote im Tessin ab dem 1. Januar 2019 auf einen Schlag um 25 Prozent erhöhen, hat CVP-Grossrat Giorgio Fonio ausgerechnet. Aus mathematischer Sicht mag das zutreffen. Denn die gebührenfinanzierte SRG-Tochter mit ihren 1155 Angestellten ist nach Vater Staat einer der grössten Arbeitgeber im Tessin. Die Wertschöpfung für die regionale Wirtschaft beläuft sich auf 213 Millionen Franken, wie das Wirtschaftsforschungsinstitut BAK Basel berechnet hat.

Kein Wunder, klingeln im Luganeser Vorort Comano, dem Tessiner Leutschenbach, die Alarmglocken. Denn so gross die volkswirtschaftliche Bedeutung der RSI, so gering ist ihre Popularität. Als das Schweizer Stimmvolk 2015 das neue Gebührensystem äusserst knapp mit 50,1 Prozent annahm, sagte das Tessin mit



Belehrungen für Politiker und Zuschauer: RSI-Direktor Maurizio Canetta.



One-Man-Shows: Matteo Pelli.



Auf Kriegsfuss: Lorenzo Quadri.



«Wahnsinn!»: Marco Romano.

52 Prozent nein. Ein ähnliches Szenario – Ablehnung der Initiative schweizweit, aber Annahme im Tessin – könnte «die Redimensionierung einer Realität zur Folge haben, die eine volkswirtschaftlich und kulturell enorm wichtige Rolle spielt», warnt die Tessiner Regierung. Sie forderte die Stimmbürger bereits im November auf, die «No Billag»-Initiative abzulehnen.

Ob's hilft? Die Erfahrung von vergangenen Urnengängen zeige, dass regierungsrätlicher Support Unglück bringe, spottet Lega-Nationalrat Lorenzo Quadri. Ansonsten ist bei ihm fertig lustig, wenn von der RSI die Rede ist. Seit Jahren steht die Lega auf Kriegsfuss mit der «Prawda von Comano», wie Quadri die als linkslastig verschriene RSI bezeichnet. Wenn der Chefredaktor des *Mattino della Domenica* über die RSI herzieht, fallen Ausdrücke wie «Gehirnwäsche für die Bevölkerung», «intellektueller Einheitsbrei» oder «medialer Terrorismus». Der Tenor der Beiträge sei stets ideologisch gefärbt: pro Multikulti, pro EU und pro offene Grenzen. Dass dies in einem Kanton, der seit dem EWR-Nein 1992 sämtliche internationalen Vorlagen bachab schickte, nicht nur gut ankommt, versteht sich von selbst.

### Gründe für den Popularitätsverlust

Quadri ist einer der wenigen Politiker, die sich unverhohlen zu «No Billag» bekennen. In der Sache geben ihm die meisten seiner Kollegen recht. Doch wegen der drohenden Konsequenzen wagt sich kaum einer aus der Deckung hervor. Und überhaupt: Welcher Politiker kann es sich leisten, von der RSI geschnitten zu werden? Die Bekenntnisse zur RSI kommen daher oft einer argumentativen Verrenkung gleich. FDP-Nationalrat Rocco Cattaneo beispielsweise müsste mit seiner Firma künftig 20 000 statt 4000 Franken TV-Gebühren bezahlen, ärgert sich über die linke Gesinnung der RSI-Journalisten («In Comano wimmelt es von Roten und Grünen!») – und spricht sich trotzdem gegen das Volksbegehren aus: «Ich säge nicht an dem Ast, auf dem ich sitze.»

Eine ähnliche Haltung vertritt CVP-Nationalrat Marco Romano («Die Initiative ist ein Wahnsinn!»), der sich seit Jahren am absolutistischen Gebaren der RSI stört. Kritik werde in Comano als Majestätsbeleidigung empfunden, gab er im Online-Dienst Libera TV zu Protokoll. Wenn man einen RSI-Beitrag mit einem Fragezeichen versehe, erhalte man stets eine Antwort, bestehend aus den Elementen «redaktionelle Unabhängigkeit» und «journalistische Freiheit» und dem Hinweis, dass man nicht Details, sondern das grosse Ganze betrachten müsse. Die RSI, so Romano, wähe sich im exklusiven Besitz der Wahrheit.

Belehrungen müssen sich nicht nur Politiker gefallen lassen, sondern auch Zuschauer.

Im *Corriere del Ticino* beispielsweise monierte ein Leserbriefschreiber, dass es zu viel des Guten sei, wenn die RSI für die Übertragung der Länderspiele Schweiz gegen Nordirland acht Kommentatoren aufbiete. RSI-Sportchef Enrico Carpani verteidigte diesen Personalaufwand in einer knapp 6000 Zeichen umfassenden Stellungnahme, in der er unter anderem darauf hinwies, dass auch Teleticino mit einem Grossaufgebot über die Eishockey-Derbys berichte. Ein anderes Beispiel: Als das Bundesamt für Kommunikation neulich monierte, dass in den RSI-Radioprogrammen Lega-Politiker nicht angemessen zu Wort kämen, wurde kurzerhand die Studie in Frage gestellt. O-Ton Canetta: «Die Realität sieht ganz anders aus.»

Dass es auch anders geht, beweist Matteo Pelli, der Direktor von Teleticino, der seine Karriere bei der RSI gestartet hat und im Tessin als Everybody's Darling gilt. «Räume Fehler ein, das macht dich menschlich», lautet seine Devise. Missmanagement ist für Pelli einer der Hauptgründe für den Popularitätsverlust der RSI. Dazu gehört auch, dass die SRG-Verantwortlichen unablässig betonen, sie hätten keinen Plan B. Wenn «No Billag» angenommen werde, sei Sendeschluss, lautet das Mantra. Pelli selbst sähe auf Teleticino zwar auch harte Zeiten zukommen, sollte der Geldfluss aus dem Bührentopf versiegen. Aber: «Wir haben nicht nur einen Plan B, sondern auch einen Plan C, D und E. Das gehört sich einfach für ein Unternehmen.»

### Requiem auf die RSI

Der 39-jährige Pelli, dessen Vater Erasmo lange in der Stadtregierung von Lugano sass, ist für die RSI zu einem Stachel im Fleisch avanciert, der immer stärker schmerzt. Nachdem er der RSI Ende 2012 den Rücken gekehrt hatte, führte er das private Radio 3i von einem Hörerzahlenrekord zum nächsten. Unter Pellis fröhlich-witziger Führung verdoppelte Radio 3i seinen Marktanteil auf über 11 Prozent – zum grossen Teil zu Lasten der RSI. Kaum war er im vergangenen Sommer innerhalb der *Corriere-del-Ticino*-Gruppe zum Direktor von Teleticino befördert worden, setzte er mit dem Derby-Coup gleich ein erstes Ausrufezeichen.

Dass er beim Kampf um die Publikumsgunst mit einem Bruchteil der Ressourcen der RSI auskommen muss, ist ihm bewusst. Nicht von ungefähr vergleicht sich Teleticino auf seiner Website mit einer Billigfluglinie: «Unsere Produktionen sind oft One-Man-Shows, von ein und derselben Person konzipiert, interpretiert und gedreht. Die Budgets sind bewusst tief angesetzt, um die Kreativität zu fördern. Der Einsatz von leichten Technologien wie Smartphone, iPad oder GoPro wird den klassischen Kameras des Fernsehens von anno dazumal vorgezogen.» Das klingt wie ein Requiem auf die RSI. ○

## Parteien

# Der erste Stein

## Die CVP hat ihre katholische Seele verloren.

Wenn es eines letzten Beweises bedürft hätte, dass die CVP mit ihrem C nichts mehr anzufangen weiss, dann war es die Affäre Buttet. Oder vielmehr der Umgang mit Nationalrat Yannick Buttet, nachdem bekannt geworden war, dass der Unterwalliser sich offenbar bei höherem Alkoholkonsum ungebührlich an Frauen heranmachte.

Der *Blick* eröffnete, wie es sich für den Boulevard gehört, die Jagd auf den «grössten Heuchler im Bundeshaus». Man warf ihm Doppelmoral vor: Als konservativer Politiker beschwöre er Familienwerte, gleichzeitig unterhalte er ein aussereheliches Verhältnis und steige Frauen nach. So weit die Ausgangslage. Was tun? Wie sollten die Christdemokraten auf den Fall reagieren? Hätte die CVP noch ein inneres Verhältnis zu ihrem C, wäre die Sache klar: Man verurteilt die Sünde, aber niemals den Sünder. Die Essenz der christlichen Religion besteht gerade darin, sich den Gefallenen zuzuwenden. Jesus nimmt sich der Ausgestossenen an, des Zöllners, des Schwerverbrechers, des verlorenen Sohns, der Ehebrecherin: «Wer ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein.»

### Vorgehen wie in den USA

Bei Buttet waren viele zur Hand, den ersten Stein zu werfen. Seine Bundesrätin Doris Leuthard erklärte, solches Verhalten sei «inakzeptabel», Parteichef Gerhard Pfister doppelte nach. Vizepräsidentin Elisabeth Schneider-Schneiter forderte ihren Parteikollegen zum Rücktritt auf. Auch Katholik Buttet kam auf Abwege. Er holte einen Zürcher Medien-Staranwalt an Bord, und dieser verpasste ihm eine amerikanische Exit-Strategie. Wie Tiger Woods seine Sexeskapaden bekannte auch Yannick Buttet sein Vergehen und ging auf Anraten seines Anwalts nach dem exakt gleichen Muster vor: Selbstanklage (ungebührliches Verhalten, Familie verletzt), Selbstdiagnose (Alkoholproblem), Selbsteinweisung (krankgeschrieben und ab in den Entzug).

Dieses öffentliche Selbstbekenntnis ist amerikanischer Protestantismus auf der Basis von Zwingli und Calvin. Parteipräsident Gerhard Pfister wollte seine Partei wieder katholisch-konservativ ausrichten. Er scheint damit grandios zu scheitern. Die CVP hat ihre Seele verloren. Jesus sagte zu den Gescheiterten: «Geh, sündige nicht mehr.» Und nicht: «Geh, wir wollen dich nicht mehr sehen.»

Von Peter Keller

# Schlagworte gegen Volksentscheide

Das Parlament will das Tätigkeitsverbot für Kinderschänder streng umsetzen.

Das ist zu begrüßen. Das staatspolitische Irrlichtern im Umgang mit Volksinitiativen geht aber weiter.

Von Katharina Fontana

Es war für Bundesrat und Parlament eine überaus lästige Aufgabe, doch nun ist sie so gut wie erledigt. Die Volksinitiative «Pädophile sollen nicht mehr mit Kindern arbeiten dürfen», die im Mai 2014 gegen den Willen des politischen Establishments angenommen wurde und die seither als Artikel 123 c in der Bundesverfassung steht, erhält ein Ausführungsgesetz. Nach dem Ständerat hat jüngst auch der Nationalrat die Vorlage im ersten Durchgang angenommen, und zwar einstimmig; in der Frühjahrsession 2018 dürften die letzten Differenzen zwischen den Räten ausgeräumt und dürfte die Vorlage definitiv verabschiedet werden. Das bedeutet, dass die neue Verfassungsnorm in absehbarer Zeit von den Gerichten angewandt werden kann und nicht toter Buchstabe bleibt.

Auch wenn der Widerwillen erheblich war, hat sich das Parlament schliesslich dazu durchgerungen, die Pädophilen-Initiative sinngetreu und ohne merkliche Abstriche umzusetzen. Die SVP zeigte sich besonders unerbittlich und forderte mehr Härte, die Linke wollte weniger streng sein, doch am Ende war man sich einig. Vereinfacht gesagt ist nun vorgesehen, dass Personen wie Lehrer, Sporttrainer, Lagerleiter oder Heimbetreuer, die sich an Minderjährigen oder an besonders schutzbedürftigen Personen sexuell vergangen haben, sich definitiv einen neuen Beruf oder eine neue Freizeitbeschäftigung suchen müssen. Das Verbot, je wieder mit Kindern oder Schutzbedürftigen zu arbeiten, ist endgültig.

## Gegensteuer im Strafrecht

Um zwei konkrete Fälle aus der jüngeren Vergangenheit zu nehmen: Der Betreuer, der in einer Krippe im Zürcher Oberland mehrere kleine Mädchen massiv missbraucht hat, wäre künftig lebenslang für den Umgang mit Kindern gesperrt. Auch der Krankenpfleger, der sich im Universitätsspital Zürich während Jahren an Patientinnen im Aufwachraum vergangen hat (und von den Zürcher Richtern mit einem dreijährigen Berufsverbot belegt wurde), dürfte unter dem neuen Recht nie mehr dieselbe Tätigkeit ausüben.

Nichts zu befürchten haben dagegen junge Männer mit minderjährigen Freundinnen; die Jugendliebe ist ausdrücklich ausgenommen. Zudem soll eine enggefasste Klausel dem Richter erlauben, in besonders leichten Fällen – etwa wenn ein Sporttrainer ein Mädchen küsst – ausnahmsweise von einem Tätigkeitsverbot abzusehen.



Der Opferschutz wurde verbessert.

Auch wenn der Pädophilen-Artikel nur ein Randthema beschlägt, kann er doch in mehrfacher Hinsicht als interessantes Lehrstück dienen. So macht er etwa deutlich, dass das Recht, gerade auch das Strafrecht, vom Volk getragen sein muss. Dass sich die Stimmbürger in den letzten Jahren mit der Pädophilen-Initiative, der Verwarhungs- und der Unverjährbarkeitsinitiative wiederholt in strafrechtliche Belange einmischten und einen härteren Umgang gegenüber Gewalt- und Sexualverbrechern forderten, kommt nicht von ungefähr, sondern ist auf die unbefriedigende Entwicklung der Strafjustiz zurückzuführen.

Noch vor dreissig Jahren konzentrierten sich Lehre und Rechtsprechung stark auf die Wiedereingliederung des Täters; von Sühne und Vergeltung, die ebenfalls zum Strafrecht gehören, sprach in Expertenkreisen kaum mehr jemand. Als Folge dieser einseitigen Ausrichtung wurde auch die Sicherheit der Bevölkerung vernachlässigt. Erst die Tragödie vom Zollikerberg 1993, als eine junge Frau von einem mehrfach verurteilten Sexualmörder auf Hafturlaub umgebracht wurde, leitete die überfällige Gegenbewegung ein.

Die erwähnten Volksinitiativen haben das Strafrecht also wieder auf den Boden geholt. Die vor allem in intellektuellen Kreisen geäusserte Sorge, dass die Bevölkerung nun zum

nimmersatten Racheengel werden und das Strafrecht ohne Sinn und Verstand noch und noch verschärfen könnte, ist unbegründet. Jetzt, da die Richtung in der Strafjustiz wieder stimmt und der Opferschutz verbessert wurde, hat sich der Aufruhr nämlich gelegt. Andere repressive Volksbegehren – etwa jenes, das die Behörden für Rückfälle von Sexualverbrechern haften lassen wollte – sind bereits während der Unterschriftensammlung gescheitert, weitere sind nicht in Sicht.

Der Umgang mit der Pädophilen-Initiative ist zudem ein Lehrstück in Sachen direkte Demokratie. Was wurde in den eidgenössischen Räten nicht alles gegen das Volksbegehren angeführt: Es verletze Menschenrechtsgarantien, vom Parlament werde die «Quadratur des Kreises» erwartet, man müsse das unfolgsame Stimmvolk jetzt einmal in die Schranken weisen, es brachial erziehen und die Umsetzung schlicht verweigern. Nun, nach viel Geschimpfe und vielen Lamentos, liegt ein vernünftiges Ausführungsgesetz auf dem Tisch. Das ist schon ziemlich entlarvend und zeigt einmal mehr, dass die Politiker die Probleme, die sich aus unliebsamen Volksinitiativen ergeben, gerne aufbauschen. Dass man dies im Vorfeld eines Urnengangs tut, gehört zum politischen Spiel und dürfte von den Stimmberechtigten durchaus richtig eingeordnet werden. Doch wenn die Initiative trotz aller gegnerischen Argumente angenommen wird, ist es nun einmal die Aufgabe des Parlaments, den Volksentscheid umzusetzen. Was vor allem dann kein Ding der Unmöglichkeit ist, wenn ein Verfassungsartikel so offen formuliert ist wie jener über die pädophilen Straftäter.

## Was ist verhältnismässig?

Alles gut also? Nicht unbedingt. Im Laufe der Pädophilen-Debatte wurde nämlich erneut versucht, den missliebigen Volksentscheid mit dem Standardargument, er sei «unverhältnismässig», auszuhebeln. Das ist zwar nicht gelungen, das Parlament hat sich eng an den Verfassungstext gehalten. Dennoch ist unbefriedigend, wie inflationär und unkritisch das Verhältnismässigkeitsprinzip in der politischen Diskussion seit einiger Zeit verwendet wird. Dies vor allem deshalb, weil seine Tragweite sowie die konkrete Bedeutung für die Rechtsetzung und Rechtsanwendung weitgehend unklar sind.

So ist auf der einen Seite der Begriff selber unscharf. Ob eine Regelung verhältnismässig ist – in Juristendeutsch bedeutet das: erforderlich, geeignet und zumutbar –, stellt häufig eine

Wertungsfrage dar. Während die einen ein kategorisches lebenslanges Berufsverbot bei Kindsmisbrauch für angemessen erachten, finden die anderen es richtig, das Verbot nach ein paar Jahren zu überprüfen, für wieder andere ist selbst das noch zu rigid. Auf der anderen Seite ist umstritten – selbst unter Juristen –, wer bestimmen darf, was als verhältnismässig zu gelten hat. Die einen sind der Meinung, dass Volk und Stände hier abschliessend entscheiden können: Stimmen sie einer Regelung zu, so ist diese als verhältnismässig anzusehen, Punkt, Schluss und aus.

Andere betrachten es dagegen als Aufgabe des Parlaments, eine als überschüssend beurteilte Verfassungsnorm zu korrigieren, beispielsweise indem es eine Härtefallklausel einfügt. Wiederum andere verstehen den Grundsatz fast schon radikal: Über die Verhältnismässigkeit entscheide immer und überall der Richter, dazu dürfe er auch von einem glasklar formulierten Gesetz abweichen. Nach diesem Verständnis könnte also ein Richter künftig selbst bei schwerem Kindsmisbrauch vom neuen Tätigkeitsverbot absehen, wenn er es im Einzelfall als richtig erachtet.

### Plattitüden statt Antworten

Was nun gelten soll und wie die Verhältnismässigkeit zu verstehen ist, dazu war in den Ratsdebatten leider nichts zu hören. Obschon sich praktisch jeder Redner vollmundig als Verfechter von Verhältnismässigkeit und Rechtsstaat präsentierte, blieb es meist bei Plattitüden. Nicht gerade zur Klärung beigetragen hat auch Justizministerin Simonetta Sommaruga, die das Verhältnismässigkeitsprinzip als «höherstehendes» Verfassungsrecht bezeichnete – eine forsche Aussage, geht die Staatsrechtslehre doch davon aus, dass alle Verfassungsnormen gleichrangig sind.

Klar ist jedenfalls: Mit dem Argument der Verhältnismässigkeit kann (missliebige) Verfassungsrecht fast beliebig uminterpretiert und beiseitegeschoben werden. Die Politik oder auch die Justiz bekommen auf diese Weise ein neues Mittel in die Hand, um Volksentscheide zu durchkreuzen. Will man das? Dass es dabei häufig nicht um Recht, sondern um Politik geht, zeigt sich auch daran, dass die Verhältnismässigkeit von den Behörden nur selektiv angerufen wird. Bei der 1:12-Initiative der Jungsozialisten etwa, die massiv in die Lohnpolitik und damit in die Wirtschaftsfreiheit der Unternehmen eingegriffen hätte, spielte die Frage der Verhältnismässigkeit für den Bundesrat erstaunlicherweise keinerlei Rolle, sie war ihm kein Wort wert. Auch bei den eigenen Vorlagen geben sich die Behörden punkto Verhältnismässigkeit lange nicht so streng wie bei störenden Volksinitiativen. Würde man die zahllosen Gesetze und Verordnungen von Parlament und Bundesrat nach Regelungen absuchen, die nicht in jedem Punkt geeignet, erforderlich und zumutbar erscheinen, würde man jedenfalls schnell fündig. ○

## Schweiz

# Mobilfunk-Monopoly

## Bald vergibt der Bund die Frequenzen für die Zukunftstechnologie 5G. Bei der letzten Auktion vor fünf Jahren lief vieles schief. Werden die Fehler der Vergangenheit wiederholt?

**A**ufregung bei Sunrise, Salt und Swisscom: 2018 möchte die Eidgenössische Kommunikationskommission (Comcom) die Frequenzen für 5G vergeben, ein neues Hochgeschwindigkeitsnetz für mobile Daten. Die Frage ist nun, wie diese auf die drei Netzbetreiber verteilt werden sollen. Swisscom wünscht eine sogenannte CCA-Versteigerung, wie sie im Jahr 2012 für sämtliche Mobilfunkfrequenzen stattgefunden hat. Die kleineren, privaten Anbieter Sunrise und Salt bevorzugen eine Vergabe an alle drei Anbieter zu gleichen Teilen.

Salt-Chef Andreas Schönenberger verlangt, «dass die Teilnehmer mit den umfangreichsten Finanzressourcen nicht bevorzugt werden». Exakt dies stehe aber zu befürchten, wenn der Bund die Frequenzen verberge, bevor die neuen Strahlenschutzbestimmungen bekannt seien, denn davon hänge der wirtschaftliche Nutzen der erworbenen Frequenzen ab. Solche Unwägbarkeiten seien für den finanzstärksten Anbieter am ehesten tragbar.

Ähnliches gelte auch für Unsicherheiten, die sich aus dem Vergabeverfahren ergeben. Unter allen Umständen möchten die beiden kleineren Anbieter verhindern, dass eine Auktion nach denselben Regeln stattfindet wie im Jahr 2012. Das damals gewählte Format einer zweistufigen «Combined Clock Auction» (CCA) gilt als technisch ausserordentlich komplex. Es führte zum zweifelhaften Ergebnis, dass Sunrise und Orange (heute Salt) ein ähnlich umfangreiches Frequenzpaket zu stark abweichendem Preis erhielten: Sunrise zahlte 482 Millionen Franken und damit dreimal mehr als Orange (155 Millionen Franken).

Einer der weltweit führenden Experten für die Vergabe von Mobilfunkfrequenzen ist Martin Bichler von der TU München. In einem kürzlich von ihm herausgegebenen Standardwerk werden auch die Erfahrungen mit der Schweizer Auktion im Jahr 2012 besprochen, wobei diese sozusagen als Lehrbuchbeispiel für unerwünschte Eigenschaften des gewählten Auktionsformats dient. Auf Anfrage der *Weltwoche* hält Bichler fest, dass «ein effizientes Auktionsergebnis davon abhängt, inwieweit die Bieter ihren Wert für ein bestimmtes Paket von Frequenzlizenzen wahrheitsgemäss offenbaren». Die Schweizer Auktion von 2012 zeige aber die Schwachstellen des CCA-Formats auf: «Der Mechanismus kann ma-

nipuliert werden, indem einer oder mehrere Bieter die in der ersten Phase gesammelten Informationen nutzen, um in der zweiten Phase hohe Gebote abzugeben, die zwar nicht gewinnen können, aber die Preise für die Konkurrenten in die Höhe treiben.» Dies sei möglich, weil die Vergabe durch eine spezielle Zweitpreisregel erfolge, also nicht das (eigene) höchste Gebot über den zu zahlenden Preis dieses Bieters entscheide, sondern die Gebote der anderen Auktionsteilnehmer. «Wenn der Bieter A viele Verlierergebote abgibt und der Bieter B wenige, so kann es sein, dass Bieter A wenig für ein Paket zahlt relativ zu Bieter B, auch wenn die beiden Bieter die gleiche Frequenzausstattung gewinnen.» Vor Investoren sei ein solches Ergebnis schwer zu rechtfertigen.

Bei einer späteren Auktion in Österreich haben die Bieter offenbar aus der Schweizer Erfahrung gelernt und allesamt versucht, die Preise für die Konkurrenz zu beeinflussen. «Nach öffentlicher Information wurden von den drei Bietern in der zweiten Phase der Auktion rund 4000 Gebote auf grosse Pakete abgegeben. Das legt strategisches Bietverhalten nahe.» Auch die Erlöse seien entsprechend hoch gewesen.

### «Umdenken in einigen Ländern»

Bichler erinnert daran, dass in den meisten Ländern – auch in der Schweiz – das politische Ziel «nicht die Maximierung des Auktionserlöses ist, sondern eine Vergabe nach Kriterien der Effizienz». Erhalten also diejenigen Bieter die Frequenzen, die damit am meisten anfangen können? «Weder theoretische noch experimentelle Ergebnisse zur CCA legen nahe, dass dieses Auktionsformat zu effizienten Ergebnissen führt», so Bichler. «Im Gegenteil, von weiten Teilen der Fachgemeinschaft wurden die strategischen Eigenschaften des Auktionsformats in den letzten Jahren sehr kritisch beurteilt», was «in einigen Ländern bereits zum Umdenken geführt hat».

Die Comcom wertet die fragliche Auktion hingegen als Erfolg: Sie widerspiegle «sowohl betreffend Frequenzaufteilung wie auch hinsichtlich der Zuschlagspreise die Präferenzen und das Bietverhalten der einzelnen Bieter». Ein Entscheid über das Vergabeverfahren für die neuen 5G-Frequenzen wird Anfang 2018 erwartet. *Florian Schwab*



Wie wird verteilt?

# Nationalbank bremst Orell Füssli

Orell Füssli ist mit ihrer fast 500-jährigen Unternehmensgeschichte eine überaus zähe Firma. Geschwächt wird sie allerdings durch die Beteiligung der Schweizerischen Nationalbank als Ankeraktionärin. Von Beat Gygi

Die Schweizer Buchhandelsgruppe Orell Füssli wirbt dieser Tage mit dem Slogan «25 Prozent Rabatt auf (fast) alles». Das Angebot gilt bis 17. Dezember, im Endspurt vor Weihnachten geht es im Buchgeschäft um einen beträchtlichen Teil der Jahreseinnahmen, die bei Orell Füssli um die 90 Millionen Franken oder rund einen Drittel des Konzernumsatzes ausmachen dürften. Es ist klar, dass die Margen durch solche Preisaktionen im Buchgeschäft noch dünner werden, aber wer sich nicht atemlos ins Rennen gegen den dominierenden Internet-Grossver-

Atlantic Zeiser, sowie der Buchhandel verursachten Verluste. Auf den ersten Blick kann das als Zeichen der Stabilität verstanden werden, wenn ein gutrentierender Teil des Unternehmens den beiden schwächeren hilft.

Internes Geben und Nehmen beruht bei Orell Füssli sogar auf Gegenseitigkeit und Tradition, denn vor vier Jahren war es umgekehrt, da mussten die einigermaßen rentablen Industriegeschäfte und der Buchhandel den mit Problemen kämpfenden und verlustreichen Sicherheitsdruck stützen. Ist das nicht genau die Art und Weise, wie Unternehmen ein hohes Alter erreichen können? Orell Füssli, 1519 in Zürich gegründet und wichtiger Akteur damals während der Reformation, ist das älteste Unternehmen der Schweiz. Und wer da immer noch skeptisch auf die Überlebenschancen der Firma blickt, dem sei gesagt: Orell Füssli hat einen hochkarätigen staatlichen Ankeraktionär: Die Schweizerische Nationalbank hält 33,3 Prozent der Aktien, ist damit der grösste Eigentümer – diese Quote entspricht etwa der Prozentzahl, mit der man an normalen Generalversammlungen die Mehrheit der vertretenen Stimmen stellt. Im Verwaltungsrat ist die Nationalbank mit einem Vertreter präsent.

Klar, Orell Füssli ist dennoch offen, ist an der Börse kotiert und damit für das breite Anlegerpublikum zugänglich, jedenfalls im Umfang der 28 Prozent Aktien, die zurzeit nicht in festen Händen sind. Neben der Nationalbank halten der Künstler und Musiker Dieter Meier (15,5 Prozent) und die Familie Siegert aus Deutschland (9,6 Prozent) seit längerem namhafte Pakete. Im Februar 2015 hat die Fondssparte der Bank Sarasin gut 7 Prozent übernommen, und Mitte 2015 ist die Schweizer Investmentgesellschaft Veraison Sicav mit einer Quote von 8,4 Prozent eingestiegen. Veraison wurde 2015 von Gregor Greber und Valentin Chaperon gegründet. Greber war vorher bei der Gründung und an der Führung der Beratungs- und Investmentgruppe Z Capital beteiligt gewesen, Chaperon ist ehemaliger CEO des Hörgerätekonzerns Sonova (vorher Phonak). Ihr Ziel ist es, unter mittelgrossen Firmen sozusagen nach versteckten Schätzen zu suchen – oder in ihren Worten: «unterbewertete oder vom Kapitalmarkt falsch verstandene Unternehmen, bei welchen wir mit unserem Engagement eine erhebliche Wertsteigerung erzielen können». Über den Begriff Unterbewertung kann man bei Orell Füssli streiten, aber ein Blick auf den Aktienkurs in der untenstehenden Grafik zeigt immerhin, dass die Wertentwicklung

des Unternehmens über die vergangenen fünf Jahre hinweg nicht Schritt halten konnte mit der Performance bei zahlreichen Kollegen. Der Marktwert des Konzerns ist in diesen fünf Jahren um 15 Prozent gestiegen, während die Gesamtheit der kotierten Schweizer Firmen im Börsenindex Swiss Performance Index (SPI) einen Fortschritt von mehr als 60 Prozent verzeichneten. Orell-Füssli-Aktionäre haben also einiges verpasst. Betrachtet man den Zeitraum von lediglich einem Jahr oder von zwei Jahren, sieht es noch ungünstiger aus, denn da steht einem 20-Prozent-Plus des Gesamtmarktes ein Minus von bis 10 Prozent bei Orell Füssli gegenüber.

## Der elektrisierende Satz

Blickt man weit in die Vergangenheit zurück, um sich zu vergegenwärtigen, was langfristige Investoren erlebt haben, zeigt sich Ähnliches: In den zurückliegenden zwanzig Jahren ist der Wert des Gesamtmarktes auf das Dreifache von 1998 gestiegen, während Orell Füssli heute gleich weit ist wie damals, wobei die Aktie in der Internetblase 2001 vorübergehend das Fünffache des heutigen Kurses erreichte. Wie andere mediennahe Titel wurden auch die Orell-Füssli-Werte damals aufgebläht bis zum Platzen und bis man merkte, dass das Unternehmen weniger New Economy als vielmehr ein nüchternes Maschinen-, Buch- und Druckgeschäft darstellte – mit der Nationalbank als Anker auf der Eigentümerseite. Was heisst Anker? Pikanterweise hat der Bundesrat gerade dieser Tage das Thema aufgebracht, ohne allerdings die Nationalbank zu nennen. Er veröffentlichte zwei Berichte über die «Auswirkungen staatlich beherrschter Unternehmen auf die

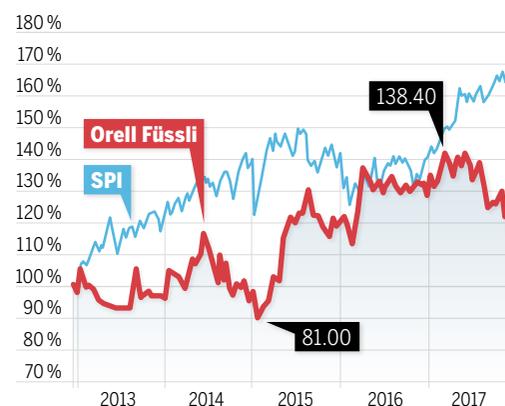


teiler Amazon wirft, kommt vielleicht überhaupt nicht mehr vom Fleck. Man hört oft auch die Meinung: «Orell Füssli ist es dem kulturellen Leben in der Schweiz fast schuldig, alles irgendwie Mögliche zur Verteidigung des hiesigen Buchhandels zu unternehmen.» Die Firma habe ja noch zwei weitere Standbeine, die das Unternehmen tragen könnten, nämlich die Industriesysteme zum Bedrucken von Ausweisen und Ähnlichem und vor allem den heute hochrentablen Banknotendruck.

Orell Füssli glänzt zurzeit tatsächlich weitherum als Produzentin der prestigeträchtigen Fünzfziger- und Zwanzigernoten für die Schweizerische Nationalbank (SNB). Der Sicherheitsdruck, mit neuen Anlagen in der Stadt Zürich etabliert, ist die einzige der drei Sparten, die im ersten Halbjahr 2017 operativ Gewinn gemacht hat; die industriellen Systeme, also die deutsche

## Aktienkurs der Orell Füssli

Entwicklung über fünf Jahre, verglichen mit dem Index SPI



QUELLE: SIX SWISS EXCHANGE

Geringe Wertzunahme im Vergleich mit dem SPI.



**Grosse Verzögerungen:** Druck der neuen Fünzigernote.

Wettbewerbsmärkte» und räumte dabei ein, dass «staatsnahe Unternehmen heutzutage nicht mehr ausschliesslich in ihren traditionellen Geschäftsfeldern tätig» seien. Freiwillig machte der Bund diese Erhebungen allerdings nicht, sie mussten durchgeführt werden, weil aus Parlament und Gewerbe kritische Fragen gekommen waren zum Gebaren staatsnaher Betriebe, die auf den Märkten auf vielfältigste Art in Konkurrenz zu privaten Firmen treten.

In den Berichten kommen Swisscom, Post, SBB oder der Rüstungskonzern Ruag zur Sprache, die bei ihren Tätigkeiten alle mehr oder weniger den Staat im Rücken haben. Ist das ein Problem? Nein, meint der Bundesrat, wenn man das Prinzip der «Wettbewerbsneutralität» beim Zusammenleben von privaten und staatlichen Unternehmen befolgte: Private und öffentliche Betriebe sollen die gleichen Grundvoraussetzungen haben, es darf nicht sein, dass staatsnahe Firmen privaten Unternehmern das Leben schwermachen, nur weil es die öffentliche Hand bei der Finanzierung, Regulierung oder Rechenschaftsablage leichter hat als die Konkurrenz. Dann kommt der elektrisierende Satz: «Die staatliche Beteiligung an Unternehmen kann dazu führen, dass der Staat in zahlreiche potenzielle Interessenkonflikte gerät.»

Damit werden Konflikte angesprochen, die Greber bei Orell Füssli als Gefahr erachtet. Wie könnten die aussehen? Die Nationalbank gibt bei einem Unternehmen den Druck von Banknoten in Auftrag, an dem sie eine bestimmende Aktienquote hat. Bildlich ausgedrückt: Von vorne kommt der Auftraggeber Nationalbank auf die Firma zu und formuliert die Kundenwünsche, während von hinten der Aktionär Nationalbank herantritt und die Entscheidungen im Unternehmen beeinflusst. Im Extremfall kann es sein, dass der Auftraggeber fast unerfüllbare Anforderungen definiert

und die Notendruckfirma via Eigentümereinfluss zum Akzeptieren solcher Risiken bringt. Was Orell Füssli und die Nationalbank zusammen zwischen 2008 und 2014 erlebt haben, erinnert an ein solches Szenario. Die Anforderungen an Druck, Farben und Papier für die neue Notenserie konnten erst nach grossen Verzögerungen und Verlusten erfüllt werden.

### Unmut im Publikum

Eigentlich wurde Orell Füssli so ansatzweise zu einer verlängerten Werkbank der Nationalbank – wie schon bei früheren Gelegenheiten. Im Geschäftsbericht der SNB von 1991 steht zu Orell Füssli: «Im Bestreben, den Banknotendruck in der Schweiz auch längerfristig sicherzustellen, hat sich die Nationalbank zu Beginn der achtziger Jahre mit rund einem Drittel am Aktienkapital des Unternehmens beteiligt. Im Frühjahr 1991 erwarb sie ein weiteres Drittel. Sie hält damit die Mehrheit des Aktienkapitals. [...] Die Nationalbank nutzte die damit gewonnene Handlungsfreiheit, um gemeinsam mit der Geschäftsleitung und externen Beratern eine umfassende Lagebeurteilung vorzunehmen. Dabei zeigte sich die Notwendigkeit, die Geschäftstätigkeit im Interesse des längerfristigen Unternehmenserfolges zu konzentrieren. Schwergewichte der künftigen Tätigkeit werden die Bereiche Sicherheitsdruck, Wirtschaftsinformation und Buchhandel sein. Die Nationalbank hat nicht die Absicht, die Kapitalmehrheit auf Dauer zu halten.» 1995 fuhr die Nationalbank ihren Anteil wieder zurück.

Man kann einwenden, dass wenigstens die anderen Geschäftsfelder von Orell Füssli nicht von Interessenkonflikten erfasst würden. Aber was wäre, wenn das Unternehmen seine über dreissig Buchläden in der Schweiz betriebswirtschaftlich scharf unter die Lupe nähme und unrentable Geschäfte schliessen würde? Es wäre

im Publikum mit Unmut zu rechnen, was auf die Nationalbank als Ankeraktionär abfärben und diesen zur Einflussnahme bei betriebswirtschaftlichen Entscheiden bewegen könnte.

Etwas pointiert gesagt, ist die Nationalbank als eine Art Schatten oder Aura immer mit dabei, wenn Orell Füssli etwas produziert, verkauft, kauft oder entscheidet, selbst in den Märkten, die nichts mit Banknoten zu tun haben. Wenn der im Herbst 2014 angetretene CEO Martin Buyle und seine Manager etwas tun, ist es immer ein wenig so, als ob die Nationalbank-Führung es täte – die ja ausserhalb der Geldpolitik jegliche Angriffsfläche für öffentliche Diskussionen vermeiden will.

Aus dieser Sicht wirkt die schleppende Börsenwertentwicklung des Konzerns brisant: In den Jahren, in denen Orell Füssli unter grossem Druck stand, weil die Vorgaben für die neuen Schweizer Banknoten hohe Kosten, Verzögerungen und Reputationsschäden verursachten, war der Hauptaktionär eine direkte Last. In den Jahren nach 2014, in denen der Banknotendruck dann gut lief, bildete die Grossaktionärin Nationalbank eine indirekte Last, da sie die übrigen Geschäfte in ihrem Spielraum beschränkte, – eben den Buchhandel, das Verlagsgeschäft oder die Industrieanlagen für präzises Bedrucken von Dokumenten, Markieren von Pharmapackungen oder Nummerieren von Banknoten. Greber als Vertreter des Aktionärs Veraison ist der Meinung, dass die Nationalbank klare Verhältnisse schaffen sollte, indem sie entweder den Banknotendruck gänzlich übernimmt oder aber das Unternehmen freigibt, sich also aus dem Aktionariat zurückzieht. Dieter Meier hält dagegen, indem er sagt: «Einzig die SNB kann beurteilen, ob sie weiter Hauptaktionärin der Orell Füssli AG sein will. Als Aktionär würde ich es begrüssen, wenn die SNB weiter Hauptaktionärin bliebe.» ○

**Schenken Sie ihm das Original zu Weihnachten.**

**Lindt**  
BATONS KIRSCH  
KIRSCHSTENGELI

# Späte Wiedergutmachung

Mit einem Dok-Film rehabilitiert das Westschweizer Fernsehen RTS die Veteranen der vermeintlichen «Geheimarmee» P-26, die der Bundesrat 1990 mit Schimpf und Schande in die Wüste schickte. Es geht dabei auch um Vergangenheitsbewältigung in eigener Sache. *Von Alex Baur*



Von einem rechtsfreien Raum konnte keine Rede sein: Lager und Ausbildungsanlage des P-26 in Gstaad.

Als ein «mea culpa» will Jean-Philippe Ceppi den Film nicht verstanden haben, eher als «Testament» aufrechter Bürger, die der Eidgenossenschaft ihr Leben zur Verfügung gestellt hatten und dafür mit Verachtung und Hohn belohnt wurden. Die Rede ist von Hunderten Frauen und Männern aus allen Schichten, politischen Lagern und Landesteilen – Lehrerinnen, Handwerker, Wissenschaftler, Pfarrer –, die seit 1940 im «geheimen Widerstand» gedient hatten und 1990 nach dem abrupten Ende des Kalten Krieges ohne ein Wort des Dankes und unter dem üblen Vorwurf des Landesverrates in den Ruhestand versetzt wurden.

Ceppi, Chef der Dokumentarabteilung «Temps présent» des Westschweizer Fernsehens RTS, gehört einer anderen Generation an. Dasselbe gilt für Pietro Boschetti und Xavier Nicol, die den Film über den «geheimen Widerstand» realisiert haben.\* Als junge Journalisten haben sie damals miterlebt, wie Parlament und Bundesrat 1990 die vermeintliche «Geheimarmee P-26» auflösten. Die Aufregung war enorm, ebenso die Desinformation. Von einem Staat im Staat war damals die Rede, einer Truppe ohne rechtliche Grundlage; von unkontrollierten geheimen Waffenlagern, ja gar von einer rechten internationalen Verschwörung und von Putschplänen im Falle eines sozialistischen Wahlsieges. Grundlage des medialen Hypes (an dem sich auch die Welt-

woche beteiligte) war der Bericht einer parlamentarischen Untersuchungskommission (PUK EMD) Ende 1990. Wie schon bei der Kopp-Affäre ein Jahr zuvor konnte die PUK keine Missstände aufdecken. Um nicht mit leeren Händen dazustehen, rückten die Politiker einen angeblichen Zufallsfund ins Zentrum. In beiden Fällen handelte es sich um Altlasten aus dem soeben zu Ende gegangenen Kalten Krieg. Im Fall Kopp waren es die Spitzeldateien («Fichen») der Nachrichtendienste, beim Militärdepartement die geheime Kaderorganisation («Projekt 26», kurz P-26).

## Zurück in den historischen Kontext

Beides mag im Rückblick skurril und übertrieben erscheinen, allerdings nur, wenn man die Dinge aus dem historischen Zusammenhang reisst. Mehr als nur skurril war die Massenhysterie, welche die Enthüllungen auslösten. Ein Vierteljahrhundert später macht sich RTS bezüglich der «Geheimarmee» nun an die Vergangenheitsbewältigung. Schnörkellos verfrachten die Autoren den 1940 unter dem Eindruck des Zweiten Weltkrieges gegründeten geheimen Widerstand zurück, wo er hingehört: in den historischen Kontext.

Die kommunistische Bedrohung, die dem Naziterror folgte, war real. Zeitzeugen berichten aus erster Hand, wie sie den Einmarsch der Sowjetpanzer 1968 in der Tschechoslowakei

erlebten. Der britische Geheimdienst MI6, bei dem die Schweizer das Know-how einkauften, baute auf reale Erfahrungen mit der Résistance. Eine Zusammenarbeit mit der Nato gab es nie, wie der Neuenburger Staatsanwalt Pierre Cornu in einer Untersuchung darlegte.

## Vergessliche Politiker

Und vor allem: Auch wenn sich viele Parlamentarier damals als vergesslich erwiesen – sie waren informiert über die Existenz des P-26 (wie auch über die famosen «Fichen»). Von einem rechtsfreien Raum konnte keine Rede sein, erst recht nicht von einer Geheimarmee. Das «Projekt 26» stand immer unter der Kontrolle des Militärdepartements – und unter der Aufsicht des Parlamentes. Zeitzeuge Jacques-Simon Eggly, Ex-Nationalrat (LPS/GE) und Ende der achtziger Jahre parlamentarischer Beirat des geheimen Widerstandes, hat dessen Installationen im Bunker bei Gstaad persönlich inspiziert («Es schwang schon ein klein wenig James Bond mit»).

Berührend sind schliesslich die persönlichen Statements von ehemaligen Mitgliedern des P-26. Wäre die Schweiz von ausländischen Truppen überrollt worden, hätten sie hinter der Front den zivilen Ungehorsam organisiert. Ähnliche Organisationen gab es während des Kalten Krieges in allen umliegenden Ländern. Das Spezielle an der Schweiz war vielleicht, dass man auf ein Milizsystem baute.

Kein Mensch weiss, wie sich der Maler Walter Baumann (Tarnname «Enzo»), die Krankenschwester Susanne Günther, die Journalisten Georg Held und Adalbert Hoffmann oder der Physiker Jean-Philippe Aeschlimann im Kriegsfall bewährt hätten. Doch die Vorstellung, dass sie sich für einen Staatsstreich hergegeben hätten, erscheint nachgerade absurd.

Immerhin, als 1990 der Ernstfall eintrat, das «Projekt 26» enttarnt und in allen Tonlagen verdammt wurde, hielten sie dicht – alle, ohne eine einzige Ausnahme. An ihr Schweigegebot gebunden, konnten und durften sie sich nicht gegen die Verleumdungen wehren. Das war bitter. Erst 2008, nachdem Verteidigungsminister Ueli Maurer die Geheimhaltungspflicht aufgehoben hatte, gab der eine oder andere Auskunft. Bis zur Rehabilitation sollte noch ein weiteres Jahrzehnt vergehen. Einige haben es nicht mehr erlebt.

\* «Il était une fois l'armée secrète suisse», Erstaussstrahlung am 21. Dezember, 20.10 Uhr, auf RTS

# «Titanic» am Bürgenstock

Mit letzter Not konnte das neueste, stolze Passagierschiff auf dem Vierwaldstättersee vor dem Untergang gerettet werden. Jetzt geht es um Ursachenforschung und um Schuld. Und um die Frage, wie viel Eventkultur auf dem See eigentlich nutzbringend ist. *Von Thomas Bornhauser*

Was für ein trauriger Anblick! Der Stolz der Schifffahrtsgesellschaft des Vierwaldstättersees (SGV) sitzt auf dem Trockenen. Mit letzter Kraft konnte das MS «Diamant» in die Luzerner Werft geschleppt werden, für eine Reparatur, die Monate in Anspruch nehmen wird.

Ein gutes halbes Jahr ist es her, seit dieses Motorschiff mit ziemlich viel Tamtam getauft worden war. Es fehlte weder an Geld noch an grossen Worten. Über 15 Millionen Franken hatte die in Luzern gebaute Schiffskonstruktion gekostet. Auf fünf Decks wollte man den Passagieren künftig Erlebnisse der besonderen Art bescheren, zum Beispiel mit einem sogenannten Seewasserfussbad oder auch mit einem Raum mit Unterwassersicht. Oder wie es Martin Wicki im letzten Geschäftsbericht formulierte: «Mit dem neuen MS 2017 wollen wir unsere Fahrgäste nicht nur transportieren, sondern [...] zum Staunen bringen und ihnen ein Erlebnis bieten.»

## «Wie ein starkes Erdbeben»

Das alles ist jetzt auf einen Schlag Tatsache geworden. Aber ganz anders, als sich das die Verantwortlichen gewünscht hatten. Am Donnerstagabend kollidierte die «Diamant» mit einem Felsen in der Nähe der Schiffsstation Kehrsiten. Und da zeigte sich, dass der von der Natur geschaffene Stein viel kollisionsresistenter ist als der von Menschenhand geschaffene «Diamant». Drei der zehn Schotträume im Schiffsbauch wurden aufgerissen und brusthoch mit Wasser gefüllt. Die ganze Nacht waren Feuerwehrleute und Polizeitaucher im Einsatz, um den Untergang des Schiffs zu verhindern.

An Bord waren Gäste des Autoherstellers Seat, unter ihnen etliche Promis wie Gian Simmen, Christa Rigozzi oder DJ Mr. Da-Nos. Letzterer sollte dann für die Partygäste auf dem Bürgenstock auflegen. Zum *Blick* aber sagte er: «Manche waren ausser sich und sind im «Bürgenstock» gar nicht mehr aufgetaucht.» Und: «Das Schiff schüttelte es hin und her, Teller fielen vom Büffet. Es fühlte sich an wie ein starkes Erdbeben.» Immerhin konnten alle 163 Passagiere in Kehrsiten notfallmässig evakuiert werden.

Die Suche nach den Ursachen dürfte Monate in Anspruch nehmen. Sie würden nun unter anderem die Aufzeichnungen des GPS- und

Radargeräts auswerten, erklärte Christoph Kupper von der Schweizerischen Sicherheitsuntersuchungsstelle der *Luzerner Zeitung*. Schon unmittelbar nach dem Unfall hatte aber der SGV-Direktor Stefan Schulthess gegenüber der Zeitung klargemacht: «Der Motor und die Steuerung waren zu keinem Zeitpunkt vom Unfall betroffen und haben immer einwandfrei funktioniert.» Und drei Tage später doppelte er nach: «Stand jetzt schliessen wir einen technischen Defekt aus.»

## Beurlaubte Schiffsführer

Das klingt ungemütlich für die Besatzung. Dies umso mehr, als Schiffspassagiere erklärten, sie seien viel zu nahe am Ufer gefahren.



*Wunder der Technik:* MS «Diamant» nach dem Unfall.

Unweigerlich erinnert man sich an Francesco Schettino und seine missratene Kapitänshow vor der italienischen Insel Giglio, auch wenn es vor Kehrsiten zum Glück keinen einzigen Toten zu beklagen gab. Unausweichlich aber ist auch hier die Haftungsfrage. Schulthess erwartet Reparaturkosten in siebenstelliger Höhe. Die beiden Schiffsführer wurden umgehend beurlaubt. «Um die involvierten Personen zu schützen», sagt der Direktor.

Nicht die Rede ist hingegen vom Rentabilitätsdruck des Unternehmens. Die Schifffahrtsgesellschaft ist zu einem ansehnlichen Unternehmen geworden mit einem Jahresumsatz von mittlerweile um die 70 Millionen Franken und mit über 400 Vollzeitstellen. Nicht umsonst bezeichnet sich die SGV selber stolz als die grösste Schifffahrtsgesellschaft der Schweiz. 2014 allerdings ging der Umsatz der SGV nach vielen Jahren des Wachstums zu-

rück, 2016 erneut. Auch der Betriebserfolg hat sich verringert. Umso wichtiger ist der Einsatz für neue Erträge, insbesondere mit privaten Vermietungen: Event-Kitzel soll die Ertragslage verbessern. Denn mit ihren im Unterhalt besonders kostspieligen Raddampfern verwaltet die SGV ein teures Erbe.

## Acht Jahre Wirtschaftskrimi

Die Vorgeschichte ist fast fünfzig Jahre alt und hat einen im Jahr 2008 verstorbenen Luzerner für viele unsterblich gemacht. Hermann Heller (Jahrgang 1919), Enkel eines früheren Luzerner Stadtpräsidenten und Nationalrats, war in seinen besten Jahren in Luzern eine politische und publizistische Urgewalt. Als Erzfreisinniger hatte er im Umgang mit Geld und Markt grundsätzlich nicht die geringsten Berührungsängste. Als aber im Jahre 1970 die SGV den Raddampfer «Wilhelm Tell» durch ein Dieselschiff namens «Gotthard» ersetzen wollte, da witterte der Liberale Heller Marktversagen und ging auf die Barrikaden.

Heller setzte eine Bewegung in Gang, die an einen lokalen Volksaufstand gemahnte und zugleich ein Crowdfunding der ersten Stunde möglich machte. Was konkret folgte, bezeichnete die NZZ später als einen «acht Jahre währenden Wirtschaftskrimi». Das Ergebnis aber stellte vorerst alle zufrieden: Die SGV stemmte mit Hilfe des neugegründeten Vereins Dampferfreunde

Vierwaldstättersee eine erfolgreiche Aktienkapitalerhöhung. Gleichzeitig wurden die Dampferfreunde zum schiffspolitischen Faktor in Luzern. Und die Dampfer überlebten. Seither vertreten deren Freunde mehr als alle anderen Kräfte in der SGV das historische Vermächtnis der – im Unterhalt teuren – Dampfer. Es ist ihr Verdienst, dass auf dem Vierwaldstättersee auch heute fünf rund hundertjährige Dampfer ihre Runden drehen. Bei aller Modernität, wie sie ein MS «Saphir» oder ein MS «Diamant» verströmen, sind auch heute die fünf Oldie-Dampfer der wahre Stolz der Schiffsregion.

Aber der Stolz hat seinen Preis. Auch auf dem See.

Thomas Bornhauser war NZZ-Redaktor und von 1993 bis 2016 Chefredaktor der *Neuen Luzerner Zeitung*. Heute ist er als Autor tätig mit eigener Kommunikationsfirma.

# «Üsserschwiizer» Nothelfer

Jürg Stahl, Leisetreter in den Reihen der SVP, soll die schlingernde Olympiakandidatur «Sion 2026» auf Kurs bringen. Dem Zürcher Nationalrat droht nicht nur Ungemach im Walliser Haifischbecken. Er hat auch seine eigene Partei gegen sich. *Von René Zeller*

Adolf Ogi hatte alles versucht, um 2006 die Olympischen Winterspiele ins Wallis zu holen. Der damalige Sportminister reüssierte nicht. In den Hinterzimmern des Internationalen Olympischen Komitees (IOK) verdingte das Lobbying zugunsten des Austragungsorts Turin. An dieser Niederlage trug der Charismatiker Ogi schwer.

Jetzt steht das Wallis wieder in den Startlöchern. Das Bewerbungsdossier «Sion 2026» liegt vor. Nicht Gigantismus, sondern kleine, auf bestehenden Infrastrukturen basierende, finanziell tragbare Spiele sind angesagt. So wie es das IOK mit seiner «Agenda 2020» skizziert hatte. Der Gesamtbundesrat hat letzte Woche bekräftigt, dass er «Sion 2026» einerseits ideell und finanziell unterstützen, andererseits aber auch eng begleiten werde.

## Ein Scherbenhaufen

Der Hürdenlauf, den die Promotoren der Walliser Kandidatur vor sich haben, ist noch lang. Nach zwei Olympia-Anläufen im Bündnerland, die in kantonalen Volksabstimmungen beerdigt wurden, muss das Dossier bis Juni 2018 den Walliser Stimmberechtigten schmackhaft gemacht werden. Das ist leichter gesagt als getan. Die lokale Führungscrew, die bisher zu Werke gegangen ist, stolpert von einer Peinlichkeit zur nächsten. Christian Constantin, der in Martigny ansässige Kreator hochfliegender lokalpatriotischer Pläne, hat nach Handgreiflichkeiten mit dem einstigen Fussballnationaltrainer Rolf Fringer das Handtuch geworfen. Der Waadtländer Anwalt Jean-Philippe Rochat, der bis dato das Bewerbungskomitee «Sion 2026» präsidierte, hat ebenfalls die weisse Fahne gehisst. Negativschlagzeilen, die sich um die «Panama Papers» rankten, sowie Gerüchte um die Salarierung von Rochats Olympiamandat genügten, um die Organisation weiter zu destabilisieren. Radio Rottu fasste die Gemengelage im lokalen Machtzirkel unlängst wie folgt zusammen: «ein Scherbenhaufen».

Jetzt bleibt den selbstbewussten Wallisern nichts anderes übrig, als einen «Üsserschwiizer» als Retter in der Not anzuheuern. Jürg Stahl war noch vor wenigen Tagen Nationalratspräsident. Der 49-jährige Zürcher SVP-Politiker, gelernter Drogist und seit vielen Jahren in sportpolitischer Mission unterwegs, seit 2013 als Präsident des Sportdachverbands Swiss Olympic, soll als neuer Präsident des Bewerbungskomitees «Sion



«Niemandem irgendetwas versprochen»: SVP-Nationalrat Stahl.

2026» die Kastanien aus dem Feuer holen. Die Aufgabe, die Stahl schultern will, ist herkulisch. Der Mann, der als Kunstturner begann und später als Zehnkämpfer dem Juniorennationalkader angehörte, wollte namentlich als Stabhochspringer reüssieren. Karriere machte er dann allerdings als politischer Schnellstarter. Mit 26 Jahren wurde er ins Winterthurer Gemeindeparlament gewählt, fünf Jahre später – 1999 – schaffte er den Sprung in den Nationalrat. In der Zürcher Deputation, welche die mächtig aufstrebende SVP nach Bern delegierte, vermochte Jürg Stahl nicht hervorstechen. Von sich selber sagt der umgängliche Politiker, er sei ein Normalo. Ein kantiger Tenor wie andere Fraktionskollegen ist er nicht, eher der Biedermann. Nachdem er 2004 den Drogistenberuf quittiert und auf einen Direktorenstuhl bei der Walliser Krankenversicherung Groupe Mutuel gewechselt

hatte, galt er fortan als fremdgesteuerter Kassenlobbyist.

Sein Amtsjahr als Nationalratspräsident hat Jürg Stahl mit der ihm eigenen Bescheidenheit absolviert. Er ist sich treu geblieben, hat sich an volkstümlichen Anlässen unters Volk gemischt – eine Prise Schnupftabak hier, ein Feierabendbierchen dort. Stahl wurde vom würdevollen Amt nicht geblendet. Das ist sympathisch. Doch wird der Zürcher Durchschnittspolitiker in der Lage sein, den selbstgenügsamen Wallisern, der Schweiz und der Welt eine Olympiakandidatur zu verkaufen? Wird er Adolf Ogi, den einstigen globalen Sportförderer im Dienste der Vereinten Nationen, übertrumpfen können?

In der SVP gehört Jürg Stahl nicht zum inneren Machtzirkel. Immerhin einen treuen Verbündeten hat er in seiner Partei: Sportminister Guy Parmelin unterstützt die Kandidatur

«Sion 2026» nach Kräften. Das wird Stahl allerdings wenig nützen, wenn das Parlament dereinst über eine Defizitgarantie von maximal 994 Millionen Franken ratschlagen wird. Als der Bundesrat unlängst seinen diesbezüglichen Support bekundete, bezeichnete die SVP-Leitung eine solche Finanzspritze als «zum heutigen Zeitpunkt völlig unverständlich».

Der neue Fraktionschef Thomas Aeschi weist darauf hin, dass die Fraktion noch keine Aussprache zu «Sion 2026» geführt habe. Persönlich sei er aber der Auffassung, dass das Parlament diese Ausgabe besser für die Sicherheit von Land und Leuten verwenden solle, etwa für Investitionen in die AHV und die Luftverteidigung. Es sei zwar verständlich, dass Olympia auch bei vielen Parlamentsmitgliedern Sympathien geniesse. Aber, so Aeschi: «In finanziell angespannten Zeiten heisst es den Gürtel enger zu schnallen und auf schöne, aber nicht lebensnotwendige Projekte zu verzichten.»

### Die SVP im Nacken

Jürg Stahl hält dagegen. «Ich habe am Tag meiner Wahl zum Präsidenten des Bewerbungskomitees erwähnt, dass sich die SVP wohl etwas vorschnell positioniert hat», sagt er auf Anfrage. Er habe denn auch bereits begonnen, das Dossier «Sion 2026» mit Parteikollegen zu vertiefen.

Ob es Stahl gelingen wird, seine SVP auf Olympiakurs zu trimmen? Zweifel sind angebracht. Kommt dazu, dass in der Volkspartei Stimmen zu vernehmen sind, gemäss denen Stahl in Aussicht gestellt habe, er werde nach seinem Amtsjahr als Nationalratspräsident demissionieren. Stahl stellt das kategorisch in Abrede: «Ich habe gar niemandem irgendetwas versprochen.» Natürlich wäre es nicht opportun, wenn Jürg Stahl gerade jetzt seinen Nationalratssitz räumen würde. Der seit achtzehn Jahren im Parlament ausharrende Sportsfreund muss unter der Bundeshauskuppel für die Walliser Olympiakandidatur weibeln.

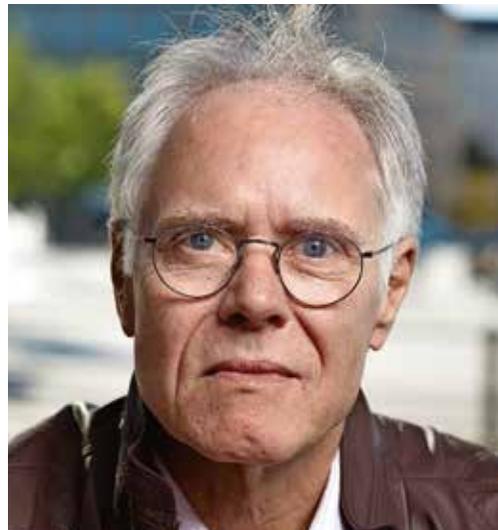
Zunächst aber wird der «Üsserschwizzer» Nothelfer versuchen müssen, im Wallis die Wogen zu glätten. Die Mutmassungen über die Entlohnung des bisherigen Präsidenten Jean-Philippe Rochat bezeichnet Stahl als «üble Stimmungsmache». Zu seiner eigenen Situation gibt er an, nach seinem Ausscheiden aus der Direktion der Groupe Mutuel sei er zeitlich in der Lage, sich voll auf die Kandidatur zu konzentrieren. Er habe letzte Woche sofort die Arbeit aufgenommen, ohne zunächst über die Entlohnung zu verhandeln. «Diese wird adäquat und vernünftig sein.»

Ob auch die Kosten der Kandidatur «Sion 2026» adäquat und vernünftig sein werden? Jürg Stahl wird noch viel Überzeugungsarbeit leisten müssen. Nicht zuletzt gegenüber den Skeptikern in seiner SVP.

## Justiz

# «Unendlich riesiges Paket»

Alt Bundesrat Moritz Leuenberger rühmt sich seines Strassenverkehrsgesetzes. Doch die «Via sicura» erweist sich als rechtsstaatlich unbrauchbarer Pfusch.



«Das erzielt, was ich wollte»: Moritz Leuenberger.

Am Vorabend der Wahl von Ignazio Cassis ging die Sendung «10 vor 10» des Schweizer Fernsehens der Frage nach, welche Macht ein Mitglied des Bundesrats habe. «Ja, er hat Macht», bestätigte Ex-Verkehrsminister Moritz Leuenberger und verwies auf seine direkte Einflussnahme bei der Entstehung des neuen Strassenverkehrsgesetzes (Via sicura). Wörtlich führte der sozialdemokratische Magistrat im Ruhestand am 19. September 2017 aus: «Meine Taktik hat einfach darin bestanden, dass ich ein unendlich riesiges Paket gebracht habe mit ganz, ganz vielen Massnahmen. Die Leute haben sich empört, und am Schluss hatten wir einen Kompromiss, bei dem eigentlich nur die Hälfte durchgekommen ist. Aber ich wollte von allem Anfang an nur diese Hälfte und habe das erzielt, was ich wollte.»

Mit dieser Riesenpaket-Gesetzgebung sehen sich heute Millionen von Schweizer Autofahrern konfrontiert. Denn Moritz Leuenberger konnte sich 2012 neben der SP auf willige Vollstrecker seiner versteckten Agenda bei CVP und FDP verlassen. Die Bürgerlichen täten indessen gut daran, sich bei künftigen Gesetzen aus SP-Departementen an obige Äusserungen zu erinnern.

### Verdiener am Unrecht

Dabei waren es ausgerechnet die Befürworter der Via sicura, die bei der Ausschaffungsinitiative aufschrien, automatisierte Strafen seien eines Rechtsstaats unwürdig. Doch genau nach diesem Schema funktioniert Leuenbergers gesamte Via-sicura-Strafnorm. Weil sie aber nicht ausländische Straftäter, sondern

bloss Automobilisten und Töfffahrer betrifft, unterblieben nennenswerte Proteste. Auch der Verfassungsgrundsatz der Verhältnismässigkeit wird mit Füßen getreten. So werden relativ harmlose Verkehrssünder ohne konkretes Gefährdungspotenzial automatisch zu langen Freiheitsstrafen verdonnert, während Vergewaltiger oder Schläger sogar im Wiederholungsfall mit lächerlich geringen Strafen davonkommen.

Auch der rechtsstaatliche Grundsatz, dass man nur einmal für dieselbe Tat bestraft werden darf («Ne bis in idem»), wird in Leuenbergers Strassenverkehrsrecht missachtet. Die zweite Strafe für Verkehrsdelikte heisst einfach «Administrativmassnahme», die dritte Strafe «Therapie». Dabei treffen Administrativmassnahmen die Betroffenen noch härter, und die Therapie lässt sich durch arbeitshungrige Verkehrsmediziner und Psychologen beliebig in die Länge ziehen. Das Amt für Administrativmassnahmen führt sich auf wie ein

### Relativ harmlose Verkehrssünder werden zu langen Freiheitsstrafen verdonnert.

Gericht und entscheidet allzu oft ohne genügende Rechtsgrundlagen.

Während im Strafrecht in ganz überwiegendem Mass bedingte Urteile ausgesprochen werden, greifen verwaltungsrechtliche Massnahmen bezüglich Alkohol am Steuer sofort und können mehrere zehntausend Franken kosten. Seit 2014 treffen Alkoholkontrollen auch Fussgänger, was sich dann im Entzug des Fahrausweises und in Bussen niederschlagen kann. Velofahrer mit zu viel Promille können schon länger bestraft werden.

Unter den etwa 60 000 jährlichen Todesfällen in der Schweiz befinden sich plus oder minus 40 Unfälle, bei denen Alkohol im Spiel, aber nicht ohne weiteres Ursache war. Doch die zuständigen Ämter unternehmen alles, um nicht nur überführte, sondern präventiv auch potenzielle Verkehrssünder zu begutachten und zu therapieren. Moritz Leuenbergers «Via sicura» mit der Hälfte seines ursprünglich geplanten «unendlich riesigen Pakets» an Massnahmen ist noch immer absurd überfrachtet. Die Gerichte, die Verwaltung und die Verkehrspsychologen sind im Bereich Strassenverkehr keine Diener am Recht. Sondern Verdiener am Unrecht. *Christoph Mörgeli*



«Die Partei war bankrott, kaputt und pervertiert»: Donna Brazile bei der Kandidatenkür von Hillary Clinton in Philadelphia, Juli 2016.

## «Wie ein Kult»

**Kontrollsucht, Hochmut und null Leidenschaft: Donna Brazile enthüllt die Gründe für das spektakuläre Scheitern Hillary Clintons im Kampf ums Weisse Haus. Die Ex-Parteichefin der Demokraten spricht erstmals mit einer europäischen Zeitung über ihr Buch «Hacks», das ihr Umfeld in Rage versetzt. Von Urs Gehrig**

Bereits die Vorausmeldung sandte Schockwellen durch die Partei. Als Donna Brazile vor ein paar Wochen mit ihrem neuen Buch «Hacks» durch die grossen TV-Stationen Amerikas tingelte, geriet die Elite der Demokraten in Rage. Durch einen geheimen Deal habe Hillary Clinton die Totalkontrolle über die Parteifinzen erworben. Dass sie auf dem Weg ins Weisse Haus dennoch scheiterte, sei ihrem Hochmut, ihrem blutarmen Wahlkampf und ihrem machohaften Kampagnenteam zuzuschreiben.

Die langjährige Vizepräsidentin Brazile war im April 2016 unvermittelt an die Parteispitze aufgerückt. Sie ersetzte die «machttrunkene» Hillary-Spezi Debbie Wasserman Schultz. Wikileaks hatte enthüllt, dass die Partei unter Schultz' Führung im Vorwahlkampf Clinton gegenüber ihrem parteiinternen Konkurrenten Bernie Sanders bevorteilt hatte.

Donna Brazile, 58, in bescheidenen Verhältnissen im Südstaat Louisiana aufgewachsen, ist die erste Afroamerikanerin der US-Geschichte, die eine Präsidentschaftswahlkampagne geleitet hat, jene für Al Gore 2000. Heute unterrichtet Brazile an der Universität Harvard. Kurz vor einer Vorlesung über Cyber-Sicherheit stand sie der *Weltwoche* als erster europäischer Zeitung Red und Antwort über ihre Enthüllungen zum historischen Wahldebakel, das Donald Trump die Tür ins Oval Office öffnete.

**Frau Brazile, Ihr Buch sorgte für Erschütterungen in der Demokratischen Partei. Finden Sie inzwischen wieder ein paar Stunden Schlaf?**

Es waren wilde Wochen, aber bald ist Weihnachten, und dann kehrt etwas Ruhe ein, das ist alles, was für mich jetzt zählt.

**Sie sind noch einmal in die Niederungen des Wahldebakels von 2016 hinabgestiegen. Warum taten Sie sich das an?**

Ich musste das Buch schreiben, damit ich das Jahr 2016 hinter mir lassen konnte. Das hiess, ich musste die vielen schwierigen Phasen noch mal durchleben. Denn meine Sicht der Dinge musste erzählt werden. Ich wollte nicht, dass die Geschichte bloss von den Kandidaten geschrieben wird, sondern auch von der Parteileitung, die so hart gearbeitet hat.

**Hillary Clinton hätte nie gegen Donald Trump verlieren dürfen, darin ist sich fast die ganze Welt einig. Warum hat sie trotzdem verloren?**

Hillary Clinton war die Kandidatin des Establishments. Das war ein Nachteil.

**Aber sie war für das Amt hochqualifiziert, wie Obama sagte.**



Sie schaffte es nicht, als Kandidatin des Wandels aufzutreten. Ihre Kampagne scheiterte in drei Belangen, die entscheidend waren. Sie nahm die Wähler, die für Obama gestimmt hatten, als selbstverständlich hin. Sie verlor Michigan, Wisconsin und Pennsylvania wegen 80 000 Stimmen, weil sie es dort nicht schaffte, ihren Stimmenanteil zu vergrössern. Und sie setzte zu wenig Energie für den Wahlkampf an der Basis ein.

**Warum hat sie den Rat von erfahrenen Kampagnen cracks wie Ihnen und Ehemann Bill Clinton ausgeschlagen, die ihr sagten: «Geh raus in die hartumkämpften Staaten und sprich zur weissen Arbeiterklasse»? War es Arroganz?**

Ihre Niederlage war eine Kombination von Donald Trumps Rolle als Anti-Establishment-Aussenseiter, Selbstgefälligkeit und einer Portion Arroganz. Bei den letzten fünf Präsidentschaftswahlen haben die Demokraten die Mehrheit der Stimmen gewonnen. Hillary glaubte, es gebe drei bis vier Wege ins Weisse Haus. Als Folge davon hat sie Siege in Staaten wie Michigan und Pennsylvania als selbstverständlich erachtet.

**Clinton hat in fast allen Wahlkreisen schlechter abgeschnitten als Barack Obama 2012. Was fehlte ihrer Kampagne?**

Leidenschaft. Leidenschaft ist der entscheidende Faktor in allen Kampagnen. Du kannst Geld, Werbung und Medienberichterstattung haben, aber wenn die Leidenschaft fehlt, kann alles schief laufen. Du brauchst die Leidenschaft der Kampagnenhelfer, die in die Kirche, an die Arbeitsplätze und an die Wohnorte gehen und mit Überzeugung Werbung machen. Aber Leidenschaft kannst du ebenso wenig kaufen, wie du Liebe kaufen kannst.

**«Leidenschaft kannst du ebenso wenig kaufen, wie du Liebe kaufen kannst.»**

**In welcher Verfassung war die Demokratische Partei, als Sie im April 2016 die Leitung übernahmen?**

Die Partei war bankrott, kaputt und pervertiert. Bankrott war sie, weil die Parteileitung bei den Zwischenwahlen 2014 Kredite aufgenommen hatte, um die Wahlkämpfe in den Einzelstaaten zu finanzieren. Sie war kaputt, weil sie keine starke Führung hatte, die garantierte, dass sie die Gehälter bezahlen konnte. Und sie war pervertiert, weil man der Clinton-Kampagne erlaubte, die Kontrolle über weite Teile der Partei zu übernehmen. So etwas hatte es vorher noch nie gegeben.

Die Gründe für das Finanzdebakel der Partei gehen gemäss Brazile auf die Obama-Ära zurück. Obama «benutzte die Ressourcen der Partei, um politische Auslagen wie Geschenke an Spender und politische Reisen zu bezahlen», schreibt Brazile in ihrem Buch. Dann sei Hillary Clinton zu Hilfe geeilt. Im August 2015, lange vor den Vorwahlen, hatte Clinton einen Deal zwischen der Parteiführung und ihrem Lager angeboten: «Wir bezahlen die Schulden und übernehmen dafür die Kontrolle über weite Teile der Partei.» Dazu gehörte auch die Kontrolle des Geldzuflusses. Als dieser Deal geschlossen wurde, war noch Braziles Vorgängerin Debbie Wasserman Schultz als Parteichefin im Amt. «Debbie hat das Spielchen mitgespielt, weil sie die Macht und die Pfründe einer Parteivorsitzenden genoss», schreibt Brazile. Die Verantwortung, zu welcher dieses Amt verpflichtete, habe sie jedoch nicht wahrnehmen wollen.

**Obama hat der Partei ein Schuldenloch hinterlassen. Und Clinton schoss ihr Geld ein, damit sie die Kontrolle übernehmen konnte. Ist dadurch die Partei nicht zu einem reinen Wahlkampfvehikel pervertiert?**

Es ist normal, dass der Präsidentschaftskandidat die zentrale Rolle in der Partei spielt. Aber Hillary Clintons Kampagne hatte die Partei längst übernommen, bevor Clinton die Nominierung gewann. Das war das Werk von Obama,

Clinton und Debbie Wasserman Schultz. Diese drei titanischen Egos hatten die Partei auf ein Gerippe reduziert, das sie für ihre eigenen Interessen brauchten. Sie saugten ihr die Lebenskraft aus und hörten nicht auf damit, als ich den Parteivorsitz übernahm.

**Trotz desolatem Zustand gab die Partei zu dem Zeitpunkt, als Sie antraten, monatlich vier Millionen Dollar aus. Was haben Sie getan, um die Ausgaben zu senken?**

Ich wurde von der Clinton-Kampagne über meine Privilegien gebrieft. Ich schüttelte den Kopf. Ich brauchte weder ein Auto noch einen Chauffeur, ich kann selbst fahren, ich kenne D. C. sehr gut. Und bei Gott, ich brauchte auch keine *body women* – Leibwächterinnen. Als Erstes allerdings wollte ich einige der Berater von der Lohnliste streichen. Es gibt keinen Grund, Beratern 25 000 Dollar pro Monat zu bezahlen, wenn die Partei die Löhne der Mitarbeiter nicht zahlen kann. Diese Berater kamen nicht einmal zur Arbeit. Ausserdem brauchte ich als ehemalige Kampagnenchefin und Politfunktionärin niemanden, der mir sagte, was ich tun sollte.

**Sie hatten also kein Geld in der Parteikasse. Wenn Sie etwas für die Wahlkämpfe im Land brauchten, mussten Sie bei der Clinton-Kampagne anfragen?**

Ich war Vorsitzende der gesamten Partei und daher für alle Wahlen im Land verantwortlich. Ich arbeitete mit Kandidaten von Schulleitungen in Kleinstädten bis zum Oval Office zusammen. Da die Clinton-Kampagne unsere Ressourcen kontrollierte, musste ich nach Brooklyn raus, wo das Clinton-Team seinen Sitz hatte. Dort musste ich darum bitten, dass die Partei ihr eigenes Geld sammeln durfte, damit wir die Kandidaten im Land unterstützen konnten, bei denen wir es wichtig fanden, dass sie an den Wahlen teilnehmen konnten. Die Clintons fokussierten vor allem auf die Staaten, die sie brauchten, um Hillary die Mehrheit der Elektorenstimmen zu sichern. Aber es gab noch andere wichtige Rennen für die Demokraten. Zum Beispiel in Missouri, Georgia, Louisiana, Alabama; ich wollte auch für diese Ressourcen bereitstellen. Das gehörte zu meinem Job. Aber ich hatte grosse Schwierigkeiten, diesen Job überhaupt auszuführen.

**Sie vergleichen im Buch die Clinton-Kampagne mit einem Kult. Was meinen Sie genau damit?**

Ich kam mir vor, als ob ich nicht Mitglied des Clinton-Klubs gewesen wäre. Ich hatte keinen Platz in der Hierarchie ihrer Kampagne. Mir erschien Clintons Kampagne wie ein Kult. Du konntest nicht an sie herankommen.

In ihrem Buch zementiert Brazile das Bild eines unfairen Rennens zwischen Hillary Clinton und ihrem innerparteilichen Konkurrenten Bernie Sanders. Durch die Zusammen-



## Inside Washington

# Trump ist Trump

**Glamouröse Buchvernissage.  
Neue Hintergründe zu  
Trumps Wahlerfolg.**

**Z**unächst einmal: Ich werde gewinnen. Und zweitens: Falls mich die Republikanische Partei verlassen sollte, werde ich euch alle mit in den Abgrund reissen. Aber ich werde nicht verlieren.» So sprach Donald J. Trump am Vorabend des Wahltages.

Das war nur eines der kernigen Zitate, die man letzte Woche in New York bei der Vorstellung des Buches «Let Trump Be Trump» (Lasst Trump Trump sein) hören konnte. Geschrieben haben es Corey Lewandowski und David Bossie, Trumps ehemaliger Wahlkampfchef und dessen Vize.

Strategisch geschickt wählte das Duo das Steakhouse neben dem Hauptquartier von Fox News in Manhattan, um sein Buch über die Hintergründe des trumpschen Erfolges vorzustellen. Viele Stars des TV-Senders waren gekommen, allen voran Sean Hannity.

Alkohol floss in Strömen, die Klimaanlage fiel aus, und die Mitgastgeber Rudy Giuliani und Ann Coulter wurden mit Fragen über den Stand der Russlanduntersuchungen des Sonderermittlers Robert Mueller überschüttet. Auf die Frage, wohin sich diese Ermittlungen entwickeln würden, warf Bossie nur die Arme in die Luft und zuckte mit den Schultern. Auch Bill Clintons Sonderstaatsanwalt Ken Starr hatte mit einem Immobilien-Deal in Arkansas begonnen und war beim befleckten blauen Kleid einer Praktikantin gelandet.

Dann rauschte Steve Bannon mit seiner *Breitbart*-Entourage herein. Er hatte Lewandowski im Wahlkampf als Manager abgelöst. Ein Blitzlichtgewitter brach aus, als Sohn Eric Trump und seine Frau Lara eintrafen. Das strahlende Paar schüttelte geduldig Hände und posierte für Selfies. Ein Gast, ein früherer Unterstützer von Trump, merkte an, wie wichtig es für die Präsidentenfamilie sei, die Flagge hochzuhalten und unbeirrt zu sein. «MAGA or bust!» – Mach Amerika wieder gross – oder verrecke! *Amy Holmes*

legung der Fundraising-Prozesse von Clinton-Kampagne und Partei im Jahr 2015 sei Hillary Clinton ein Vorteil erwachsen. Ihr sei es möglich gewesen, ihre Nominierung zu befördern, da sie den Geldzufluss kontrollieren konnte. Die Presse schrieb folglich, bei den Vorwahlen sei es zu Manipulationen gekommen. Diesen Vorwurf wies Brazile im Gespräch zurück.

**Sanders-Anhänger sind bis heute überzeugt, dass der Nominierungsprozess von Anfang an manipuliert gewesen ist. Haben sie recht?**

Nein, die Vorwahlen waren nicht manipuliert. Ich würde sie als unethisch bezeichnen, aber manipuliert waren sie nicht. Bernie Sanders war ein Unabhängiger, der sich entschied, den Demokraten beizutreten, um für das Präsidentenamt zu kandidieren. Wir haben seinen Enthusiasmus begrüsst, mit dem er die Vorwahlen bereichert hat. Bernie hat die Nomination nicht geschafft, aber ich denke, er hat eine grossartige Kampagne geführt. Er hat wichtige Staaten gewonnen, Michigan zum Beispiel. Wir hätten diese Lektion von ihm lernen sollen.

**Wann haben Sie daran zu zweifeln begonnen, dass Hillary die Wahlen gewinnen könne?**

Als ich durchs ganze Land gereist bin, von Florida nach Colorado und von Nevada bis Pennsylvania. Die Gespräche mit der Basis versetzten mich in Sorge. Ich habe Parteimitglieder getroffen, die nicht bereit waren,

---

**«Ich machte klar, dass ich nicht wie eine Sklavin behandelt werden will.»**

---

hart zu kämpfen, um zu gewinnen. Das Parteivolk brauchte mehr Unterstützung, es brauchte mehr öffentliche Auftritte von der Kampagnenleitung. Ich habe als Basisorganisatorin ganz unten angefangen, dort, wo die Leute leben, arbeiten, spielen, beten. Ganz unten entscheiden sich die Rennen.

**Haben Sie bei der Clinton-Kampagne entsprechend Alarm geschlagen?**

Ich sagte zu Hillarys Wahlkampfmanager Robby Mook, dass ich durch das Land reisen werde, um die Wahlen zu managen und die Meinungen der Leute anzuhören. Ich habe ihn dazu ermuntert, mit mir zu kommen. Er zeigte kein Interesse. Obwohl ich den Wahlkampf für Al Gore geleitet hatte, interessierte sich Robby nicht für meine Meinung. Er verfolgte vom ersten Tag an eine eigene Strategie und war nicht an meiner Meinung interessiert.

Brazile schildert das Klima in Clintons Kampagnenleitung mit scharfen, bisweilen auch zotigen Worten. Sie schreibt von einem «boys' club», der sich machohaft verhalten habe. Oft habe sie sich von der Männerrunde ausge-

schlossen gefühlt. Um sich Gehör zu verschaffen, habe sie ab und zu auf den Tisch gehauen. «Wisst ihr, dies fühlt sich für mich nicht wie eine Verhandlung an», sagte sie während einer Telefonkonferenz. «Es fühlt sich an wie ein Macht- und Kontrollspiel. Gentlemen, lasst uns unsere Schwänze auf den Tisch legen und sehen, wer den grösseren hat, denn ich weiss, meiner ist grösser als alle anderen.»

**Sie verschafften sich mit markigen Sprüchen Gehör bei Clintons boys' club. Hat das auf die Dauer gewirkt?**

Von Zeit zu Zeit musste ich die Männerrunde daran erinnern, dass ich bereit war für einen Kampf. Ich wollte sicherstellen, dass meine Stimme gehört wurde und dass ich einen Platz am Tisch hatte. Ich habe für viele Kampagnen gearbeitet. Oft sind die inneren Zirkel aus alten Männern zusammengesetzt. Ich kenne die Situation nur zu gut, dass sie es nicht schaffen, mit einer Frau umzugehen. Es geht nicht um Rasse, es ist eine Geschlechterfrage. Ich machte der Kampagnenleitung in Brooklyn drüben, die unsere Finanzen kontrollierte, klar, dass ich nicht wie eine Sklavin, dass ich nicht ohne Respekt behandelt werden wolle.

**Ist es nicht seltsam, dass sich die erste Frau, die fürs Weisse Haus kandidierte und unentwegt von Frauenpower sprach, mit einem boys' club umgab?**

Hillary hatte viele Frauen angestellt, aber nicht an der Spitze der Partei.

**Am Jahrestag von 9/11 kollabierte Clinton in New York plötzlich. Sofort flammten alte Spekulationen auf, sie sei ernsthaft krank. Waren Sie über ihren Gesundheitszustand alarmiert?**

Ich hatte sie zwei Tage zuvor gesehen. Ich sah, dass sie sich nicht wohl fühlte, aber ich wusste nicht, was nicht stimmte mit ihr. Ich sagte: «Wir brauchen sofort einen Arzt, der sie untersucht.» Denn das Video von ihrem Kollaps war auf allen Kanälen, und die Journalisten bombardierten uns mit Fragen. Mein Telefon glühte vor lauter Anrufen. Ich musste es ausschalten, damit ich einen kühlen Kopf behalten konnte. Ich musste die Dinge selbst in die Hand nehmen. Ich ging nicht raus und verbreitete Gerüchte. Ich wollte, dass Clinton wieder auf die Füsse kommt, ich wollte, dass sie gewinnt.

**Gemäss Medienberichten planten Sie, Clinton durch Vizepräsident Joe Biden zu ersetzen.**

Ich hielt mit meiner Meinung zurück. Ich war dafür verantwortlich, die Fühler auszustrecken. Ich musste genau wissen, was ich zu tun hatte, falls sie nicht mehr auf die Füsse kommen sollte.

Braziles explosive Enthüllungen riefen in der Parteileitung heftige Reaktionen hervor. Über

hundert ehemalige Funktionäre der Clinton-Kampagne kritisierten in einem offenen Brief Braziles Offenbarungen. Das Buch sei in zahlreichen Details falsch. Sie werfen ihrer altgedienten Parteichefin vor, auf Kosten der Partei Kasse zu machen und mit dem Buch ihr Image aufpolieren zu wollen. Ihr Ruf hatte herben Schaden erlitten, als Wikileaks Dokumente veröffentlichte, die belegten, dass sie vor einer CNN-Debatte Fragen heimlich an Clinton weitergegeben hatte. Dies war möglich, da Brazile neben dem Parteivorsitz auch als Politanalystin bei CNN fungierte. Nach Erscheinen der Dokumente entliess CNN Brazile fristlos.

**Vor einer CNN-Debatte haben Sie Fragen insgeheim an Hillary Clinton weitergegeben und ihr so einen Vorteil verschafft. Wie soll man Ihren Enthüllungen glauben, wenn Sie selbst mit gezinkten Karten gespielt haben?**

Ich hoffe, meine Kritiker verstehen, dass Wikileaks eine Agenda hatte: Hillary Clinton in den Dreck zu ziehen. Wikileaks gab nur E-Mails raus, die Hillary Clinton betrafen, und nicht jene über Bernie Sanders. Ich habe allen Vorwarnungen (*heads-ups*) gegeben. Ich habe geschaut, dass die Kandidaten wussten, was auf sie zukommt. Das gehörte zu meinem Job als Parteichefin. Zu der CNN-Geschichte: CNN hat mir

nichts gegeben. [Hier argumentiert Brazile legalistisch. Gemäss Medienberichten war es Braziles Freund Roland Martin, der die Debatte mit CNN organisierte, der Brazile die Fragen zukommen liess. Anm. d. Red.]  
**Wann haben Sie zum letzten Mal persönlich mit Hillary gesprochen?**

**«Die Widerstandskraft der Amerikaner war nie stärker als heute unter Trump.»**

Das fragen mich die Leute immer wieder. Sie ist eine wunderbare Amerikanerin, ich bewundere sie sehr. Aber wissen Sie, sie ist nicht mein BFF (*best friend forever*). Ich war nicht wegen ihr Parteivorsitzende geworden.

**Hat Clinton, die in Ihrem Buch schlecht wegkommt, nicht persönlich auf Ihr Werk reagiert?**

Sie hat ein Buch geschrieben, ich habe eines geschrieben. Ich denke, wir brauchen so viele Bücher wie möglich. Wir müssen alle Lektionen von 2016 lernen.

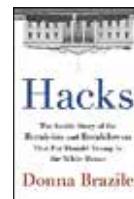
**Aus Donna Braziles Lektion will die Parteileitung offensichtlich nichts lernen. Von wem aus der Parteispitze erhielten Sie die heftigste Kritik auf Ihr Buch?**

Es gibt ein wunderbares Sprichwort von Maya Angelou, einer der grössten amerikanischen

Schriftstellerinnen: «Es gibt keine grössere Agonie als eine unerzählte Geschichte.» Meine Agonie ist nun vorbei. Ich fühle mich erleichtert. Ich freue mich über die vielen Briefe von Lesern, die mir dankten. Und jenen, die mich kritisieren, sage ich: «Schreibt euer eigenes Buch, vielleicht lese ich es auch.»

**Die Demokratische Partei war seit den dreissiger Jahren nie so schwach auf den Beinen wie heute. Woher schöpfen Sie Vertrauen in eine erfolgreiche Zukunft?**

Ich habe dieses Semester in Harvard verbracht. Wenn ich mit Ihrem Interview fertig bin, gehe ich rüber zu den Studenten und unterrichte sie. Sie sind meine Inspiration. Ich will von jenen hören, die die nächsten Kampagnen leiten. Sie sind unsere Zukunft. Die neuen Köpfe der Demokratischen Partei sind überall, in lokalen Büros und Universitäten, Dörfern und Gemeinden. Die Widerstandskraft der Amerikaner war nie stärker als heute unter Trump. Es ist ein grossartiger Moment, um in die Politik einzusteigen.



**Donna Brazile**

Hacks: The Inside Story of the Break-ins and Breakdowns That Put Donald Trump in the White House. Hachette Books. 268 S., Fr. 46.90

# Das grosse Bankensterben:

## Wo die Schalter

## für immer schliessen.

**Diese Woche:**  
Die Analyse zu den Bankfilialen.



[www.handelszeitung.ch](http://www.handelszeitung.ch) | Jeden Donnerstag neu am Kiosk | Magazin als mobile App für iPad und iPhone | Kostenloser Newsletter

Zur Wirtschaft. Zur Sache.

# Handelszeitung

# «Ja, wir sind eine Bedrohung»

Ob wegen der US-Wahlen, ob in der Ukraine oder in Europa – Russland sieht sich nach den Worten des einflussreichen Putin-Beraters Konstantin Kossatschew zu Unrecht an den Pranger gestellt.

Gefährlich ist Moskau vor allem für die globale Hegemonie der Vereinigten Staaten. *Von Wolfgang Koydl*

Auf dem Weg zu Konstantin Kossatschew passiert man Wegmarken des alten wie des neuen Russland: vom Haus der Gewerkschaften, in dem einst die toten Sowjetführer aufgebahrt waren, vorbei an Boutiquen von Prada und Louis Vuitton bis hin zum abweisenden Gebäude der russischen Staatsanwaltschaft mit den Porträts von Marx, Engels und Lenin an der Fassade. Gegenüber liegt der Föderationsrat, die zweite Kammer des russischen Parlaments – eine Art Ständerat, in dem die 85 nationalen Territorien Russlands repräsentiert sind. Kossatschew leitet den ausserpolitischen Ausschuss, was ihn zu einem der einflussreichsten Politiker des Landes macht. Manche sehen in ihm bereits einen künftigen Aussenminister – ein Gerücht, auf das der 55-Jährige mit einem knappen «Kein Kommentar» reagiert. Allerdings erst nach einer längeren Bedenkpause.

**Konstantin Iossifowitsch, mögen Sie Wintersport?**

O ja, ich mache Lang- und Abfahrtslauf und fahre Schlittschuh. Darum bin ich sehr traurig, dass das russische Olympia-Team nicht an den Spielen in Südkorea teilnehmen kann.

**Aber einzelne Sportler dürfen doch hinfahren?**

Ich freue mich sehr, dass der Präsident diese Entscheidung getroffen hat. Zwar ist es inakzeptabel, dass Russland sein offizielles Team nur unter einer weissen Flagge entsenden darf. Aber wir können russischen Sportlern nicht verbieten, an den Spielen teilzunehmen. Für die meisten ist das der Höhepunkt ihrer Karriere.

**War die Entscheidung des Internationalen Olympischen Komitees (IOK) eine medizinische, eine sportliche oder eine politische Entscheidung?**

Eindeutig eine politische. Russland hat Probleme mit Doping, zugegeben, aber ich bin überzeugt, dass andere Länder auch keine weisse Weste haben. Spitzensport ist auch ein medizinischer Wettbewerb. So nehmen manche Sportler angeblich aus gesundheitlichen Gründen ein bestimmtes Medikament ein. Solche Tricks hat Russland nie angewendet. Wir sind gegen Doping, eine Beteiligung des Staates wurde nie bewiesen. Hier soll nur ein Land bestraft werden.

**Die IOK-Entscheidung komplettiert ein schlechtes Jahr für Russland: eine schlech-**

**te Presse im Westen, die Sanktionen wegen der Ukraine wurden verlängert.**

Es war wirklich kein gutes Jahr. Aber die Sache ist ernster, als es Olympische Spiele oder die Ukraine sind. Wir befinden uns in einem globalen Wettbewerb, der mit dem Ende des Kalten Krieges begann. Damals, 1990, unterzeichneten die 33 Mitglieder der Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa die Pariser Charta für ein neues Europa. Sie war unsere gemeinsame Vision für die Welt nach dem Kalten Krieg. Russland wollte sich aufrichtig am Aufbau dieser neuen Ordnung beteiligen. Unsere Prämisse war: Der Kalte Krieg war nicht beendet, weil die Sowjetunion verloren hatte und die USA gewonnen hatten, sondern weil wir gemeinsam zum Schluss gekommen waren, dass Konfrontation nirgendwohin führt und wir globale, multilaterale Sicherheitsarrangements brauchen.

**Aber der Westen hatte nun mal gewonnen.**

Wahrscheinlich, ja. Zu wissen, dass man verloren hat, ist nicht angenehm. Aber es geht nicht darum, ob etwas unangenehm ist oder nicht. Es geht darum, dass beide Seiten ihr

**«Wir werden alles tun, um eine unilaterale, unipolare Welt zu verhindern.»**

Verhalten ändern und einander irgendwo in der Mitte treffen. Wenn eine Seite verloren und die andere gewonnen hat, nimmt sich der Sieger alles. Er muss sich nicht ändern, er hatte ja Erfolg.

**So wie es heute aussieht, hat sich der Gewinner – der Westen – alles genommen.**

Ganz genau. Wir merkten schnell, dass unsere Versuche, uns im Sinne der Pariser Charta zu ändern, von anderen nicht so verstanden wurden. Schon 1992 verkündete US-Präsident George Walker Bush: «Mit Gottes Hilfe hat Amerika den Kalten Krieg gewonnen.» Es geht nicht um die Formulierung. Es geht darum, dass der Westen sich in einer veränderten Welt weiter wie bisher verhalten hat. Er nutzte es aus, dass es keinen konkurrierenden Block mehr gab, um eine unipolare Welt zu schaffen. Das einzige Land der Welt, dass dies nicht akzeptiert, ist Russland. Nicht weil wir selber die Führung anstreben. Wir widersetzen uns jedem Modell, in dem nur ein Land an der Spitze steht. Wir

glauben an eine multilaterale Welt, in dem kein Land ein Monopol darauf hat, zu entscheiden, was gut und schlecht, richtig und falsch ist, wer an der Macht bleiben darf und wer gestürzt wird.

**Russland ist schon lange nicht mehr schwach. Es hat sich in der Ukraine durchgesetzt, schafft Tatsachen in Syrien, rüstet massiv auf. Ist es nicht verständlich, wenn manche Russland für eine Bedrohung halten?**

Ja, wir sind eine Bedrohung, aber nicht für die Vereinigten Staaten, nicht für die Schweiz, die Ukraine oder irgendein anderes Land auf der Welt. Wir sind eine Gefahr für die drohende unilaterale, unipolare Welt. Wir werden alles tun, um dies zu verhindern.

**Aber schauen Sie sich doch die Realität an: militärisch, wirtschaftlich, finanziell – überall ist Amerika an der Spitze.**

Schon, schon. Aber wir wissen auch, dass sich die Staatsverschuldung während der Obama-Präsidentschaft verdoppelt hat. Ein grosser Teil der Wirtschaftsleistung beruht auf dem Drucken von Dollars. Die USA sind momentan die führende Wirtschaftsmacht, doch in den nächsten zwei, drei Jahren wird das wohl China sein. Aber auch wenn ein Land wirtschaftlich stark ist, gibt ihm das nicht das Recht, eine Aussenpolitik zu betreiben, die die Interessen anderer Länder nicht berücksichtigt.

**China als Weltmacht mit einer Milliarde Menschen – direkt an der Grenze. Bereitet Ihnen das nicht manchmal schlaflose Nächte?**

Jeder vernünftige Mensch würde sich Sorgen machen. Aber wir haben derzeit ausgezeichnete Beziehungen zu China, so gut wie nie zuvor. Wir hoffen, dass sich das ohne Probleme fortsetzt, denn unser Blick auf die Welt ist mehr oder weniger identisch.

**Sehen Sie sich als gleichberechtigte Partner, oder ist Russland nicht eher der Juniorpartner?**

Wir sind auf Augenhöhe. Und ich beglückwünsche unsere chinesischen Partner zu ihrer Weisheit, uns nicht zu zeigen, dass sie grösser und stärker sind.

**In den USA ist man überzeugt, dass Russland sich zugunsten von Donald Trump in den Wahlkampf eingemischt hat. Abgesehen davon, ob das stimmt: Sind Sie glücklich über den Wahlausgang?**



«Hier soll sich jeder zu Hause fühlen»: russischer Spitzenpolitiker Kossatschew.

Im Gegensatz zu Politikern im Westen hat kein russischer Amtsträger jemals offiziell Trump oder Clinton unterstützt. Inoffiziell habe ich damals meine persönliche Ansicht bekundet: «Madame Clinton ist total berechenbar. Wenn sie gewinnt, bedeutet das die Fortsetzung der bisherigen Politik – was mir nicht gefällt. Trump aber ist absolut unberechenbar: Niemand weiss, ob es mit ihm viel schlimmer oder viel besser wird.» Aber wenigstens gibt es mit ihm eine Chance, dass sich etwas zum Besseren wendet.

**Das ist nicht passiert. Die Beziehungen sind so schlecht wie noch nie.**

Das ist nicht Trumps Schuld. Er wird blockiert. Russland ist eine Geisel im innenpolitischen Kampf zwischen Trump und dem Kongress, Trump und seiner eigenen Partei, Trump und den Demokraten. Diese Kämpfe gibt es, weil Trump das System besiegt hat, und das System

vergibt ihm nicht. Wenn jetzt irgendwo auf der Welt etwas schief läuft, schiebt man es uns in die Schuhe. Brexit? – Russland. Katalonien? – Russland. Der Aufstieg extremer populistischer Parteien? – Russland. Das Lächerlichste, was ich gehört habe, kam unlängst von einem ukrainischen Politiker. Er behauptete, dass Russland jedem Migranten aus dem Nahen Osten tausend Dollar gegeben habe, um die Flüchtlingskrise auszulösen. Das klingt wie ein Witz, aber oft sehen wir, dass diese Witze ernst genommen werden.

**Und wie war es mit den Wahlen in Deutschland und Frankreich? Die soll Russland doch auch beeinflusst haben.**

In diesen Ländern hört man den Vorwurf nicht mehr. Warum? Weil das Ergebnis anders als erwartet ausgefallen ist. Hätte Marine Le Pen gewonnen, hätte man es Russland angelastet. In Amerika wird die Kampagne gegen Russland von Verlierern

orchestriert: schwachen Politiker, die keine Schuld für ihre Niederlage bei sich selbst sehen.

**Schauen wir uns die EU an. Mit wem redet Moskau da – mit Brüssel oder mit den einzelnen Staaten?**

Die EU ist eine Karawane, die sich im Tempo des langsamsten Kamels bewegt. Wenn wir mit der EU über Zusammenarbeit sprechen, wird die Geschwindigkeit der Gespräche von den am stärksten antirussisch eingestellten Mitgliedsstaaten bestimmt: den baltischen Staaten, Polen, Schweden und Grossbritannien.

**Und welche Länder hegen die grösste Sympathie für Russland?**

Praktisch alle anderen. Bei bilateralen Kontakten mit Frankreich, Deutschland, Italien hören wir immer wieder: «Wir sind bereit voranzukommen. Aber alleine können wir das nicht. Wir sind eine Union, wir können anderen Ländern nicht unsere

Politik aufzwingen.» Das gilt auch für die Sanktionen im Zusammenhang mit der Ukraine-Krise. Niemand traut sich, der Erste oder der Einzige zu sein, der sie aufhebt.

Natürlich würde es helfen, wenn sich in der Ukraine selbst etwas täte. Warum tut Russland da nichts?

Wir tun alles, um die Krise zu lösen, aber wir schaffen das nicht allein. Dennoch haben wir einiges erreicht. Wir haben die Menschen im Südosten der Ukraine überzeugt, nicht mehr über Abspaltung zu reden. Sie sind bereit, unter bestimmten Bedingungen über eine Wiedervereinigung mit der Ukraine zu reden. Zweitens: Wir haben sie überzeugt, ihr Territorium nicht auszuweiten. Drittens: Wir haben verhindert, dass sie unumkehr-

### «Wladimir Putin ist gegen jede Art von Nationalismus.»

bare rechtliche Schritte unternehmen, die ihren Rechtsraum vom Rechtsraum der Ukraine abgetrennt hätten. Aber Kiew hat noch keine einzige Bedingung erfüllt, die vom Minsker Abkommen verlangt wird.

**Kiew ist aber auch in keiner leichten Lage.**

Die Regierung dort wiederholt den Fehler, den wir seinerzeit in Tschetschenien machten – als wir militärisch vorgingen und alle Tschetschenen Separatisten, Kriminelle und Terroristen nannten. Erst als wir sie als Mitbürger betrachteten und ihre spezielle Lage berücksichtigten, fanden wir eine Lösung. Das muss auch Kiew tun. Die Menschen sollten überzeugt werden, den ukrainischen Staat zu akzeptieren, nicht dazu gezwungen werden.

**Und die russische Regierung führt einen Dialog mit allen ihren Bürgern?**

Wir sind ein multiethnischer Staat. Daher wäre die grösste Bedrohung für die Integrität Russlands, wenn russische Nationalisten mit dem Slogan «Russia first» an die Macht kämen. Das ist 2014 in der Ukraine passiert, als ukrainische Nationalisten mit dem Slogan «Die Ukraine den Ukrainern» die Macht eroberten.

**Die Gefahr, dass russische Nationalisten im Kreml das Ruder übernehmen, ist aber gering, jetzt, da Wladimir Putin erklärt hat, noch einmal antreten zu wollen.**

Putin ist gegen jede Art von Nationalismus, und er wird von einer breiten Mehrheit in der Bevölkerung unterstützt. Er will Russland als multiethnischen, multi-konfessionellen Staat erhalten. Hier soll sich jeder zu Hause fühlen. ○

# Der Staat als Gefangener

Mit Hilfe einer indischen Familie hat Südafrikas Präsident Jacob Zuma ein dichtes Korruptionsnetz aufgebaut. Auf dem kommenden Parteitag des regierenden ANC könnte er gestürzt werden. *Von Stephen Grootes*

Das erste Mitglied der Gupta-Familie traf 1993 in Südafrika ein. Heute, im Dezember 2017, haben sie Millionen angehäuft, die Macht, Gesetze zu beeinflussen und offenbar zu bestimmen, wer der Finanzminister des Landes sein soll. Es ist die Geschichte unglaublicher Korruption. In ihr spielen mit: ein Präsident, eine Familie und das Stocken der Volkswirtschaft von Afrikas höchstentwickeltem Staat.

In Südafrika nennt man es «state capture» – den Staat zum Gefangenen machen. Eine einzige Familie hat die Regierung, den Staat zu Gefangenen gemacht. Aber wenn sich am kommenden Wochenende der regierende African National Congress (ANC) zu seinem Parteitag trifft, könnte dies das politische Ende jenes Mannes sein, der all dies offenkundig zuließ: In vielerlei Hinsicht entscheiden die Delegierten über das Schicksal von Staatspräsident Jacob Zuma und damit über das ganze Land.

Die Geschichte beginnt in den frühen neunziger Jahren, als Ajay Gupta in Bedfordview, einem Vorort von Johannesburg, ein Geschäft eröffnete. Laut Familienlegende kam er mit wenig Geld ins Land; dennoch konnte er rasch eine Computerfirma starten. Nach und nach schlossen sich ihm seine Brüder an.

Ein Schlüsselmoment ereignete sich in den nuller Jahren, als die Familie Zuma vorgestellt wurde, der damals politisch am Boden lag. Als Vizepräsident gefeuert von Präsident Thabo Mbeki, drohte ihm eine Anklage wegen Korruption. Die Zeiten waren hart, Freunde waren rar. Aber die Guptas waren sehr nett.

### Endgültige Spaltung des ANC

2009 war Zuma Staatspräsident. Die Guptas, von denen kaum jemand gehört hatte, weiteten ihren Einfluss aus. Zwei Jahre später tauchten von ihnen bestimmte Personen in den Verwaltungsräten staatlicher Unternehmen auf. Ihr Empire wuchs und wuchs; Zuma nannte sie «nur Freunde», aber sein Sohn Duduzane wurde in mindestens elf Gupta-Firmen in den Verwaltungsrat berufen. Dennoch flüsternten nur Insider darüber, wie sie zu ihrem Einfluss gekommen waren.

Schliesslich waren es die Guptas selbst, die mit der Geschichte an die Öffentlichkeit gin-

gen – vielleicht weil sie nicht der Versuchung widerstehen konnten, sich mit ihrer Macht zu brüsten. Ein Rundfunkreporter folgte einem anonymen Hinweis und war anwesend, als ein Privatflugzeug auf einem Luftwaffenstützpunkt in der Hauptstadt Pretoria landete. Verwundert beobachtete er, wie der Maschine eine Hochzeitsgesellschaft entstieg. Zur Begrüssung der Gäste aus Indien war Firmenpatriarch Atul Gupta gekommen.

Der Vorfall weitete sich zu einem der grössten Skandale in Südafrika seit dem Ende der Apartheid aus. Aber obwohl eine Familie einen Luftwaffenstützpunkt als privaten Flughafen nutzen durfte, unterstützte der ANC weiterhin den Gupta-Freund Zuma. Sie behaupteten, dass es keine Beweise für ein Fehlverhalten gebe, dass es sich bei den Guptas nur um normale Geschäftsleute handle und dass die

Kritiker Weisses seien, die anderen, die nicht wie sie seien, den Erfolg neideten.

Im Dezember 2015 schockierte Zuma mit der Entlassung von Finanzminister Nhlanhla Nene die Nation. Nachdem er zu lange Leuten im Weg gestanden hatte, die Steuergelder missbräuchlich verwenden wollten, musste er weichen. Zuma entfernte ihn Knall auf Fall aus seinem Amt und ernannte den weitgehend unbekanntes Hinterbänkler Des van Rooyen zu seinem Nachfolger. Aus abgefangener Handykommunikation ging später hervor, dass sich van Rooyen sieben Tage lang im Haus der Guptas im Johannesburger Nobelvorort Saxon-

wold aufgehalten hatte. Am Ende der Woche war er Finanzminister.

Die Nation war fassungslos. An einem einzigen Freitagnachmittag verloren Bankaktien zwanzig Prozent ihres Werts. Am darauffolgenden Sonntagabend stiess Zumas Macht zum ersten Mal an ihre Grenzen. Eine Delegation des ANC zwang ihn, zurückzurudern. Aber Nene weigerte sich, sein altes Amt wieder anzutreten. Statt seiner wurde der ehemalige Finanzminister Pravin Gordhan zwangsverpflichtet. Der kurzlebige Minister van Rooyen trägt seitdem den Spitznamen «Weekend Special».

Die Börse erholte sich, der Wert des Rands stieg, aber ansonsten war nichts wie vorher:



ANC-Vize Ramaphosa.

**Auch innerhalb seiner Partei bekommt Zuma immer stärkeren Gegenwind.**



«Nur Freunde»: Staatspräsident Zuma bei der Feier seines 70. Geburtstags, 2012.

Von diesem Augenblick an war der ANC gespalten. Entweder man war für Zuma, oder man war es nicht.

Aber die Guptas waren noch nicht fertig. Ihre – oft künstlich aufgeblasenen – Verträge waren bereits vorbereitet. Die Milliarden strömten herein und mit ihnen globale Namen wie die Wirtschaftsprüfer von KPMG, die Softwarefirma SAP und das Beratungsunternehmen McKinsey. Alles ganz eindeutig dank des Einflusses von Zuma.

### Geld für die grosse Hochzeit

Doch der Widerstand wuchs. In einer eidesstattlichen Erklärung beschrieb der damalige stellvertretende Finanzminister Mcebisi Jonas, wie ihm die Guptas den Posten des Ministers angeboten hatten – garniert mit dem Versprechen von 600 Millionen Rand (44 Millionen Franken), wenn er das Amt in ihrem Sinne führen werde. Es war eine unglaubliche Summe, aber Jonas lehnte ab.

Jetzt gab es für die Gegner Zumas im ANC aber kein Halten mehr. Mehrere wichtige Parteiführer kritisierten die Guptas. Einklemmt zwischen seinen Gegnern und seinen Freunden, schlug Zuma zurück. Er entliess den Finanzminister und dessen Vize Jonas. Auch andere Kritiker wurden entfernt, derweil seine Unterstützer in Amt und Würden blieben,

selbst diejenigen, die in andere Skandale verwickelt waren. Der ANC war endgültig für alle sichtbar gespalten.

Nun mischten sich die Medien ein. Die Quelle ist zwar noch immer unbekannt, aber die Websites des *Daily Maverick* und des *Amabhungane Centre for Investigative Journalism* erhielten eine wahre Schatztruhe mit Daten. Die «Gupta Leaks» enthielten Hunderttausende E-Mails von Mitgliedern des Gupta-Clans und deren Kommunikation mit Mitgliedern der Regierung.

Ungeheuer detailliert wurde gezeigt, wie der Informationsfluss verlief, wie Verträge aufgesetzt wurden, wie das Geld von der Regierung seinen Weg auf die Konten der

### Der Vorfall weitete sich zu einem der grössten Skandale seit dem Ende der Apartheid aus.

Guptas fand. Das Geld für ihre grosse Hochzeit wurde von einem staatlichen Molkereibetrieb abgezapft, ein Familienmitglied hatte reihenweise Zahlungen für die Mutter eines von Zuma-Sohn Duduzane gezeugten unehelichen Kindes eingefädelt – und bei all diesen Vorgängen hatten internationale Unternehmen Hand geboten.

Für diese Firmen kam die Antwort schnell. Binnen fünf Monaten nach Veröffentlichung der E-Mails wurden die südafrikanischen Chefs von KPMG und SAP gefeuert; McKinsey geriet in Turbulenzen. Aber es gab keine Massnahmen gegen Regierungsmitglieder, geschweige denn Anklagen. Der Grund lag auf der Hand: Internationale Firmen haben einen Ruf zu verlieren. Aber Zuma kontrolliert Polizei und Staatsanwaltschaft durch sein Ernennungsrecht für Spitzenpositionen.

### Kopf-an-Kopf-Rennen

In der Zwischenzeit hat Zuma versucht, seine Stellung innerhalb des ANC wieder zu festigen, aber er bekommt starken Gegenwind. Vizepräsident Cyril Ramaphosa ist ein besonders lauter Kritiker. Auf dem kommenden Parteitag strebt er den Vorsitz an. Seine Gegenkandidatin ist Nkosazana Dlamini-Zuma. Sie wird von Zuma-Getreuen unterstützt, liebt es aber nicht, daran erinnert zu werden, dass sie einmal mit dem Staatschef verheiratet war.

Beide Kandidaten liegen Kopf an Kopf, wie der Nominierungsprozess des ANC gezeigt hat. Gewinnt Ramaphosa, wird er sicher Zuma als Präsidenten stürzen. Gewinnt seine Exfrau, befürchten viele Südafrikaner, dass sich nichts ändern wird, dass der Staat weiter ein Gefangener ist. ○



*Unbehagliche Phantasien:* Balthus' «Thérèse Rêvant» (1938).



## Ikone der Woche

# Unter Verdacht

Von Beatrice Schlag

**W**as denken Sie, wenn Sie das Bild betrachten? Ist es erregend? Obszön? Wie bringen Sie den Titel des Bildes, «Thérèse révant», mit dem eher angeödeten als träumerischen Gesichtsausdruck des jungen Mädchens zusammen? Oder ist Ihr Augenmerk noch immer bei der weissen Unterwäsche? Wenn ja, ist es das, was der Maler sich erhoffte. Er habe damals als unbekannter Künstler nach einem Weg gesucht, sagte er Jahrzehnte später, schnell berühmt zu werden.

Was eignete sich dazu besser, als junge Mädchen zu porträtieren, die von ihrer sexuellen Ausstrahlung noch kaum eine Ahnung haben? «Thérèse révant», 1938 fertiggestellt, war nur eines der zahlreichen Porträts pubertierender Mädchen, die diesen Zweck erfüllten. Graf Balthasar Klossowski de Rola, Künstlernamen Balthus, wurde einer der berühmtesten Maler des 20. Jahrhunderts. Ob er tatsächlich ein Graf war oder ein Titel-Hochstapler, ist bis heute ungeklärt. Aber seine Fähigkeit, Bilder zu komponieren, die dem Vergleich mit seinem grossen Renaissance-Vorbild Piero della Francesca standhielten, war unter Kunstkennern unbestritten. Er war ein grossartiger Maler.

### U2-Frontmann Bono sang an seinem Grab

Womit die wenigsten zurechtkamen, war Balthus' provozierende Vorliebe für minderjährige Modelle mit gezielt hochgerutschter Bekleidung und stumpfen Gesichtern, die jeden Betrachter auf seine eigenen unbehaglichen Fantasien zurückwarfen. Fast achtzig Jahre nach der Entstehung von «Thérèse révant» ist das Bild nun im Jahr von #MeToo im New Yorker Metropolitan Museum of Art zu sehen. «Dieses Bild verklärt die Sexualisierung eines Kindes», schrieb die New Yorker Unternehmerin Mia Merrill. Sie hatte recht. Und sie war glücklicherweise keine Bilderstürmerin, sondern eine besonnene Frau. Sie wollte weder klagen noch einen Aufstand befeuern, weswegen ihr Aufruf wenig mehr als 10 000 Follower fand.

Das Museum antwortete genauso besonnen: «Bilder wie dieses sind Anlass für Gespräche. Visuelle Kunst ist eins der wichtigsten Mittel, die wir haben, um über Vergangenheit und Gegenwart nachzudenken.» Das Bild bleibt im Museum hängen. Gut so. Als Balthus 2001 mit 93 in der Schweiz starb, sang U2-Frontmann Bono an seinem Grab. Das würde er heute vermutlich nicht mehr tun. Vermutlich – genau kann man das nicht wissen.

# «Wer erzieht denn die jungen Männer?»

Ist von der Rolle der Frau im Islam die Rede, denken wir automatisch in Opferkategorien. Die syrisch-deutsche Autorin und Islamkennerin Laila Mirzo widerspricht: Frauen seien «Komplizinnen». Ein Gespräch über die Machtverhältnisse in Familien, über Sex und den Koran. *Von Philipp Gut*

**L**aila Mirzo, 39, ist in Damaskus als Tochter eines kurdisch-syrischen Vaters und einer deutschen Mutter geboren und in der Uno-Pufferzone auf den Golanhöhen aufgewachsen. Der Vater erhielt wegen seiner Opposition zum Regime ein Berufsverbot und wurde mehrfach inhaftiert und gefoltert. Laila Mirzo hatte in der Schule Koranunterricht und belegte am Goethe-Institut in Damaskus Deutschkurse. Die Familie betrieb Biolandwirtschaft und verkaufte Gänse an die Uno-Soldaten sowie Honig an die Frau des syrischen Aussenministers. «Dass ich eine ausländische Mutter hatte, war nie ein Thema. Diese einfachen Menschen waren sehr offen und tolerant, auch von ihrem Islamverständnis her», sagt Laila Mirzo. 1989 zog sie mit ihrer Mutter nach Deutschland, heute lebt sie in Österreich, wo sie sich, wie auch über die Landesgrenzen hinaus, einen Namen gemacht hat als Autorin und Kritikerin des radikalen Islam.

**Frau Mirzo, stossen wir gleich zum Kern vor: Wir reden über die Frau im Islam – wo liegt das Problem?**

In islamischen Gesellschaften haben wir die Frau als Opfer – und die Frau als Komplizin. Es gibt zweifellos Frauen, die zur Verschleierung und zur Heirat gezwungen werden und unter dem patriarchalischen Regime leiden. Auf der anderen Seite haben wir die Frau als Mittäterin. Wer erzieht denn die Kinder, die jungen Männer? Wer erzieht die späteren Patriarchen und Vergewaltiger? Das kommt ja von irgendwoher. Ich beobachte immer wieder auf Spielplätzen, wie schon zweijährige Jungen ihre Schwestern schlagen und nicht ermahnt werden. Das wird einfach akzeptiert.

**Die Mütter geben den Söhnen zu verstehen «Ihr seid besser als die Mädchen»?**

Natürlich. Es steht auch im Koran, dass der Mann über der Frau steht, weil Gott den Mann ausgezeichnet hat.

**Im Koran steht vieles.**

Aber man lebt es auch. Die Frau ist zwar religiös gegenüber Gott gleichberechtigt, aber in der weltlichen Ordnung vor dem Gesetz ist sie weniger wert als der Mann: Ihre Zeugenaussage gilt weniger, sie erbt weniger, sie ist schlechtergestellt bei Trennungen und Scheidungen sowie beim Unterhalt.

**Sie sprechen die Scharia an.**

Nicht nur: Die Scharia ist ja, ausser in ein

paar wenigen islamische Staaten, Teil des Zivilrechts. Auch in Syrien, das eine sehr moderne Verfassung hat, die auf französischem Vorbild beruht, herrscht, was das Ehe- und Zivilrecht anbelangt, Scharia. Das bedenkt man oft nicht.

**Vertiefen wir noch etwas Ihre These, dass Frauen auch Komplizinnen sind. Halten wir dagegen: Die Frauen können doch gar nicht anders, sie sind so erzogen worden und stehen unter einem enormen gesellschaftlichen Druck.**

Ich könnte sehr weit ausholen und sozialpsychologisch erklären, wie Loyalität bei Frauen im Unterschied zu Männern funktioniert. Aber das ist ein anderes Thema. Viele Frauen im Islam sind Überzeugungstäterinnen aus religiösen Gründen. Sie glauben das. Und geben es weiter. Nehmen Sie das Beispiel von Ägypten: Über 90 Prozent der Frauen dort sind beschnitten. Wer tut ihnen das an? Es sind die Mütter, die ihre Töchter beschneiden lassen. Freiwillig.

**Wer nimmt die Eingriffe vor? Sind es Ärzte? Religiöse Instanzen?**

Die Reichen oder Gebildeten in den Städten gehen zu einem Arzt oder ins Krankenhaus, wo der Vorgang hygienisch vollzogen wird. Aber auf dem Land gibt es rituelle Beschneiderinnen. Rituelle Beschneidungen nehmen ausschliesslich Frauen vor.

**Hat die Beschneidung auch eine religiöse Funktion?**

Die weibliche Genitalbeschneidung ist keine islamische Erfindung, es gibt sie sogar bei den Aborigines in Australien. Aber sie passt sehr gut in das frauenverachtende Weltbild des Islam, das die weibliche Sexualität so dämonisiert und verteufelt. Ich habe eine ägyptische Bekannte, die sagt: «Die Frauen müssen beschnitten werden, weil sie sonst nicht zu bändigen sind.» Sie hätten sonst zu viel «Hitze» und würden von ihrer eigenen Sexualität überwältigt. Wenn eine Frau beschnitten ist, wird sie kaum eigene sexuelle Initiative zeigen, das ist klar. Das Brutale daran ist, dass dies eben Frauen anderen Frauen antun. Mütter tun es ihren Töchtern an.

**Wie erklären Sie sich das?**

Es gibt sehr wohl Mütter, die aufgeklärt sind und diesen Schmerz ihren Töchtern nicht mehr antun wollen. Dann gibt es solche, die aus religiösen Motiven so agieren. Auch wenn die Beschneidungen im Koran nicht direkt erwähnt sind: Mohammed soll in Me-

dina einer Beschneiderin begegnet sein und gesagt haben, sie übe einen ehrenwerten Beruf aus. Er hat auch geäussert: «Es macht das Gesicht strahlender und ist angenehmer für den Mann.» Es gibt einen so starken gesellschaftlichen Druck, dass nichtbeschnittene Frauen nur schwer einen Ehemann finden. Sie gelten dann schnell als Hure, die nicht zu zähmen ist und fremdgeht. Das heisst: Um sich gesellschaftlich zu etablieren, muss die Frau beschnitten sein. Das Phänomen hat sich in den letzten zehn, zwanzig Jahren ausgeweitet, auf den Irak, Syrien und vor allem auch auf asiatische Länder: auf Indonesien, Malaysia, die Malediven.

**Reden wir noch ein bisschen grundsätzlicher über Sex und Islam. Man hört immer wieder, dass Väter Probleme bekunden, wenn ihre Töchter in die Pubertät kommen. Das kann bis zu Schlägen reichen, wenn die Tochter vom Ausgang heimkommt. Woran liegt das, was läuft da schief?**

Es hat damit zu tun, dass es im Islam keinen Sex vor der Ehe geben darf. Das ist zwar auch im Juden- und Christentum impliziert, aber in unseren freien Gesellschaften wird Sex vor der Ehe dennoch gelebt. Es gibt im 21. Jahrhundert keine Verurteilungen mehr deswegen. Anders in islamischen Gesellschaften: Wenn du dich in manchen Gegenden als unverheiratete Frau mit einem Mann zeigst, ist dein Ruf ruiniert. Es ist unter Umständen sogar gerechtfertigt, dass dein Vater oder dein Bruder dich der Ehre halber töten darf.

**Die Frau, das gefährliche Wesen?**

Und wie! Schon eine Haarsträhne wird als Gefahr betrachtet. Ich beobachte im Islam eine Übersexualisierung der Weiblichkeit. Die jungen Männer fühlen sich sofort sexuell erregt, weil sie überhaupt keine Möglichkeit haben, sich mit dem anderen Geschlecht auszutauschen. In dieses Kapitel gehört auch das Phänomen des homosexuellen Akts, obwohl viele wohl gar nicht wirklich homosexuell sind. Sie haben einfach keine andere Möglichkeit, die Sexualität auszuleben als eben im Kumpelkreis – bis man sich eine Heirat leisten kann.

**Wie verbreitet ist das?**

Sehr verbreitet. Es wird totgeschwiegen, aber jeder weiss es.

**Wie steht es mit der Verbindung von Sex und Gewalt? Haben die gewalttätigen Übergriffe, wie wir sie in der berühmten Silvesternacht von Köln erlebt haben, etwas mit**



«Europa bewegt sich rückwärts»: Publizistin Mirzo.

**diesem religiös-kulturellen Hintergrund zu tun?**

Eindeutig. In den Augen muslimischer Männer ist die Sexualität im Westen enthemmt, praktisch in der Auslage greifbar. Sie haben gelernt, dass sich eine ehrenwerte Frau nie so anziehen würde, wie man das bei uns tut. Wenn eine Frau im Minirock um Mitternacht allein unterwegs ist, dann denken sie: «Die will das.» Die Übergriffe werden religiös legitimiert. Es heisst immer, im Koran stehe nichts über das Kopftuch. Das ist falsch. Es heisst dort: «O Prophet, sprich zu deinen Gattinnen und deinen Töchtern und den Weibern der Gläubigen, dass sie sich

**«Ungläubige Frauen, die kein Kopftuch tragen, sind Freiwild.»**

in ihren Überwurf verhüllen. So werden sie erkannt und werden nicht verletzt.» Das Verhüllen war ein Zeichen in der islamischen Gemeinschaft, dass man zusammengehört, und es war ein Hinweis an die Männer, sich nicht an diesen Frauen zu vergreifen. Mit anderen Worten: Muslimische Frauen sind tabu, ungläubige Frauen, die kein Kopftuch tragen, sind Freiwild.

**Sie plädieren für ein Kopftuchverbot. Warum soll sich nicht jeder und jede kleiden, wie er oder sie will?**

Das Kopftuch oder der Nikab sind nicht einfach eine Tracht, sondern ein politisches Symbol. Wenn nur schon ein paar Haare herauschauen, dann hat die Frau zu Hause von ihrem Bruder oder ihrem Mann oft Prügel zu erwarten.

**Es gibt auch Frauen, die das Kopftuch freiwillig und sogar mit Stolz tragen.**

Das sind mir die Liebsten! Sie senden damit das Signal aus: «Ich bin rein, und du bist unrein.» Wenn Sie an die Koransure denken: «So werden sie erkannt und nicht verletzt», dann ist das Tragen des Kopftuchs eine Kampfansage an die Frauen, die sich nicht verhüllen. Wer ein Kopftuch trägt, transportiert eine Ideologie. Sogar Barbie trägt jetzt einen Hidschab, und die ganze Welt jubelt, dass sich Barbie emanzipiert habe von grossen Brüsten, Wespentaille und Miniröcken. Barbie kann Ärztin, Anwältin sein – und jetzt auch eine unterdrückte Frau. Ist das wirklich die Botschaft, die wir jungen Mädchen mitgeben wollen?

**Was sollte man denn tun, damit sich der Status der Frauen bessert?**

Aufklärung, Aufklärung, Aufklärung. Ich vergleiche es immer gern mit der «Re-Education», der Umerziehung und Entnazifizierung im Nachkriegsdeutschland. Dort hat es auch geklappt.

**Als freiheitsliebendem Menschen widerstrebt einem das Wort «Umerziehung».**

Sie muss Hand in Hand gehen mit der Justiz. Wenn häusliche Gewalt und Ehrenmorde stattfinden, muss man konsequent durchgreifen – und nicht sagen, die Tat sei halt kulturell bedingt. Es gab einen Fall von einem Tschetschenen, der in Deutschland seine Frau aus Eifersucht zuerst aus dem Fenster geworfen und dann mehrfach auf sie eingestochen hat. Er wurde nicht wegen Mordes verurteilt, sondern nur wegen Totschlags – mit der Begründung, Ehebruch wiege in der muslimischen Welt schwer, da müsse man seine Reaktion verstehen. Wir müssen aufhören, Kompromisse zu machen. Unrecht wird nicht zu Recht, wenn es religiös motiviert ist.

**Wie sieht die Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau nach klassischem islamischem Modell aus?**

Es gibt viele aufgeklärte Familien, wo das überhaupt kein Thema ist. Traditionell repräsentiert der Mann nach aussen, und die Frau kümmert sich um die inneren Angelegenheiten. Das kann so weit gehen, dass der Mann das Geld abgeben muss und die Frau über die Ausgaben entscheidet.

**Aus Tourismuskreisen höre ich, dass islamische Frauen in Schweizer Läden entscheiden, was gekauft wird und was nicht.**

Das ist zweifellos so. >>>

**Widerspricht dies nicht dem Bild von der unterdrückten Frau, die nichts zu sagen hat?**

Das ist ein anderes Thema. Wenn die gleiche Frau, die am Morgen diese Uhr gekauft hat, am Abend hinsteht und zu ihrem Mann sagt: «Ich will heute keinen Sex mit dir haben», dann ist er berechtigt, sie zu züchtigen.

**Bei uns ist es ja so: Die Frauen haben zu Hause die Hosen an. Sie sagen, wohin es in die Ferien geht und welche Farbe das neue Auto hat. Mein Verdacht ist, dass dies in islamischen Familien gar nicht so viel anders sein könnte. Irre ich mich?**

Sie haben schon recht. Nehmen wir die Vielehe, wo man neben der ersten Frau bis zu drei weitere Frauen haben kann. Oft ist es die bevorzugte erste Frau, die dann weitere Ehen arrangiert. Oder die Zwangsheiraten: Sie werden häufig von Frauen in der Familie angebahnt.

**Wenn wir die Probleme mit muslimischen Einwanderern betrachten: Wie sollen wir damit umgehen? Sind Verbote die richtige Lösung? Müsste man die Grenzen schliessen? Oder locker bleiben und auf die Kraft der Integration setzen?**

Einfach auf die Kraft der Integration zu setzen, wäre fahrlässig und naiv. Man braucht nur in andere Länder zu schauen. Der Nahe Osten, Nordafrika, das waren alles jüdisch-christliche Kerngebiete. Was ist passiert, als der Islam kam? Nach der ersten Welle von Abschlächtungen gab es ein Agreement für «Ungläubige» mit dem

---

**«Einfach auf die Kraft der Integration zu setzen, wäre fahrlässig und naiv.»**

---

sogenannten Dhimmi-Dasein, wofür Schutzgelder gezahlt werden mussten. Die anderen Religionen wurden nach und nach aufgerieben. Der Islam ist immer fordernd, du kannst nicht sagen: «Das ist öffentlich und das privat», und: «Das ist der politische und das der unpolitische Islam». Das ist Quatsch. Der Islam ist politisch, er hat die Agenda, das ganze Leben der Menschen zu durchdringen. Er regelt alles, vom Toilettengang bis zur Heirat, bis zur Kriegsführung. Er wird nicht stehenbleiben vor unseren Gesetzen. Wenn die Muslime die Mehrheit bilden und die Macht haben, dann wird die Scharia installiert. Das ist kein Schreckensszenario. Sie müssen nur die Geschichte der islamischen Länder anschauen.

**Sie malen schwarz. Die islamische Kultur ist in den letzten Jahrhunderten nicht unbedingt das Beispiel einer absoluten Erfolgskultur gewesen. Dass der Westen**



*«... und die Frau entscheidet über die Ausgaben».*

**vom Islam dominiert werden soll, scheint eher unrealistisch.**

Schauen Sie sich die islamische Geschichte an: Die meisten arabischen Stämme hatten eine Räuberkultur, sie überfielen benachbarte Städte und Regionen. Man zehrte eine Zeitlang von der Beute und machte dann neue Raubzüge. Es ist wenig aus diesen Gesellschaften heraus entstanden.

**Einspruch: Im Mittelalter stammten brillante Intellektuelle aus dem islamischen Raum, sie haben uns das Erbe der Antike vermittelt.**

Richtig, aber das waren kaum buchtreue Muslime. Zudem waren die meisten Übersetzer dieser Schriften eben Juden oder Christen, die das Griechische beherrschten.

**Wenn man Ihnen so zuhört, erhält man den Eindruck, es sei alles dunkel und fürchterlich. Sehen Sie denn nichts Positives am Islam?**

Ich habe die erste Hälfte meines Lebens in einem islamischen Land verbracht, aber das war damals irgendwie kein Thema. Was als islamische Errungenschaften verkauft wird – die Barmherzigkeit oder die Gastfreundschaft –, das ist orientalische Kultur. Die pflegten die Christen oder die jüdischen Araber genauso, das ist ja keine islamische Erfindung.

**Wie erklären Sie den Zulauf, den radikale Kräfte wie die Salafisten und Wahhabiten finden?**

Er kommt aus einer kulturellen Frustration heraus – ein bewusstes Abgrenzen vom Westen und von der Moderne. Es geht los mit dem Zusammenbrechen des Osmanischen Reiches nach dem Ersten Weltkrieg. Man versprach, den Aufstand der arabischen Stämme zu unterstützen, errichtete dann aber neue Protektorate. Bis in die jüngere Vergangenheit ist die Wahrnehmung die,

dass der Westen das Öl nimmt, Städte zusammenbombt und dabei immer reicher wird. Wenn nun die Religion kommt und einen über die anderen erhebt, dann ist das eine sehr wirksame Formel.

**Die arabische Welt entwickelt sich doch. Nehmen Sie die Boom-Regionen am Golf. Dort werden die höchsten Hochhäuser der Welt gebaut, es herrscht eine unheimliche Dynamik.**

Wer baut denn diese Häuser? Ich war vor einigen Jahren in Dubai und hatte erst am vierten Tag Gelegenheit, Arabisch zu sprechen. Ich bin fast nur Immigranten begegnet. Wenn ein Einheimischer in seinem eigenen Land in einem Restaurant auf Englisch bestellen muss, dann ist doch etwas schiefgelaufen. Der Boom ist gekauft, nicht wirklich erwirtschaftet, die meisten Ärzte, Ingenieure, Professoren kommen aus dem Westen.

**Wagen wir einen Blick in die Zukunft: Wie werden sich die westlichen Einwanderungsgesellschaften, die stark durch muslimische Immigranten geprägt sind, entwickeln?**

Ich befürchte, dass man immer mehr Zugeständnisse machen wird, und zwar auf Kosten der Freiheit. Es wird keinen reformierten Euro-Islam geben, sondern ein islamkonformes Europa.

**Was heisst das für die Frauen?**

Diejenigen Frauen, die sich in Europa eine Zuflucht vor reaktionären Kräften erhofft haben, werden bitter enttäuscht sein. Es gibt leider feministische Bewegungen, die die Frauenrechte relativieren, wenn es um den Islam geht. Ich befürchte, dass unsere Enkelkinder für ihre Rechte kämpfen werden müssen. Europa bewegt sich rückwärts und nicht nach vorn. ○

# Das Glück – geschenkt oder errungen?

Was ist Glück? Kann ich es erzwingen? Und wenn ich der Schmied meines eigenen Glücks bin, wie der Volksmund sagt, bin ich dann auch schuld an meinem Unglück?

Ein Essay von Christoph Blocher

**B**eginnen wir doch mit dem Volksmund, und schauen wir in den Alltag: Wo immer jemand auf berufliche, wirtschaftliche oder familiäre Erfolge zurückblickt, folgt gleich das Eingeständnis: «Es war wohl auch viel Glück im Spiel.» Und ich stimme dem vorbehaltlos zu.

Damit begrenzt das Wort «Glück» immer die menschliche Macht. Der Volksmund will sagen: Das Wesentliche kommt nicht etwa von uns selber, da braucht es noch etwas. Ob wir dies nun Glück, Schicksal, Zufall, Vorsehung oder Gnade nennen. Es wird uns ohne unser Zutun geschenkt.

## Nur dank Glück leben wir

Für die wesentlichsten Dinge unseres Lebens können wir nichts. Sie sind gegeben. Ist es etwa unser Verdienst, dass wir gezeugt und geboren wurden? Oder dass wir die wesentlichen Jahre unseres Lebens – nämlich die ersten – durchkamen? Wir haben Glück gehabt.

Der Volksmund sagt aber auch: «Dem Tüchtigen lacht das Glück.» Oder: «Jeder ist seines Glückes Schmied.» Ich meine, auch daran ist viel Wahres.

Aber wie ist es mit dem Umkehrschluss? Wer von uns würde die anmassende Behauptung wagen, dass die Unglücklichen selber schuld sind, weil sie nicht tüchtig sind? Richtig ist aber auch: Wir sollten den Grund für unser

Unglück nicht immer und überall bei den andern suchen.

Beim Rückblick auf mein eigenes Leben muss ich mir eingestehen, dass mir in meiner Führungstätigkeit als Industrieller, Politiker, Offizier, Familienvater und vieles mehr bei den wichtigsten Entscheidungen das Glück – oder wenn Sie lieber wollen – die Intuition, das Bauchgefühl oder die notwendige Zuversicht zur Seite gestanden haben.

Nach jedem Entscheid – also hinterher betrachtet, beim Nachdenken, Hinterherdenken – fand ich oft, ich hätte eine kaum zu verantwortende Entscheidung getroffen. Die Übernahme der Ems-Chemie – einer vor dem Untergang stehenden Firma – fast ohne eigene Mittel beispielsweise. Wie leichtsinnig das doch war. Aber es ist «geglückt»: Ich habe Glück gehabt. Ähnliches könnte ich aus der Politik erzählen. Die meisten Dinge tat ich, weil ich ein Grundvertrauen in den Gang des Lebens habe. Man könnte es auch Gottvertrauen nennen.

Ich habe im Leben – vor allem im unternehmerischen Bereich – auch falsche Entscheidungen getroffen. Es kam nicht gut heraus. Es ist mir nicht geglückt. Interessanterweise habe ich dann nie gesagt: «Ja, ich hatte kein Glück.» Oder: «Das Schicksal ist mir nicht hold.» Sondern stets: «Ich Trottel, das hätte ich eigentlich sehen sollen und wissen müssen.»

Ich gelte als alter Mann. Da beurteilt man gerne auch das Vergangene im Leben und fragt sich: Woher habe ich das? Warum dachte und denke, warum handelte und handle ich so und nicht anders? Ich für mich frage: Woher habe ich das ausgesprochene Vertrauen in den Gang des Lebens? Woher dieses gesunde Gottvertrauen?

## Das Kindergebet

Ich weiss es nicht. Aber mir geht spontan stets eines nie aus dem Sinn. Es ist ein alltägliches – aber prägendes – Geschehen aus der Kindheit:

Meine Mutter war eine einfache Frau aus dem Säuliamt. Von hinter dem Albis. Aus bäuerlich-gewerblichem Milieu. Ihre Ausbildung bestand in acht Jahren Primar- und Sekundarschule. Dann musste sie wegen ihrer kranken Mutter den elterlichen Haushalt führen. Sie

## Woher habe ich das ausgesprochene Vertrauen in den Gang des Lebens? Woher dieses Gottvertrauen?

heiratete schliesslich ihren Pfarrer, der sie damals konfirmiert hatte. Kein einfacher Mann. Sie zog elf Kinder auf, war fromm, aber ohne alles Heuchlerische, ohne Fanatismus, ohne Sektiererisches, ohne Frömmlicherisches.

Trotz der hohen Beanspruchung mit elf Kindern nahm sie sich Zeit und setzte sich jeden Abend ans Bett von uns Kindern und sprach das Abendgebet – immer das gleiche. Und das klang so: «Liebe Gott, mir danket dir vo Härze für de hütigi Tag. Für alls Schöni, wo du ois geschänkt häsch, und vor allem, dass du ois bhüetet häsch.» Dann die Bitte für eine gute Nacht «äm liebe Vater und dä liebe Mueter», und dann wurden die elf Namen der Kinder heruntergeschnetzelt.

Erst heute merke ich: Der tägliche Dank dafür, dass wir einen Tag gelebt haben und behütet worden sind, ist eben das Glück. Gleichgültig, was an diesem Tag geschehen ist. Es würde mich nicht wundern, wenn ich dieses Gottvertrauen – dieses Glück – da mitbekommen hätte.



Es wird uns ohne unser Zutun geschenkt: Hans im Glück.

Beim vorliegenden Text handelt es sich um die schriftliche Fassung des Einstiegsreferats, das Christoph Blocher am 29. November auf dem NZZ-Podium «Glück – Wunsch, Wahn und Wirklichkeit» gehalten hat.

## Weltstar in Frankreich

Johnny Hallyday brachte den amerikanischen Traum und die englische Popkultur nach Frankreich. Ein wirklicher Rebell aber war er nie. Zum nationalen Mythos wurde er schon in jungen Jahren. Auch in Genf und Gstaad erinnert man sich an ihn. *Von Jürg Altwegg*

Als Zwölfjähriger verbrachte Johnny Hallyday, der damals noch Jean-Philippe Smet hiess, halbe Nächte lang im Genfer «Bataclan». Nach der Polizeistunde ging es irgendwann nach Hause, ins leicht verlotterte «Hôtel de la Cigogne» an der Place de Longemalle. Die Schule besuchte er nicht, er bekam Fernunterricht aus Paris. Ein Jahr lang lebte er in der Stadt und lernte das Gitarrespielen. Das «Bataclan» war ein Variété-Theater, in dem Gaukler und Zauberer auftraten und sich schöne Frauen stilvoll auszogen. Jack Yfar, Zampano der Genfer Partei der Arbeit und Impresario, vermittelte dem Cabaret die Strip-tease-Tänzerinnen, rauchte teure Zigarren und leistete sich einen teuren Ami-Schlitten, mit dem ihn die Genossen zum Flughafen schickten, wenn es darum ging, den Zentralsekretär der Kommunistischen Partei Frankreichs, Georges Marchais, abzuholen.

### 150 000 Franken in der Abendkasse

Jack Yfar – mit bürgerlichem Namen Jacky Farine – entstammte genauso asozialen Verhältnissen wie Jean-Philippe Smet und war selber als Kabarettist gescheitert. Viele Stars – wie Juliette Gréco – hatte er nach Genf geholt, von Johnny aber erzählte er besonders gerne: «Ich glaube, er war mit seiner Tante und seinem Onkel hier. Er wartete in der Loge auf sie, schlaftrunken brachten sie ihn ins Hotel. Später organisierte ich seine Auftritte in der Les-Vernets-Halle.» Mit Johnny Hallyday machte Yfar in den siebziger Jahren seine besten Geschäfte. Die Konzerte spülten gut und gerne 150 000 Franken in die Abendkasse, auch das hatte uns der Impresario einst erzählt; er bekam davon 7,5 Prozent: «Als einmal die Stühle auf die Bühne flogen, wurden seine Konzerte verboten.»

Die Karriere hatte mit einem Druckfehler begonnen. Der Vater des Franzosen, der zu Hause ein Mythos und im Ausland so berühmt wie de Gaulle, Brigitte Bardot und Asterix werden sollte, kam aus Belgien. Papa Smet war ein Clown und Gaukler und überliess den Sohn der Mutter, die sich erfolglos als Mannequin versuchte und das Kind zwecks Karriere an ihre im Showbusiness tätige Schwägerin weiterreichte. Zu fünft schliefen sie in einem Zimmer, das zehn Quadratmeter gross war. Die Tante schickte ihn in den klassischen Tanz- und Musikunterricht. Als ihm der Lehrer zu nahe kam, ersetzte der Junge die Geige durch eine Gitarre. Als er bei Maurice Chevalier vor-



*Nach der Polizeistunde ging es irgendwann nach Hause:* Musiker Hallyday, sechziger Jahre.

spielen durfte, riet ihm der «Chanteur de charme», vor allem auf Einzug und Abgang zu achten, alles andere komme auf der Bühne wie von selbst. Er hat sich sechs Jahrzehnte lang darangehalten und wirkte bei seinen «animalischen» Auftritten tatsächlich wie ein wildes Tier, das sich aus der Gefangenschaft befreit.

Seine Zieheltern präsentierten sich nicht nur im Genfer «Bataclan» als «Les Halliday's». Unter diesem Bühnennamen wurde die Karri-

### Die Karriere hatte mit einem Druckfehler begonnen.

ere des Juniors geplant, die Mittelmässigkeit war programmiert. Doch die Plakate für den ersten Auftritt kamen mit der Aufschrift «Johnny Hallyday» aus der Druckerei. Ebenso ungewohnt wie die englische Sprache war für die Franzosen damals die neue Musik aus London und Amerika. Johnny machte sie unter

dem Begriff «Yéyé» populär: Die Gattung steht für die französische Version amerikanischer Hits und wurde zum Synonym für die neue Beat-Kultur. Hören musste man sie zunächst auf Langwelle, in Sendungen wie «Salut les copains», nur von den Piratensendern und dem Privatsender Europe 1, die in Frankreich verboten waren, wurden sie gespielt.

### Was für eine Stimme!

Der Erfolg kam schnell, und «homemade Johnny» wurde zum Star. Er orientierte sich an Elvis Presley und verkaufte den antiamerikanischen Franzosen in der Ära de Gaulles den amerikanischen Traum. Mehr als tausend Songs hat er aufgenommen, Dutzende von Goldenen Schallplatten eingeheimst, Millionen besuchten seine Konzerte. Mehrere musikalische Stile hat er mitgemacht, aber keinen einzigen geprägt. Ein halbes Jahrhundert lang überlebte er die Epochen. Manche seiner Chansons dürfen nach den Kriterien des deutschen Kulturbegriffs durchaus als Schlager

bezeichnet werden – was soll's: Ohrwürmer wurden sie allemal. Aber was für eine Stimme! Was für eine Ausstrahlung auf der Bühne! Inzwischen werden die alten Platten auch schon mal auf Beerdigungen aufgelegt.

Alkohol, Sex- wie Drogenexzesse und gefühlte fünf Ehen hatte der seit Jahren sichtlich gezeichnete Johnny Hallyday überlebt. Doch ein Rebell gegen die herrschende Ordnung war er nie. 1967 wollte er im Sechstagekrieg mit der israelischen Armee kämpfen. Im Mai 1968 wurde er aus Kamerun ausgewiesen, weil er sich mit einem Diplomaten angelegt hatte, dem seine langen Haare nicht passten. 1974 und 1981 (beide Male gegen Mitterrand) engagierte er sich mit Mireille Mathieu allein auf weiter Flur für Giscard d'Estaing, dem kein Intellektueller folgte. Später hielt er es mit Jacques Chirac. Rechts, aber nur so halb. Ein Volkspoet, aber kein Ideologe. Für Nicolas Sarkozy machte er 2007 Wahlkampf – in der Hoffnung, aus dem Steuerexil Gstaad, wo er sich im Jahr zuvor niedergelassen hatte, heimkehren zu können.

### Starker Schneefall in Saanen

Er soll sich im Berner Oberland fürchterlich gelangweilt haben. Selbst bei starkem Schneefall auf dem Flughafen von Saanen wollte er ohne Verzögerung nach Paris oder Saint Tropez starten. Immer wieder musste ihn der Pilot seines Privatjets an das Rauchverbot erinnern. Gefreut hat Johnny in Gstaad vor allem, dass niemand von ihm ein Autogramm verlangte. In der Schweiz war er auch nach dem Konzertverbot in Genf regelmässig auf der Bühne, am Paléo-Festival in Nyon wie auch in Leysin. 1974 sang er vor den Gefangenen in Bochuz. Seine allerletzte Abschiedstournee führte ihn im vergangenen August nochmals in die Romanandie, wo er zusammen mit Eddy Mitchell und Jacques Dutronc im Trio der «Vieilles Canailles», der alten Strolche und Kämpen, auftrat und auflebte.

Seit Jahren nahmen die Franzosen Abschied von ihm. Zum ersten Mal hatte ihn Johnny Hallyday vor einem Jahrzehnt verkündet: als er auf der Bühne einen Altstar sah, der seinem Auftritt nicht mehr gewachsen war. Johnny zelebrierte sein endloses Adieu auf mehreren Tourneen, er konnte nicht anders. Er war für bankrott erklärt worden und vier Tage nach einer gescheiterten Operation nach Kalifornien geflüchtet, wohin er ein paar Wochen nach François Hollandes Wahlsieg direkt aus Gstaad umgezogen war. Im Internet wurde mehrmals sein Tod verkündet. Einmal kam die Meldung sogar im Radio. Er lag im Koma und hatte seit einem Jahr auch noch Krebs – Lungenkrebs. An dessen Folgen starb er in seinem Haus bei Paris. Lieber wäre er wohl nur auf der Bühne abgetreten – verendet wie ein ungezähmter Löwe, der seinen letzten Kampf verliert.

## Idole

# Eine Rose für Johnny

Wie gross der Hallyday-Kult der Franzosen ist, erlebte ich am Samstag in Paris. Nicht einmal de Gaulle wurde auf den Champs-Élysées zu Grabe getragen. Von Matthias Ackeret



Autor Ackeret in Paris.

Vor dem Herrn sind eigentlich alle gleich. Seit dem vergangenen Samstag wissen wir: Für Johnny Hallyday gilt dies nicht. Sein Trauerzug vor einer Million Anhänger war der Schritt in die Unsterblichkeit. «Merci Johnny», leuchtete es das ganze Wochenende vom Eiffelturm. Am Samstagmorgen, kurz nach neun, drängeln sich noch wenige Menschen auf den abgesperrten Champs-Élysées. Es ist bitterkalt. Gegen Mittag soll der Trauerzug mit dem weissen Sarg über die Prachtstrasse rollen. Der Schriftsteller Victor Hugo war vor über zwei Jahrhunderten der Letzte, dem diese Ehre widerfuhr. Das sei Hallydays ausdrücklicher Wunsch gewesen, raunt ein älterer Mann mit «Johnny»-Schal respektvoll. Nicht einmal der tote de Gaulle habe es auf die Champs-Élysées geschafft.

Beim der Place de la Concorde gebe es seit den frühen Morgenstunden kein Durchkommen mehr, berichtet eine winterlich eingepackte Frau, die eigens aus Saint-Tropez angereist ist. Einzelne hätten sogar vor der Madeleine-Kirche übernachtet, um die letzte Würdigung nicht zu verpassen. Dass ausgerechnet Saint-Tropez, wo der Rockstar einst einen Wohnsitz hatte, auf einen eigenen Gedenkanlass verzichtet habe, findet sie skandalös. Dafür kauft sie eine weisse Rose. Für Johnny. Pünktlich um zwölf kreist ein Helikopter über dem Edelboulevard. Mittlerweile säumen Tausende von Zuschauern die Trottoirs. Vom Arc de Triomphe ein grelles Aufflackern: Ein Corso von einem Dutzend Polizei-Motos rast die Champs-Élysées hinunter und flankiert den schwarzen Be-

stattungswagen, durch dessen Scheiben der weisse Sarg des Rockidols erkennbar ist. Der eigentliche Höhepunkt sind die achthundert Harley-Fahrer, die mit ohrenbetäubendem Motorenlärm ihrem Idol gedenken. Es gehört zu den grossen Paradoxien des «französischen Elvis», dass er im Heimatland des Rock 'n' Rolls – abgesehen von ein paar Konzerten in Las Vegas – nie richtig Fuss fassen konnte. Doch in dessen Zurückweisung liegt vielleicht die Erklärung für seinen unglaublichen Erfolg in seiner Heimat. Mit seiner Beerdigung hat Hallyday seine amerikanischen Vorbilder jedenfalls in die Schranken verwiesen: Nicht einmal der Original-Elvis konnte auf seinem letzten Gang so viele Menschen mobilisieren.

Ich dränge mich durch die Massen in Richtung Madeleine. Das Gotteshaus ist das französische Pantheon für die Ewigkeit: Frédéric Chopin, Marlene Dietrich, aber auch Hallydays einstiger Rivale Claude François, aus dessen Song «Comme d'habitude» «My Way» wurde, erhielten hier die letzte Ehre. Aber bei keinem ist es so wie bei Johnny. Der Verstorbene lächelt von einem überdimensionierten Wandbild in die Menge. Er trägt ein Kreuz.

Johnny sei wie ein Bruder gewesen, sagt Präsident Macron mit fester Stimme. Auf Grossbildschirmen sind die ehemaligen Staatsoberhäupter Sarkozy und Hollande erkennbar. Für Ersteren machte Hallyday Wahlkampf. Dahinter Michel Drucker, die Verkörperung des französischen Fernsehens. Vergangene Woche brach er vor laufender Kamera weinend zusammen. Einer der Redner zieht eine direkte Linie von Napoleon zum Verstorbenen und fabuliert von der «Grande Nation» ohne Eiffelturm. Beim katholischen Pfarrer verrutschen die Konturen vollends: Johnny habe jeden einzelnen der Anwesenden geliebt; «Que je t'aime» sei der Ausdruck für dessen uneingeschränkte Nächstenliebe. Als der weisse Sarg nach draussen getragen wird, skandieren einige: «Johnny, revis!»

Kurz vor Mitternacht – zurück im Zürcher Hauptbahnhof – befinde ich mich wieder in der Johnny-freien Zone. Hier ist Johnny Hallyday nur einmal aufgetreten. 1994, praktisch unbeachtet, im Schützenhaus Albigüetli. Er war zeitlebens ein Weltstar. Für die Franzosen.

## «Die DDR war ein reines Spiesserland»

In ihrem Roman schildert Ines Geipel die Lebensgeschichte von Beate Ulbricht, der Adoptivtochter des SED-Chefs Walter Ulbricht. Hier spricht die Buchautorin, die als ehemalige DDR-Spitzensportlerin selbst zu den Opfern gehört, über die Brutalität des sozialistischen Regimes. *Von Rolf Hürzeler*

Frau Geipel, wenn man Ihr Buch liest, hat man den Eindruck, dass sich die DDR-Nomenklatura durch eine fürchterliche Kleinbürgerlichkeit auszeichnete.

Ja, und zwar in Verbindung mit Härte und Brutalität.

**Der Stalinismus setzte offenbar auf ein traditionelles Familienmodell als Vorgabe, um ein hohes Amt auszuüben.**

Stalin verlangte von dem Ehepaar Ulbricht ein Kind. Ohne dieses hätte er ihnen den Ostteil von Deutschland nicht gegeben. Das war der Deal und findet sich auch so in Dokumenten wieder. Es kam ihm zupass, dass die adoptierte Beate ein sowjetisches Mädchen war, wenn auch aus der Ukraine. Damit hatte Stalin Ulbricht am Gängelband und machte das Mädchen zu seiner Puppe. Die beiden sind sogar im Schwarzen Meer zusammen geschwommen. Aber es stimmt, die ehemalige DDR war ein reines Spiesserland. Das ist auch ein Grund für die gegenwärtigen Radikalisierungen links wie rechts. Das Unbewusste hat den Osten schwer im Griff.

**Ulbrichts Adoptivtochter Beate wollte einen italienischen Kommunisten heiraten, was ihre Eltern zu verhindern versuchten. Warum eigentlich?**

Die italienische KP beanspruchte ab einem bestimmten Zeitpunkt absolute Eigenständigkeit gegenüber dem dumpfen Sozialismusmodell in Osteuropa und war auch deutlich in ihrer Kritik diesem gegenüber. Die italienischen Kommunisten waren die Abtrünnigen, ja irgendwann die Feinde. Der Eurokommunismus in Italien und Frankreich war für die DDR-Kommunisten ein Sakrileg. Das hat sich die westliche Linke jahrelang schön weggeguckt. Beate Ulbricht kannte aber das ostdeutsche System aus dem Inneren heraus, seine Akkuratess der Brutalität. Sie dürfte gewusst haben, dass sie für diese ihren Staatseltern abgetrotzte Ehe [mit Ivano Matteoli, d. Red.] einen hohen Preis bezahlen musste.

**Aber es gab intensive Beziehungen zwischen den grossen kommunistischen Parteien des Westens und der KPdSU im Sinne der internationalen Solidarität.**

Die KPdSU hatte die absolute Macht. Sie konnte sich mehr Westkontakte leisten als die Parteien in den Satellitenstaaten. Die



«Das Unbewusste hat den Osten schwer im Griff»: Beate Ulbricht in Berlin, 1991.

DDR als fragiler Aussenposten zum Westen diente sich den Sowjets geradezu an, indem die Oberen eine radikal harte Linie fuhren. Da gab es kein Pardon. Man wollte vorbildlicher sein als das Vorbild.

**Beate Ulbricht war unpolitisch. Sie war nicht einmal oppositionell. Politisch schien sie wenig zu interessieren.**

**«Stalin hatte Ulbricht am Gängelband und machte das Mädchen zu seiner Puppe.»**

Sie wollte vor allem leben. Sie war ein Waisenkind aus dem Osten, wurde von einer Dresdner Familie adoptiert und dort von den Ulbrichts herausgerissen. Man muss sich das mal vorstellen. Mit vierzehn Jahren haben sie dann ihre Staatstochter von Ostberlin nach Leningrad geschickt, weil sie in den DDR-Schulen nicht zurechtkam. Ihre Mitschüler haben sie drangsaliert und geschlagen, weil sie die Tochter Ulbrichts war.

Dieses Königskind hatte Mühe, sich überhaupt irgendwie zu konsolidieren.

**Man fragt sich heute, warum sie sich nicht einfach in den Westen abgesetzt hatte, wie das andere taten? Wollte sie nicht?**

Beate Matteoli wurde rundum vom Geheimdienst beschattet. Da gab es kein Nadelöhr, kein Entkommen. Sie soll viel über ihre Flucht nachgedacht haben, aber sie hätte null Chancen gehabt rauszukommen. Irgendwann erlag sie dem Druck der Eltern und stimmte der ihr abverlangten Scheidung von Ivano Matteoli zu. Was muss das für ein bitterer Moment gewesen sein. Aber diese Staatseltern konnten das: einfach verfügen, dass es ein gemeinsames Leben nicht geben würde. Ja, die Liebe zu Ivano war ihr grosser Akt der Selbstbehauptung, aber auch der Dreh- und Angelpunkt ihres Lebens. Die Freunde sagen noch heute: «Die beiden zu trennen – das durfte man nicht!» Aber Intimes oder auch Gefühle waren in derart hochpolitischen Zeiten eine kreuzgefährliche Angelegenheit. Das garantierte ein Leben mit enormer Falltiefe.

## Die Mutter Lotte Ulbricht blieb eine Stalinistin bis ans Lebensende.

Sie ging nicht einmal zur Beerdigung der einzigen Tochter. Als Mädchen hatte Beate Ulbricht vergnügt und nützlich zu sein. So steht es in Briefen an sie. Als sie um ihre Liebe kämpfte, verschwand sie nach und nach aus der Öffentlichkeit. Später nahm man ihr die beiden Kinder weg und versuchte, sie zu psychiatrisieren. Sowohl die Mutter als auch die offiziellen Stellen wussten dank des Geheimdiensts genau, wie es um Beate Matteoli stand. Niemand reichte ihr die Hand. Niemand unterstützte sie. Man sah zu, wie sie in die Alkoholsucht wegrutschte. Eine Ortlose, die immer bodenloser wurde. Wer das Modell nicht bediente, der flog raus aus dem sozialistischen Musterkörper und gehörte strikt nicht mehr dazu.

## Ein Motiv in Ihrem Buch sind die wiederkehrenden Gewalttaten – ein Bombenattentat nach dem Krieg in der Toskana, der Selbstmord von Beates Mann. Sie selbst wurde erschlagen.

Ihr Mann Ivano Matteoli nahm sich in Rom das Leben, ebenso sein Vater. Beate selbst wurde in der Umbruchzeit, genauer 1991, in Berlin wahrscheinlich ermordet. Der Obduktionsbericht ist unklar, zumal ihre Leiche schon weitgehend zerfallen war. Man kann nur spekulieren, was geschehen ist. Waren es ihre damaligen Kumpels, die an ihr Geld wollten? Dafür gibt es Indizien, aber es könnte sich auch um einen Unfall gehandelt haben.

## Oder gab es politische Gründe?

Natürlich gab es auch politische Gründe. Sie war eine Frau, die viel wusste und angefangen hatte, darüber öffentlich zu sprechen. Das passte der Nomenklatura nicht. Aber was nützt die Spekulation an der Stelle? Wir wissen es nicht. Und dabei wird es wohl bleiben, wenn keiner der Protagonisten irgendwann zu sprechen anfängt. Einiges ist mysteriös, etwa dass ihr damaliger Freund kurz darauf auf ebenfalls ungeklärte Weise zu Tode kam.

## Sie wurden ja selbst zu einem Opfer des Systems.

Ich hatte zu DDR-Zeiten hochkarätige Konflikte auszutragen. Mein Vater war ein «Terroragent», was ich erst fünfzehn Jahre nach dem Mauerfall erfuhr. Er hat vor allem DDR-Flüchtlinge ausspioniert – die Schulwege der Kinder, die Arbeitswege der Eltern. In meinem familiären, sportlichen und universitären Umfeld gab es aberwitzig viele Geheimdienstler, die sich Erstaunliches gegen mich ausgedacht haben. Klar, das ist nicht schön. Aber für mich ist mit dem Mauerfall von 1989 ein völlig neues Leben möglich geworden. Ich hatte sagenhaft viel Glück und bin sehr dankbar dafür. ○

## Sozialismus

# Unglücklich bis zum Tod

**Beate Ulbricht sollte eine Mustersozialistin werden. Ihr Leben endete tragisch. Nicht einmal ihre beiden Kinder waren ihr geblieben.**



Walter Ulbricht mit Tochter Beate, 1950.

**W**ir sind eine grosse Bewegung. Arbeit für alle, Bildung und Essen, Brot und Freiheit!» So schwärmte der Italiener Ivano Matteoli von der Revolution. Der Kommunist aus der tiefroten Toskana Anfangs der sechziger Jahre nach Leningrad gezogen, um für den Sozialismus zu kämpfen. In der Sowjetunion lernte er die Studentin Beate Ulbricht kennen. Die beiden verliebten sich – mit tragischen Folgen. Denn Beate Ulbricht (1944–1991) war die Adoptivtochter von Lotte und Walter Ulbricht (1893–1973), Letzterer seines Zeichens Staatsratsvorsitzender der DDR und zeit seines Lebens ein glühender Stalinist.

Das ist die Ausgangslage des neuen biofiktionalen Romans die «Tochter des Diktators» der Berliner Publizistin Ines Geipel. Die Ulbrichts stellten in ihrem Leben die Staatsräson über alles. Aus diesem Grund adoptierten sie die kleine Beate, eine ukrainische Kriegswaise, die eigentlich Maria Pestunowa hiess. Sie war zwar schon bei einer Pflegemutter untergebracht, aber diese musste sie wieder abgeben. Denn das Kind passte scheinbar perfekt zur Vorgabe des sowjetischen KPdSU-Chefs Josef Stalin, der von seinen Polit-Vasallen in der DDR ein perfektes Familienbild mit Kind wünschte.

Beate Ulbricht und Ivano Matteoli wollten heiraten. Doch die Verbindung war in den Augen ihrer Adoptiveltern, des ersten

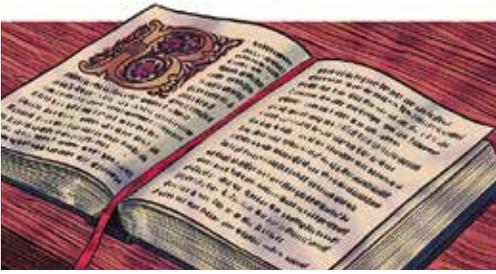
Manns in der DDR und seiner Frau, politisch unakzeptabel. Für sie kam nur ein linientreuer Stalinist als Schwiegersohn in Frage, am besten aus der Sowjetunion selbst oder allenfalls aus der DDR. Doch die beiden Verliebten dachten nicht ans Aufgeben. Sie heirateten und lebten in Berlin. Sie musste allerdings auf Geheiss der alten Ulbrichts ihr Studium abbrechen und in einem volkseigenen Betrieb arbeiten.

Nach der Geburt einer Tochter entschied sich das Paar, nach Leningrad zurückzukehren. Ivano reiste voran, um den Umzug vorzubereiten. Kaum war er weg, nahmen die Behörden Beate den Pass ab, und sie musste in der DDR bleiben. Nach Jahren der Trennung kam es zur Scheidung. Beide gingen später neue Partnerschaften ein, blieben aber unglücklich. Ivano beging als alter Mann vor zehn Jahren Selbstmord in Rom. Sie wurde zwei Jahre nach dem Mauerfall 1991 in ihrer Berliner Wohnung erschlagen aufgefunden; die Täterschaft ist bis heute ungeklärt. Zu jenem Zeitpunkt war Beate Matteoli im Penner-Milieu gelandet und dem Alkohol verfallen. Nicht einmal die beiden Kinder aus erster und zweiter Ehe waren ihr geblieben, der Staat hatte sie ihr weggenommen.

Die Autorin Ines Geipel, 57, war in den 1980ern Spitzensportlerin und stellte als Leichtathletin mit einer Staffel über 4 × 100 Meter einen Vereins-Weltrekord auf. Sie war Opfer des staatlichen Dopingprogramms, und sie erfuhr die Brutalität des Regimes, nachdem sie sich 1984 in einen mexikanischen Sportler verliebt hatte. Ihre Fluchtpläne wurden vereitelt, sie kam ins Visier der Staatssicherheit. Bei einer Blinddarmpoperation wurde ihr im Auftrag der Stasi der Bauch samt Muskulatur durchgeschnitten. Die Karriere als Sportlerin war zu Ende. 1989 konnte Geipel in den Westen flüchten. Seither hat sie Bücher und zahlreiche Publikationen veröffentlicht, etliche davon über die untergegangene DDR. *Rolf Hürzeler*



**Ines Geipel:**  
Tochter des Diktators.  
Klett-Cotta. 198 S., Fr. 28.90



## Die Bibel

### Im Kommen

Von Peter Ruch

**I**ch habe euch mit Wasser getauft, er aber wird euch mit heiligem Geist taufen (Markus 1,8). Die Geburt Jesu erfolgte zur Zeit des Kaisers Augustus (Lukas 2,1). Augustus war, anders als Cäsar, militärisch unbegabt und sicherte seine Macht, indem er den Aristokraten schmeichelte und die Proletarier unterstützte. Um den Preis der sozialen Sicherheit verkaufte das römische Volk seine Freiheit. Die neue Weltmonarchie war ein Sieg der orientalischen Staatsidee und bedeutete eine Zeitenwende. Als Jesus öffentlich wirkte, war das Prinzipat etabliert, der Wandel vollzogen.

Dennoch zählen wir die Jahre nicht seit Augustus, sondern seit Jesus Christus. Johannes der Täufer, sechs Monate älter als Jesus, war der Prophet, der unmittelbar auf ihn hinwies und ihm voranging, auch in den Tod. Also nicht nur in der Politik, auch im Judentum war eine tiefgreifende Umwälzung im Gange. Es gab mehrere jüdische Parteien, von denen eine, die Zeloten, mit Terroranschlägen gegen die Römer vorging. Die Kollision zwischen ihr und den Römern führte im Jahr 70 n. Chr. zur Zerstörung des Tempels in Jerusalem durch die Römer. Damit ging die alte wirtschaftliche und soziale Ordnung unter.

Das Judentum lebte in zwei verschiedenen Gestalten weiter: in der Diaspora, die es schon zuvor gegeben hatte, und in den Christusgläubigen, die sich ebenfalls auf die Verheissungen des Alten Testaments beriefen und dem gleichen Gott vertrauten. Entgegen allen historischen Erwartungen waren sowohl das Diaspora-Judentum mit seinen Synagogen als auch die Christengemeinden im Kommen. Kommen, *advenire, adventus*.

Wer würde heute viel auf die Kirchen in fünfzig Jahren wetten? Der Niedergang ist schmerzlich. Trotz allem ist zu bedenken, dass vor bald 2000 Jahren sogar der imposante Tempel dem Erdboden gleichgemacht wurde. Das Kommen Gottes hängt nicht von den Institutionen ab. Der Geist weht, wo er will, und kann aus einer überraschenden Richtung Überzeugungen wecken, welche zum Sturm werden und eine neue Wende auslösen.

Peter Ruch, ursprünglich Handwerker, absolvierte ein Abendgymnasium und war nach dem Theologiestudium 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.

## Kino

### Sie wirft sehr lange Schatten

Über ein Dutzend Mal wurde Leo Tolstois Meisterwerk «Anna Karenina» verfilmt. Ein russisches Opus stellt die tragische Heldin vom Gefühl auf die Beine. Von Wolfram Knorr



Zwischen Nostalgie und blutigem Realismus: Elizaveta Boyarskaya als Anna Karenina.

**A**us der Traum. In allen Verfilmungen, und es sind über ein Dutzend, war sie Garant für den göttlichen Zauber der Liebe; auch für den nachfolgenden Sturz, die grausige Desillusionierung. Denn die Verhältnisse waren patriarchalisch, und widersetzte sich ihnen eine Frau, fiel sie sehr tief. Deshalb waren jene Aktrinnen, die diese Tragödien – von Madame Bovary über Effi Briest bis Anna Karenina – verkörperten, immer gross und warfen lange Schatten. Den längsten warf Greta Garbo, die bezeichnenderweise Anna Karenina gleich zweimal spielte: als Stummfilm-Heroine (1927) und in dem von David Selznick produzierten Melo aus dem Jahre 1935. Garbo sah man mit besonderer Inbrunst leiden. Kein Gesicht spiegelte glühende Gefühle so edel wie das ihre. In Vivien Leighs («Gone with the Wind») Darstellung aus dem Jahre 1948 wurde die Heldin des unsterblichen Verführungsromans von Leo Tolstoi «launischer». Der entrückte Zauber des Melodrams bekam Risse, die mit jeder weiteren Verfilmung grösser wurden.

Die nun jüngste filmische Umsetzung kommt, obwohl sie einen ganz anderen erzählerischen Weg einschlägt, der Vorlage wieder näher: statt gewaltigem Melo nun fast wieder «die einfache Geschichte einer Dame der hohen russischen Gesellschaft, die an einen ungeliebten Mann verheiratet ist, sich in einen anderen verliebt, ihren

Gatten verlässt und sich schliesslich, den vielerlei Konflikten ihrer Lage nicht mehr gewachsen, unter die Räder eines Zuges wirft» (Egon Friedell). Der russische Regisseur Karen Schachnasarov und sein Co-Autor Alexei Busin dichten das Drama weiter. Dreissig Jahre später begegnen sich in der Mandschurie, während des Russisch-Japanischen Kriegs, in einem Lazarett der verletzte Ex-Geliebte Graf Wronski und Annas Sohn Sergei, der hier Militärarzt ist. Weil er als Kind die Spannungen zwischen Vater und Mutter natürlich nicht verstanden hatte, möchte er von Wronski endlich alles erzählt bekommen.

Die Haupthandlung von Tolstois Meisterwerk wird nun in Rückblenden aufgerollt, während sich der Regisseur bei der Rahmenhandlung – dem Lazarett und der Flucht der russischen Truppen aus der Mandschurie – auf die Berichte eines Arztes und Schriftstellers aus der Kriegszeit stützt. Mit diesem Dramaturgiekonzept, das Melodram, das in den alten Filmen ein abgehobenes Eigenleben führte, in einen realistischen Rahmen zu betten, wird Anna sozusagen aus den Gefühlshöhen wieder zum Opfer einer seelenlosen, patriarchalen Gesellschaft, das sich gegen sein goldenes Puppenheim auflehnt. Schon in den Greta-Garbo-Filmen flackerte durch den Glamour die Raubtiermentalität der Männer auf Beute-suche. In «Anna Karenina –Wronsky's Story»

sind all die Steifberockten mit ihrem Ehrenwahn Opportunisten, denen nichts über ihre Karriere und ihr gesellschaftliches Ansehen geht. Zwischen Nostalgie und blutigem Realismus oszilliert das Drama, in dem eine neue Ära heraufdämmt. Karen Schachnasarows Wronski ist ein diffus Taktierender, Zerrissener, der sich vor Annas Revolte wegduckt. Die richtige Interpretation zur richtigen Zeit.

★★★★☆

## Weitere Premieren

**Le Fidèle** — Eine Lovestory, aber die hat's in sich! Gino (Matthias Schoenaerts), genannt «Gigi», ist seit seiner Kindheit kriminell und raubt mit seinen Kumpels aus Kindertagen Banken aus. Als er bei einem Autorennen auf die kesse Rennfahrerin Bénédicte (Adèle Exarchopoulos), genannt «Bibi», trifft, funkt es zwischen ihnen. Beide leben gerne auf der Überholspur und werden rasch ein leidenschaftliches Paar. Weil er aber im Gegensatz zu ihr keine Familie, kein sicheres Einkommen, keine bürgerliche Basis, einfach nichts hat, kompensiert er sein Defizit mit Schwindeleien. Obwohl seine Lebenslüge offenbar wird, bleibt Bibi ihm treu, auch wenn er im Knast landet. Regisseur (und Autor) Michaël R. Roskam («Bullhead») zieht alle emotionalen Register und erzählt die Liebestragödie bis zum düster-bitteren Ende. Ein grossartiger belgischer Film, der alle Herzensträume an der rohen Realität zu Bruch gehen lässt.

★★★★☆

**Noces** — Noch ein belgischer Film, und auch ein Liebesdrama: Die junge Pakistanerin Zahira (Lina El Arabi), die in Belgien zur Schule geht,



Gnadenlos: «Noces».

soll heiraten, traditionell und nur einen Pakistaner. Zahira widersetzt sich, gibt dann doch nach, weil Familie, Eltern, Geschwister ihr gnadenlos ein schlechtes Gewissen machen. Doch dann bäumt sie sich noch mal auf und will mit einem Jungen abhauen. Solide inszenierte *culture clash*-Story, nur ist das Thema nicht mehr neu, und Regisseur Stephan Streker gewinnt ihr auch keine neuen Seiten ab.

★★★★☆

**Ferdinand** — 1938 hat ihn die Disney-Factory für einen achtminütigen Trickfilm kreiert. Dafür bekam «Ferdinand the Bull» den Oscar.



Kindgerecht: «Ferdinand».

2011 kaufte Fox die Rechte an einer Neuverfilmung, die Carlos Saldanha («Rio») realisierte. Der Anti-Bulle, der nur seinen Frieden will und keinen Stierkampf, entfesselte in Disneys acht Minuten einen Gag-Reigen. Die Langspiel-Neufassung ist sehr kindgerecht.

★★★★☆

## Knorrs Liste

1	<b>Paddington 2</b> Regie: Paul King	★★★★★
2	<b>Detroit</b> Regie: Kathryn Bigelow	★★★★★
3	<b>The Square</b> Regie: Ruben Östlund	★★★★★
4	<b>Blade Runner 2049</b> Regie: Denis Villeneuve	★★★★★
5	<b>On Body and Soul</b> Regie: Ildikó Enyedi	★★★★☆
6	<b>Coco</b> Regie: Lee Unkrich	★★★★☆
7	<b>Aus dem Nichts</b> Regie: Fatih Akin	★★★★☆
8	<b>Battle of the Sexes</b> Regie: Jonathan Dayton / Valerie Faris	★★★★☆
9	<b>Madame</b> Regie: Amanda Sthers	★★★☆☆
10	<b>The Mountain Between Us</b> Regie: Hany Abu-Assad	★★★☆☆

# easy GAMBLER

presented by

## SWISS CASINOS

Pfäffikon SZ • St. Gallen • Schaffhausen • Zürich

## Jazz

# Die postume Karriere eines Unvollendeten

Von Peter Rüedi

Nie lag die Geschichte des Jazz in ihrer Totalität so lückenlos auf Tonträgern dokumentiert vor uns wie heute. Es mag Skeptiker geben, die darin ein Symptom verblässer Zeitgenossenschaft dieser so sehr dem Moment verpflichteten Musik sehen, ein Zeichen ihrer Historisierung. Tatsächlich ist der Boom von Reeditionen, aber auch Ausgrabungen von bislang unveröffentlichten Live-Mitschnitten, oft durch mehr oder weniger obskure Labels am Rand der Legalität, angesichts der Schwierigkeiten der Branche auch etwas paradox. Eine Art Panikblüte sozusagen. Bill Evans, 1980 mit nur 51 Jahren so jung verstorben, dass seine vielen Fans in ihm einen Unvollendeten beklagten und das Vakuum ihrer enttäuschten Hoffnungen auf eine verhinderte Zukunft nur zu gern mit zahllosen, zuweilen auch etwas fragwürdigen Mitschnitten auf sogenannten Bootlegs kompensierten – Bill Evans war mit seiner ausgedehnten, fast rastlosen Konzerttätigkeit nicht zuletzt in Europa ein Musterfall für eine solche auch etwas gespenstische postume zweite Karriere. Auch legal operierende Labels edierten ganze CD-Boxen mit Nachgelassenem (u. a. Warner: «Turn Out the Stars: The Final Village Vanguard Recordings June 1980»).

Nun überrascht das honorig legale Unternehmen Resonance nach der Edition einer unveröffentlicht gebliebenen Studio-Session von MPS mit einer Live-Aufnahme aus dem niederländischen Hilversum. Sie lässt das Trio in der Besetzung hören, als für eine kurze Zeit neben Eddie Gomez am Bass Jack DeJohnette Evans' Drummer war. Bislang war ein im Juni 1968 nur eine Woche zuvor in Montreux aufgenommenes Album das einzige Dokument dieser Phase. Hilversum ist gewissermassen dessen gleichwertige Fortsetzung. DeJohnette war für Evans eine Vitalitätsinfusion. Der verlässt für einmal mehrheitlich das introvertierte Zwielficht seiner melancholisch-vieldeutig verschatteten Standards, zieht markante Melodielinien in der Art seines frühen Vorbilds Bud Powell – selbst Balladen wie «Who Can I Turn To?» oder «Embraceable You» verwandelt er in muskulöse *up-tempo swingers*. Superb – auch in den Soli der Partner. Und in der Aufnahmetechnik.



Bill Evans with Eddie Gomez and Jack DeJohnette: Another Time. The Hilversum Concert. Resonance HCD-2031

# Im schönen Murmlikon

Der Schweizer Film rettet sich vor den Stürmen der Zeit in den sicheren Hafen der Heimatkunst. Die soziale Wirklichkeit ist in den jüngsten Kinofilmen höchstens Dekoration. *Von Wolfram Knorr*

Der Schweizer Kinofreund, der nach unterhaltsamen wie intelligenten Schweizer Filmen fahndet, gerät in jüngster Zeit unausweichlich in die Fänge aufgeräumter Volksfürsorge. Es sind Spielfilme, die die Schweiz weder als politisches noch als gesellschaftliches Gebilde wahrnehmen, sich weder für soziale Brennpunkte, Flüchtlingsprobleme oder Konflikte in städtischen wie ländlichen Regionen interessieren, sondern sich auf solides Heimatwerk besinnen, auf Kinder-, Jugend- und Bilderbücher rekurren, auf sichere helvetische Werte eben.

Der Trend setzte wohl 2005 ein, mit dem Lausbubenfilm «Mein Name ist Eugen». Ihm folgten «Sennentuntschi» (2010), «Eine wenig, dr Dällebach Kari» (2012), «Die schwarzen Brüder» (2013), «Schellen-Ursli» (2015), «Heidi» (2015) – und jetzt «Papa Moll». Auch wenn andere derzeitige Filme wie «Flitzer» und «Die letzte Pointe» nicht auf literarische Vorlagen zurückgehen oder auf eine regionale Tradition, funktionieren auch sie nach dem Heimholungsprinzip und tragen zu dem erstaunlichen Panorama gesalbter Artigkeit bei.

Was die Filme gemeinsam haben, ist eine auffallende Bunt- und Kuscheligkeit. Es sind Genrebilder schnurrenden Glücks, mit Assoziationen zu Biedermeierkartenmotiven, etwa: Kleinkind mit Lamm grabscht nach dem Schmetterling; über der Quelle trillert die Lerche et cetera. Über diesem artifiziellen Kosmos liegt die Geborgenheit kleinstädtischer Nachmittage. «Die letzte Pointe», nicht zufällig erfolgreich, ist so ein Film, den der anheimelnde Duft von Kaffee, geplätteter Wäsche und frisch gebackenem Kuchen umweht, dabei geht es um etwas sehr Ernstes: Sterbehilfe.

Die noch rüstige und in ihrem Haus lebende 89-jährige Witwe Gertrud Forster (Monica Gubser) treibt ein gewisses Unbehagen um, als

dement in einem Altersheim zu enden. Das will die Dame nicht. Als eines Tages der elegante britische Senior George Grant (Michael Rutman) bei ihr auftaucht und der irritierten Witwe erklärt, er habe auf ihre Anzeige auf der Senioren-Dating-Plattform geantwortet, reagiert Gertrud Forster erst verwirrt, dann entsetzt: Hat sie tatsächlich geschrieben und weiss es nicht mehr? Je hartnäckiger der Galan das behauptet, umso grösser ist ihre Unruhe, bis sie die Hilfe des Sterbehelfers Balz Sommer (Peter Jecklin) sucht, um würdevoll und selbstbestimmt abzutreten. Der allerdings verguckt sich in Forsters

## Unterschwellig ist da Angst im Spiel, Angst vor der Aufhebung der Grenzen.

Enkelin, und die liebenswerte Story nimmt ihren liebenswerten Lauf.

«Die letzte Pointe» von Rolf Lyssy («Die Schweizermacher») ist eine melancholische Komödie, sehr brav und voller Respekt. Selbstverständlich werden die Demenzängste der Witwe, ihr aufsässiger Galan und ihre Töchter nie komischen, wilden oder – Gott bewahre! – makabren Scherzen ausgeliefert. Könnten die Figuren ihre persönlichen Interessen und Egoismen entfalten, entstünde eine Komödie.

### «Gesunder Volkskörper»

«Die letzte Pointe» fügt sich fugenlos ins Panorama. Auch «Flitzer», dieser neckische Scherz über besonders schräge Fussballwetten, gehört dazu. Er ist der Lausebengel in der Filmreihe, die mit «Papa Moll» einen neuen Höhepunkt erreicht. Die Bildergeschichten um den schusseligen Familienvater, von Edith Oppenheim-Jonas kreiert, gingen 1952 auf eine Initiative von

Pro Juventute zurück, die besorgt war über den Einfluss amerikanischer Comics. Es war die Zeit, in der der berühmte US-Psychiater Fredric Wertham einen regelrechten Kreuzzug gegen den zersetzenden Einfluss der Comics auf den «gesunden Volkskörper» in Gang setzte, der auch Europa umtrieb. Während Wertham hinter den Verlegern Homosexuelle witterte (ihre Wolkenkratzer-Büros waren für Wertham Phalussymbole, kein Witz), war man hierzulande wegen des «Suchtpotenzials» der Comics beunruhigt, der «Lesestörungen», des Rückfalls ins «Lall-Alter». Verboten konnte man die Hefte nicht, sie gingen weg wie warme Semmeln. Sie waren ein Riesenvergnügen.

Aber man konnte versuchen, mit eigenen – und natürlich «sittlich aufbauenden» – Bildergeschichten dagegenzuhalten. «Papa Moll» war ein solches Produkt. Beeinflusst von E.O. Plauens «Vater und Sohn», entwickelte Edith Oppenheim-Jonas eine Familie mit drei Kindern, der blonden Mama Moll und dem Papa, der oben auf dem Berg in einer Schokoladenfabrik arbeitet, ein wenig schusselig ist, Frau und Kinder liebt und in kuriose Situationen gerät, die reimmässig kommentiert werden.

«Hier im schönen Murmlikon/lebt Papa Moll seit Jahren schon /und arbeitet mit viel Geschick/hoch auf dem Berg in der Fabrik», heisst es zu Beginn des Films, und man könnte die Verse auch als Motto des Filmtrends verstehen: ein Einbergen vor den Stürmen der Welt, draussen und fernab. Denn jeder Spielort in der bunten Welt des Schweizer Films wirkt wie ein Murmlikon, jenseits aller Wirklichkeit. In der ironiefreien Selbstverständlichkeit mittelstandsbürgerlichen Wohnens und Lebens wird durch nichts mehr erkennbar, dass unterhalb dieses Milieus noch viele, viele andere Menschen existieren.



Solides Heimatwerk: «Flitzer» (2017).



Wirklichkeit nur als Dekor: «Blue My Mind» (2017).



*Schnurrendes Glück:* Papa Moll (Stefan Kurt) mit Kindern Evi (Luna Paiano) und Willy (Yven Hess).

Erstaunlicherweise ist das auch in jenen Filmen nicht viel anders, die sich radikal von der Schönfärberei abwenden und am Realen andocken wollen. Aber auch sie, wie «Blue My Mind» und «Goliath», kriegen die soziale Wirklichkeit nur als Dekor in den Griff. Milieuschilderungen, Lust an geerdeten Typen – Fehlanzeige. Es ginge ja nicht um die Wiedererweckung eines Gerhart-Hauptmann-Realismus, sondern nur um die Wahrnehmung von Wirklichkeit.

#### Mädchen wird Meerjungfrau

«Blue My Mind», gleich dreifach prämiert, ist das Porträt der 15-jährigen Mia, die fast ausschliesslich mit sich selbst beschäftigt bleibt. Zwar findet sie in ihrer Klasse Freundinnen, aber die Vergnügungen, die sie mit ihnen teilt, sind die immergleichen, die man aus Hunderten von anderen Filmen oder TV-Ablegern kennt: Klauereien in den Konsumtempeln, Drogen, Alkohol, Sex – und immer am Rande der Gefährlichkeit. Ansonsten hat sie, auch das ist üblich, Querelen mit den Eltern. Die bleiben seltsam schemenhaft, dafür drückt ihre physische Versehrtheitsobsession auf ihr Gemüt. Regisseurin und Drehbuchautorin Lisa Brühlmann findet für diese wahnhaftige Angst eine originelle Metapher: Mia wird zur Meerjungfrau. Aus einer psychologisch nachvollziehbaren Kollision mit der Realität ergibt sich das freilich nicht. Die Mutation bleibt eine zwar

reizvolle, weil mythische, aber doch reine Behauptung.

Auch «Goliath» von Dominik Locher, quasi das männliche Pendant dazu, will von der Wirklichkeit wenig wissen. In ihrer Zweizimmerwohnung gibt es für David (!) und Jessy nur ihre Liebe. Als sie ihm gesteht, schwanger zu sein, reagiert er wie ein U-Boot-Kapitän, der über Echolot von einer Wasserbombe erfährt: Sofort in tiefere Gewässer! Nützt nichts, die Havarie erfolgt in der S-Bahn. Das Paar wird angegriffen, David leidet, weil er seine schwangere Freundin nicht beschützen konnte, sieht sein Heil in einer Muckibude, spritzt sich Anabolika und pumpt sich zu einem Goliath auf. Der aber wird aggressiv, impotent und kommt aus dem teuflischen Sucht-Strudel fast nicht mehr raus.

Nur in wenigen Momenten wagt «Goliath» einen kurzen Blick hinaus. Wenn Jessy bei Aldi einkaufen geht, atmet man schon auf und denkt: «Wäre das nicht schön, mehr über das Draussen zu erfahren?» Um das Bild des U-Boot-Kapitäns noch einmal zu bemühen: Der Regisseur lässt nur zwei-, dreimal durchs Periskop blicken, um zu klären, ob die «Luft rein» ist. Dann widmet er sich wieder ganz den seelischen Tiefen seines Goliath.

Mia und David sind gewissermassen die Kellerkinder von Murmlikon, dem idyllischen Wolkenkuckucksheim der Familie Moll. Die geht, weich gebettet, ihrem heiteren Alltag

nach, macht den Kotau vor dem Arbeitgeber, lässt die süsse Rasselbande von Kindern ihre Streiche machen, wohl wissend, dass sie am Ende wieder artig ins Körbchen huschen und ansonsten ein selig entrücktes Dasein führen.

Der US-Film «The Truman Show» führte auf sehr intelligente Weise vor, dass das Paradies (und besonders dasjenige in den Medien) eine Falle ist. Truman Burbank ist eigentlich ein wahnsinnig glücklicher Mensch, der in einer Kleinstadt lebt, wo meistens die Sonne scheint – bis eines Tages ein Scheinwerfer von oben in Trumans heile Welt kracht und Burbank kapiert, dass er der lebenslange Gefangene einer medialen Scheinidylle war. Die Alternative, die sich Truman bietet, ist das normale Unglück namens Realität. Wäre doch schön, wenn man den «Papa Moll» (Kinderbuch hin oder her) ein wenig zeitgemäss gegen den Strich gebürstet hätte. Aber um die potenziellen Fans nicht zu vergraulen, macht man lieber die Schotten dicht.

#### Insel und Baumhaus

1960 verfilmte Disney einen in der Schweiz vergessenen Klassiker, der nach seinen Veröffentlichungen zwischen 1812 und 1828 (in drei Teilen) erfolgreicher war als Johanna Spyris «Heidi»: «Der schweizerische Robinson» des Berner Pfarrers Johann David Wyss. Der US-Film «Swiss Family Robinson» (1940) war nicht die einzige Adaption. Es folgten Serien («Lost in Space») und Animationen. Jules Verne war so angetan, dass er eine Fortsetzung schrieb («Das zweite Vaterland»). Der Roman, eine Reaktion auf Daniel Defoes «Robinson Crusoe», erzählt die Geschichte einer Schweizer Familie, die auf dem Weg nach Australien schiffbrüchig wird und sich auf eine Insel retten kann. Dort errichtet die Familie ein Baumhaus, geht jagen und führt ein glückliches Dasein. Der Roman (neu aufgelegt in der Anderen Bibliothek, 1176 S., Fr. 88.–) trifft viel stärker den Kern der schweizerischen Mentalität als «Heidi». Insel und Baumhaus sind die Aufgipfelung der schweizerischen Sehnsucht von einem Land als einer «Insel der Glückseligen».

In «Papa Moll» gibt es überall Gartenzäune und Mäuerchen, die alle etwas Putziges haben. Unterschwellig ist da Angst im Spiel, Angst vor der Aufhebung der Grenzen. Denn jenseits der Grenze gibt's keine Perspektive mehr. Deshalb gibt's nur das Drinnen. Lieb zueinander sein, Konflikte vermeiden, sich zu Hause fühlen – das ist der heimliche Wunsch, dem das helvetische Filmschaffen zurzeit in erschreckender Weise nachkommt. Das erste grosse Volksfürsorge-Epos war der «Schweizerische Robinson», und weil der Film wie kein anderes Medium auf den Zeitgeist reagiert, müsste es dringend verfilmt werden.

«Papa Moll» läuft ab 21. Dezember in den Kinos der Deutschschweiz.



So sind Sie drauf? Szene aus «Tatsächlich ... Liebe» (2003).

Stil

## Halbwegs schöne Weihnachten

Wenn die trockene Heizungsluft die Haare ruiniert und die Zimtsterne die Figur, dann ist der nächste Typ im Rentier-Pullover nicht weit. Wie überlebt man Weihnachten?

Ein Leitfaden von Claudia Schumacher

Weihnachten, das Fest der Liebe: Wann, wenn nicht jetzt, kann man einmal richtig mit inneren Werten glänzen? Ein Gedanke, der ebenso nett ist wie weltfremd: Schliesslich sind die wenigsten von uns ja innerlich schön. Und diese Erkenntnis könnte einem Jahr für Jahr den Advent verhageln, beginnend an dem Tag, an dem man beim Geschenkekaufen vom ersten Shopping-Psychopathen über den Haufen gerannt wird, weitergehend an der Betriebsfeier, wo einen der Kollege aus der Nachbarabteilung fast zu Tode langweilt, und endend am Weihnachtessen, bei dem man unter den schnippischen Kommentaren der Schwiegermutter zerbröseln. In diesen Momenten verzichtbarer Erfahrung würde es helfen, sich an etwas klammern zu können. Zum Beispiel an eine schmale Seidenkrawatte, auf die sich alle einigen können. Oder an das Bewusstsein, im Sommer zwar besser ausgesehen zu haben – dafür aber letzten Winter sehr viel schlechter. Denn in diesem Jahr verhelfen wenigstens wir Ihnen zu einem Minimum an Schönheit in der dunklen Zeit.

**Spezialeffekte** — Krach. Boom. Bang: So sind Sie drauf? Dann sind die drei weihnachtlichen Dramatiker unter den Textilien – Samt, Seide, Pailletten – ganz Ihr Ding. Das Dumme ist nur,

dass diese drei Drama-Queens auch einen Hang zur Tragikomik haben, der weniger schmückt. Denken Sie daher für einen Moment an die sichere Formel der zeitlosen Festlichkeit, die für beide Geschlechter gleichermaßen gilt: dunkle Hose – legitim ist alles ausser Denim –, dazu weisses Hemd oder weisse Bluse und dunkles Jackett respektive einen dunklen Blazer für die Damen. Ein bisschen Drama in der Minimaldosierung liefern dazu etwa Seidenkrawatte, Pailletten-Clutch oder Samt-Blazer.

Wenn Sie aber doch in die Vollen gehen wollen, etwa weil Sie eine Frau sind, dann beachten Sie: Samt eignet sich besonders für Accessoires oder Einzelteile. Neben Blazern und Röcken ist Samt in diesem Jahr auch an Haarschleifen ein Ding, falls Sie gerne Kindfrau spielen. Ein ganzes Samtkleid ist gewagt und mit einer gewissen Ausschliesslichkeit an Heiligabend denkbar. Dabei entscheidet vor allem die Farbe, ob Sie in so einem Kleid zum Kracher oder zum Lacher geraten, was übrigens auch für Seiden- und Paillettenkleider gilt. Vorzugsweise greifen Sie zu Erdtönen und gedeckten Farben – Letzteres gilt besonders für Gold-, Rosa- und Rottöne, schliesslich wollen Sie keiner Baumkugel gleichen. Als Blondine halten Sie sich von Rot als Kleidfarbe besser

ganz fern. Eine blonde Frau in einem roten Kleid, das ist wie ein Toni Brunner mit Schweizer Flagge im Garten: theoretisch okay, aber auch gnadenlos vorhersehbar. Weihnachten als Fest der Überraschungen will seine Blondinen anders glänzen sehen. Möglichkeiten gibt es genug, etwa die Welt der Grüntöne; und beerenfarbene Details sind auch erlaubt.

**Verloren zwischen den Jahren** — Sie sind ein Mann und haben Humor ... Sind Sie da sicher? Man beobachtet das: Frauen, die mit einem Talent für Fröhlichkeit, Farben und



Das war lustig: David Beckham mit Zipfelmütze.

das spielerische Element der Festlichkeit über die Feiertage optisch ganz gut abschneiden. Und Männer, die ohne dieses Talent am Spielfeldrand stehen und sich in grosser Langweiligkeit ganz enthalten – oder impulsive Mitspielversuche wagen, die stilistisch fast unverzeihlich sind.

Zu den Entscheidungen, die grundlegend falsch sind, gehört der Pullover mit Weihnachtsmotiv. Und das muss in aller Schärfe gesagt werden, trifft man ihn doch in diesem Jahr mit teuflischer Penetranz in jedem Kaufhaus an. Gemeint sind Strickwaren der Herrenoberbekleidung, die in kunterbunten Knallfarben wahlweise einen Weihnachtsbaum, einen Samichlaus, einen Cupcake oder ein grinsendes Rentier abbilden. Das, werte Herren, geht gar nicht. Andererseits fühlen wir mit Ihnen: Worauf, ausser auf den Motiv-Pullover, können Männer auch zurückgreifen, um weihnachtlich aufzufallen? Drum eine Ausnahme von der Regel: der originelle Motiv-Pullover. Getragen hat ihn jüngst Stilikone David Beckham: Ein Sweatshirt mit dem Schriftzug «Let It Snow», darunter abgebildet die Serienfigur Jon Snow aus «Game of Thrones» mit einer roten Zipfelmütze. Das war lustig. Also: Wenn Sie eine vergleichbar überraschende Idee haben, dann Daumen hoch für Ihren Motiv-Pullover. Wenn.

Da Männer oft schon beim modischen Abscheitern, hier noch ein grundlegender Tipp: Schlimm ist das farblich und stofflich unpassende Jackett, das manch einer überzieht, um zu demonstrieren, dass es sich um einen festlichen Anlass handelt. Dann besser einfach nur Hemd oder Pullover. Mit einem Anzug liegen Sie natürlich ebenfalls richtig.

**Ganz schön krank** — Nie treten die zwei Kehrseiten des weiblichen Schönheitsdrangs so deutlich zutage wie im Dezember: der Hang zum verzerrten Selbstbild und die Neigung zum Pathologischen. Was das verzerrte Selbstbild betrifft, findet auch bei den Frauen der häufigste Fehler bei der Wahl des Pullovers statt. Das optische Scheitern wird in der Weihnachtswelt der Damen allerdings weniger von grinsenden Rentieren – manche Frau kann so was tragen –, sondern vom Oversize-Pullover verkörpert. Da viele Damen in der Adventszeit auf magische Weise in die Breite wachsen, greifen sie zu Pullovern in Übergrösse. Denn, so der Trugschluss: Nichts lässt einen schlanker wirken als ein zu weiter Pullover, aus dem man niedlich verkleinert hervorlugt wie ein Mädchen aus Mamis Klamotten.

Der nicht zu missachtende Nachteil ist aber, dass diese Pullover meist himmelschreiend unförmig sind. Eine schnelle Umfrage im männlichen Bekanntenkreis ergibt: Viele Männer akzeptieren solche Pullover ähnlich, wie sie im Winter auch Schnupfen akzeptieren: stoisch und wenig angetan. Andere fan-

gen bei dem Thema an, sich direkt und minutenlang aufzuregen. Man sieht diese zeltförmigen Damen-Pullover in der kalten Jahreszeit viel auf dem erfolgreichen Lifestyle-Blog «Man Repeller» – und der Titel des Blogs spricht Bände in dem Zusammenhang. Sie haben irgendwas zwischen fünf und zehn Pfund zugelegt, seit Sie das letzte Mal einen Bikini getragen haben?

Der schönste Umgang, den Sie mit Ihrer winterlichen Sinnlichkeit pflegen können, ist die unumwundene Umarmung: Verleihen Sie sich noch mehr Gewicht, und wählen Sie die Flucht nach vorne, indem Sie Ihre Kurven betonen. Die Chance, dass Ihre Extrapfunde wenigstens anteilig an den richtigen Stellen gelandet sind, besteht. Taillierte, dekollierte Wickelpullover und Wickelkleider aus Wolle oder Strick sind ein gangbarer Weg: Sie lassen die Taille schmaler und die Oberweite noch üppiger erscheinen. Wann, wenn nicht an Weihnachten, darf man die innere Monica Bellucci ausleben?

Mit der neuen Üppigkeit geht bei vielen Damen auch das Verlangen nach optischer Streckung einher, welches wiederum allzuoft ins Krankenlager führt. Denn wenn es etwas gibt, mit dem man bei Minusgraden auf dem Weihnachtsmarkt garantiert krank wird, dann ist es das Tragen dünnsoliger High Heels und Stiefeletten. Kalte Füsse, damit holt man sich den Tod, das wusste schon Oma. So weit sollten Sie nicht ge-



Monica Bellucci.

Wählen Sie die Flucht nach vorne, indem Sie Ihre Kurven betonen.

hen fürs länger wirkende Bein. Die frohe Botschaft: Als Ersatz für elegantes Schuhwerk müssen nicht gleich Timberlands oder Ugg-Boots herhalten. Die Schuhwelt arbeitet an der Rettung: So gibt es vereinzelt bereits recht elegante Absatzstiefel aus thermoaktiven Materialien – fragen Sie Ihren Händler danach.

**Weihnachtsstreber** — Sie sind ein Weihnachtsstreber, wenn ... Sie Ihre Wohnung, Ihre Tischdekoration, Ihr Outfit, das Outfit Ihres Partners, die Kleidung Ihrer Kinder, eventuell sogar die Ihrer Gäste etc. zu bestimmen versuchen mit dem Ziel, eine Art Corporate Design zu schaffen. Was wollen Sie damit? Mit dem guten Stil ist es so eine Sache, ganz ähnlich wie mit den meisten Dingen im Leben: Bemüht man sich zu sehr, macht man alles kaputt.

Weihnachten, das ist am Ende des Tages eben doch nur bedingt eine Stilfrage. Bereiten Sie sich vor, durchaus – aber dann entspannen Sie sich. Trinken Sie mit Ihren Liebsten eine Flasche Wein zu viel. Und wenn am Ende ein

Bauch spannt und im Zuge dessen ein Hosensladen geöffnet wird, stirbt keiner. Lachen Sie. Lachen Sie bis zur nächsten Falte. Das perfekte Konfekt mit der Blattgold-Verzierung ist nicht halb so viel wert wie das Verdrücken dieser einen Freudenträne, die Ihnen dezent die Wimperntusche verschmiert. Schöne Weihnachten sind gut, frohe umso besser. ○

## FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

### Wie schützen sich KMU vor Cyberkriminellen?

noch bis Sonntag, 17. Dezember 2017, täglich um 17.35 Uhr

auf diesen Sendern:



und unter:

[www.fokus-kmu.tv](http://www.fokus-kmu.tv)



Thiel

## «No Billag»

Von Andreas Thiel

**Leuthard:** Die «No Billag»-Initiative ist das Ende der Medienvielfalt.

**Gebührenzahler:** Das Ende? Nicht der Anfang? Erst wenn das Staatsmonopol fällt, kann sich doch ein freier Markt entwickeln.

**Leuthard:** Nach der SRG kommt nichts.

**Gebührenzahler:** Von Ihnen wird nichts kommen, das ist mir schon klar, denn das ist es ja, was die Initiative will: nichts Staatliches. Aber es wird eine private Medienvielfalt entstehen.

**Leuthard:** Was nützt eine private Medienvielfalt, wenn Tausende von SRG-Mitarbeitern auf der Strasse stehen?

**Gebührenzahler:** Sie glauben, dass SRG-Mitarbeiter zu schlecht qualifiziert sind, um sich auf dem freien Markt zu bewähren?

**Leuthard:** Nein. Aber ohne die SRG gäbe es nicht genügend Beschäftigung für sie.

**Gebührenzahler:** Dann handelt es sich bei der SRG um ein staatliches Beschäftigungsprogramm?

**Leuthard:** Natürlich nicht. Aber auf dem freien Markt gäbe es zu wenig gute Stellen für all die hochqualifizierten SRG-Mitarbeiter.

**Gebührenzahler:** Sie meinen, SRG-Mitarbeiter sind überqualifiziert und überbezahlt?

**Leuthard:** Nein, aber ihre Arbeit wäre auf dem freien Markt viel schwieriger.

**Gebührenzahler:** Heisst das, die SRG-Mitarbeiter sind bei der SRG unterfordert?

**Leuthard:** Nein, was ich sagen will, ist, dass der freie Markt die Qualität der SRG nicht bieten kann.

**Gebührenzahler:** Ich dachte, auf dem freien Markt besteht nur, wer Qualität bietet?

**Leuthard:** Nein, auf dem freien Markt besteht bloss, wer bietet, was das Publikum will.

**Gebührenzahler:** Und diese Qualität kann die SRG nicht bieten?

**Leuthard:** Ach, vergessen Sie's. Mit Gebührenzählern kann man nicht reden.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

## Zeit für Engel

Der Traum von Uhrmacher Daniel Strom; drei Schweizer Fotografen im Höhenflug. Von Hildegard Schwaninger

**D**aniel Strom ist das, was man einen Macher nennt. Er lässt sich nicht ins Bockshorn jagen, und wenn er hinfällt, steht er wieder auf. Strom wurde als Sohn des Uhrmachers Armin Strom in Burgdorf geboren, das Handwerk liegt ihm im Blut. Elf Jahre (1990–2001) arbeitete er für Omega («Das war meine Universität»), dann stieg er ins Geschäft seines Vaters, die Uhrenmanufaktur Armin Strom, ein. Als die an einen Investor verkauft wurde (Ypsomed, CEO ist Serge Michel), verlor Daniel Strom seinen Job. So gründete er 2001 seine eigene Firma, die Uhrenmarke Strom Prestige Swiss Timepieces.

Wie positioniert man sich in einer Branche, die schon mit Angeboten überfrachtet ist? Daniel Strom suchte eine eigene Nische. «Ich will nicht nur einen Zeitmesser verkaufen, sondern Geschichten. Die Menschen lieben Geschichten», sagt Strom und erzählt gleich die Anekdote, wie ihm Thomas Gottschalk eine Uhr spontan abkaufte. Es war die Uhr, die auch Johnny Hallyday trug, eine mit Totenköpfen, geziert mit dem Spruch «Memento Mori – Carpe Diem». Strom will mit seinen Uhren Botschaften vermitteln. Inzwischen hat er aber gemerkt, dass Totenköpfe nicht jedermanns Sache sind, und so schuf er die «Archangeli», eine Uhr mit Engeln, er nennt sie «Schutzuhr», denn: «Engel begleiten uns.» Für Männer schuf er – parallel – die «Michaeli», gewidmet dem Erzengel Michael. Natürlich ist auf der Uhr ein Schwert, das Symbol für Gerechtigkeit und Liebe.

Nun ist Strom beileibe kein Spinner, auch kein Frömmeler oder Esoteriker. Er glaubt einfach an gewisse Dinge, wie zum Beispiel an die Zahl Neun. Die Neun ist für ihn eine «mystische Zahl», und so kosten seine Uhren 9999 Franken (die «Archangeli» mit Perlmuttzifferblatt) oder 19 999 Franken (die «Memento Mori», von der er auch nur neun Stück produziert). Sein Geschäftsmodell, glaubt er, wird aufgehen. «Ich mache etwas, das neu ist. Das Bedürfnis nach etwas, das nicht jeder hat, ist gross.»

Die ganze Familie arbeitet im Unternehmen mit. Seine Frau Rosanna, die aus Apulien stammt, macht Administration und Buchhaltung, Tochter Alexia und Sohn Loris kümmern sich um die etwas günstigere «Cruizer»-Kollektion, die ein junges Publikum ansprechen soll. Daniel Strom ist ein Mann, der gerne Klartext redet. Er hat prominente Kunden (der König von Marokko, Mohammed VI., hat eine «Agonium», benannt nach dem Fest, bei dem die alten Römer ihren Göttern huldigten); aber Markenbotschafter will er keinen: «Warum soll ich denen, die am meisten Geld haben, eine Uhr schenken?»

Strom nennt sich «Uhrmacher, Designer, Philosoph», seine Uhren verkauft er vor allem über die Website und auch über Spezialgeschäfte (Landolf & Huber am Rennweg in Zürich, Affolter in Zofingen). Jetzt versucht er mittels Crowdinvesting das Aktienkapitel zu erhöhen. Echte Markenfans, die für 1000 Franken vier Aktien kaufen, bekommen 30 Prozent Rabatt



Fast verliebt

## Single bleibt Single

Von Claudia Schumacher

**P**eters sexloses Leben begann freiwillig. Er war romantisch. Das erste Mal sollte mit einer Frau geschehen, die er für ihr Wesen schätzte.

Sie würde ihn an der Hand nehmen und mit Blümchen im Haar auf eine Wiese im Wald führen, wohin sich ausser ihnen nur wenige Sonnenstrahlen verirrt, und dort, liegend, würde die Zarte ihn endlich zum Mann machen. So dachte Peter noch mit 21 Jahren. Und mit 23 Jahren. Und auch mit 25 Jahren dachte er so.

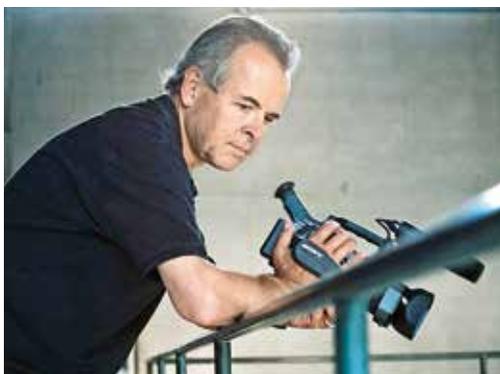
Dann kam das Mädchen von der Langstrasse. Sie hiess Adea, «die Süsse» auf Albanisch. Die Süsse jobbte zur Finanzierung ihres Studiums in dem Multikulti-Imbiss, in dem Peter nach einem verschwitzten Absturz in der «Zukunft» seinen Salzgehalt im Körper hochregeln wollte. Adea nahm ihn mit nach Hause, zu sich. Abreagieren war ihr Anliegen und ihr Chef ein mieses Stück. Es roch nach Frittierfett bei Adea, aber sie selbst roch anders, nach Milch, ein wenig nach Honig und sehr fruchtbar. Unverhofft schaffte es Peter in unter einer Minute in den Himmel. Etwas zu schnell für Adeas Ge-



Die Zahl Neun: Uhrmacher Strom.



Mirjam Cavegn, Willy Spiller, Walter Pfeiffer (v.l.).



«Chasing Beauty»: Filmer Schumacher.

auf eine «Cruizer»-Uhr. Damit will Strom zwei Millionen Franken generieren, um «grössere Träume zu erfüllen und neue Bereiche zu erobern» – einen solchen gibt es bereits: Accessoires. Brillen, Manschettenknöpfe, Gürtelschnallen – mit Totenköpfen oder Engeln. Strom, begeisterter Motorradfahrer, hat viele Fans im Harley-Davidson-Klub.

**D**rei Fotografen im Hoch: Zur Vernissage von Willy Spiller in der Bildhalle in Zürich (Besitzerin: Mirjam Cavegn) erschien auch Walter Pfeiffer, der zurzeit eine Art Primetime erlebt. Iwan Schumachers Filmporträt über den Künstler-Fotografen («Chasing Beauty») läuft in den Kinos. Walter Pfeiffer hat im Moment seine «15 minutes of fame». So hatte er nur einen kurzen Moment Zeit, um sich Spillers «Street Life – New York/Los Angeles 1977–1985» – anzuschauen. Gleich musste er weiter nach Paris. Und für die amerikanische Glanzpostille W fotografierte er «The Lovely Ladies of the Engadin». Kurz: Er ist vollbeschäftigt.

Auch ein Zeitgenosse der Top-Fotografen Spiller und Pfeiffer meldet sich zu Wort: Josef Stücker, ein grosser Reporter seiner Zeit, der heute für das Kulturama arbeitet, das «Museum des Menschen». Dort findet heute seine Buchvernissage statt: «50 Jahre Josef Stücker Fotografie». Das Museum, das vor allem Kinder lieben (man sieht echte Schrumpfköpfe), passt gut zu Josef Stücker, denn er ist ein bisschen schräg – und viele seiner Fotos auch. Im Buch sind einige Trouvaillen (Fotos vom ersten Tuntenball, Felix Daetwyler mit seiner Mutter, Richard Sprüngli, der Vater der Luxemburgerli, vor der Confiserie, Silvia und Christoph Blocher beim Walzertanzen); es kostet Fr. 49.95.

**Im Internet**

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)

schmack. Sie kam kaum zum Abreagieren. Am nächsten Tag wollte sie von ihm nichts mehr wissen. Er hatte French Toast gemacht zum Frühstück, und der Toast roch wie Adea, dachte Peter noch glücklich. Dann aber machte er ihr – für den ersten Tag danach – gleich mehr als eine Liebeserklärung zu viel. Sechs Nachrichten schickte er. Jede blieb unbeantwortet. Nachricht für Nachricht schaute Adea von einer Stufe höher auf ihn herab. Sie wollte einen Mann. In ihren Augen war Peter ein Mädchen.

Heute, mit seinen 37 Jahren, wäre Peter für sie wohl ein spätes Mädchen. Noch immer hat er keine richtige Freundin gehabt. Was auch deshalb seltsam ist, weil er als freier Schauspieler am Theater arbeitet, wo die Frauen gerne unvermittelt Männer anspringen, steht ihnen der Sinn danach. Aber Peter will Liebe.

Die Frauen riechen es wohl, wenn ein Mann längere Zeit keine Freundin gehabt hat. Bei

Peter sind das eben schon 37 Jahre. Die Frauen mutmassen, er sei vielleicht nicht attraktiv – obwohl er gut aussieht, abgesehen von dem verhaltenen Zug um die Mundwinkel. Er wäscht sich auch. Und wahrscheinlich ist er bindungsfähig, schliesslich war er mehr als einmal aus der Ferne verliebt, über Jahre hinweg, in ein und dieselbe Frau. Nur traut ihm keine.

Peter fragt sich, ob er schon eine Frau haben müsste, um bei einer landen zu können? Oder bräuchte er ein Kind zum Vorzeigen? Peter beobachtet Männer, die Frauen haben, teils auch Kinder, und an denen die anderen Frauen wie Fliegen kleben. Manchmal scheint es ihm, als suchten die Frauen ihr eigenes Unglück. Und das Unglück der anderen. Dabei dachte Peter früher, Liebe sei das, wonach sich Frauen sehnten. Von Liebe hat er eigentlich mehr als genug.



## Unten durch Nur Gutes

Von Linus Reichlin

**N**ehmen wir mal an, du hast dir vorgenommen, dieses Jahr am Weihnachtsfest der Firma keinen Schluck Alkohol zu trinken. Letztes Jahr warst du nämlich besoffen und hast irgendwann nach Mitternacht etwas zu deinem Chef gesagt, woran du dich nicht mehr erinnerst. Es kann aber nichts Schmeichelhaftes gewesen sein, denn seither geht dir dein Chef aus dem Weg. Bei den Sitzungen ignoriert er dich, und deinen Antrag auf Gehaltserhöhung hat er abgelehnt. Das ganze vergangene Jahr lang hast du versucht, herauszufinden, was zum Teufel du im Suff zu ihm gesagt hast. Als im Sommer das Gerücht ging, dass deine Stelle gestrichen werden solle, hast du dich von einem Hypnotiseur für 250 Franken die Stunde in Trance pendeln lassen. «Ihr Geist ist jetzt frei und entspannt», sagte der Hypnotiseur, «und kehrt zurück zu der Weihnachtsfeier, zu dem Moment, in dem Sie Ihrem Chef etwas gesagt haben. Sie erinnern sich wieder ganz genau, was Sie gesagt haben.» Nein, eben nicht! Dein Geist kehrte zwar zu der Feier zurück, aber es war nicht die Weihnachtsfeier, sondern ein Festgelage des Pharaos Mentuhotep, als dessen Mundschenk du einen Becher Wein vorkosten musstest, auf nüchternen Magen, so dass dir der Wein sofort zu Kopf stieg und du zum Pharaos sagtest: «Ich freu mich schon auf eure Mumie, o Herr!»

Der Hypnotiseur entschuldigte sich bei dir: «Sorry, ich hab mich in der Inkarnation geirrt. Sie haben schon so oft gelebt, da kommt man durcheinander.» Als Nächstes führte er deinen Geist irrtümlich zur Krönungszeremonie Karls des Grossen im Dom zu Aachen, an der du nach drei Humpen Starkbier zum frischgekrönten Kaiser sagtest: «Mit so 'ner Krone kriegt man fürwahr jedes Weib!» So ging das weiter. Durch die ganze Weltgeschichte hindurch sagtest du an irgendwelchen Feiern zu deinem jeweiligen Vorgesetzten in betrunkenem Zustand etwas, was zu deiner Enthauptung, Vierteilung oder Erschiessung führte. Aber ausgerechnet die Erinnerung an die besagte Weihnachtsfeier konnte der Hypnotiseur dir nicht zurückbringen. Wie auch immer: Ein zweites Mal wird dir das nicht passieren. An der diesjährigen Weihnachtsfeier

>>> Fortsetzung auf Seite 74

stösst du beim Apéro mit Orangensaft an. Als deine Kollegen vom Prosecco zum Rotwein wechseln, wechselst du vom O-Saft zum stillen Wasser. Deine Kollegen stopfen sich mit Fingerfood voll, um einen Boden für den Alkohol zu bekommen: Du isst nur ein paar Oliven, denn du brauchst keinen Boden. Um zehn Uhr bricht der Boden deiner Kollegen unter der Last des Weins zusammen, und jetzt kannst du mit ihnen nicht mehr über Bitcoins, Trump und die chinesische Konkurrenz sprechen, ohne dass einer «Bitchcoins!» sagt und ein anderer behauptet, Trump und seine Frau hätten keinen unüberwachten Sex mehr, der CIA schneide das alles mit.

«Die chinesischen Bauernsöhne brauchen vor allem eines: Sexroboter!», sagt dein Abteilungsleiter. Um elf Uhr rollt ein grossgewachsener Praktikant auf Wunsch der johlenden Sekretärinnen («Kommt von Sekret, *if you know what I mean!*») seinen Ärmel zurück und zeigt ihnen sein Oberarm-Tattoo. Der Marketingchef hält mit geröteten Wangen einen Vortrag übers Fischen ohne Lebendköder, und einer der Logistiker ruft: «Wer fischt, der vögelt nicht!» Du beobachtest das alles mit dem Staunen eines Ethnologen, der zum ersten Mal in seinem Leben nüchtern einen neuen Stamm entdeckt. Kurz nach Mitternacht legt dein Chef den Arm um dich und sagt ganz nah an deinem Ohr: «Weissu noch, wassu letztes Jahr zu mir gesaht hast, hä? Dass ich der besse Chef bin, den du je habt hast? Aber da waast du besoffen. Ich möchte, dassu jetzt nochmal saast, jetzt wo du nüchtern biss. Saas!» Endlich weisst du, was du damals gesaht hast: nur Gutes! Und du möchtest es auch gern noch mal sagen. Aber jetzt, da du nüchtern bist, geht es irgendwie nicht. «Entschuldigen Sie», sagst du, «aber um so was zu sagen, muss ich betrunken sein.»



## Wein

# Bordeaux von nebenan

Von Peter Rüedi

**D**enk ich an Weinpreise in der Nacht, so bin ich um den Schlaf gebracht. Vor allem an die in der Schweizer Gastronomie, wo nicht nur Flaschen aus der Abteilung Château Schüttmann durch einen halsbrecherischen Faktor in Höhen getrieben werden, wo sie nichts zu suchen haben, sondern auch die Einsicht fehlt, dass ein teurer Wein mit bescheidenem Multiplikator dem Wirt immer noch mehr einschenkt, als wenn der Gast aus Frust zum Biertrinker mutiert – wenigstens im öffentlichen Lokal – und seinen Weinspass in den eigenen vier Wänden befriedigt. Zum Einstandspreis. Der hat sich freilich auch verändert. Wenn ich daran denke, was ich in den achtziger oder neunziger Jahren für eine anständige Kiste Bordeaux ausgegeben habe (sagen wir zwölf Flaschen Léoville Barton, um einen Produzenten zu nehmen, der sich im allgemeinen Höhenrausch noch heute um konsumentenfreundliche Bodenhaftung bemüht), wird mir schwindlig. Was freilich auch Vorteile hat. Weil in jedem Weinliebhaber ein heimlicher Etikettentrinker schlummert, macht der sich

auf die Suche nach ernsthaften Alternativen. Damit meine ich nicht das vornehmlich beim Grossverteiler präse Billigsegment, sprich: Weine im einstelligen Frankenbereich (selbst da gibt es Möglichkeiten, wie der verdienstvolle «Wein-Seller» von Chandra Kurt beweist). Ich meine zum einen die Ehrenrettung für angeblich unspektakuläre, «schwache» Jahrgänge. In denen beweist sich doch erst die Qualität eines kompetenten Winzers und Weinmachers! Zum andern denke ich an Weinregionen, die nicht mehr oder noch nicht im Trend liegen. Zum Beispiel das Arrondissement Bergerac im Département Dordogne, mitten im mythischen Périgord und im langen Schatten des Bordelais gelegen, wo die einflussreichen Produzenten und Händler die Konkurrenz aus dem nahegelegenen Hinterland, dem «Haut Pays», immer schon schlechtredeten. Besser als ihre Kundschaft wussten die Profis, dass die Qualitätsunterschiede zum Teil nicht gross waren.

Was heute schlagend die rote Cuvée von Château Monestier La Tour beweist (Cabernet Franc, Merlot und etwas Malbec), einem Weingut, das, zwanzig Kilometer südlich von Bergerac, heute im Besitz des Schweizer Karl-Friedrich Scheufele (Co-Präsident des Luxuslabels Chopard) ist. Der 2014er ist ein kraftvoller, eleganter, vielschichtiger Wein mit viel roter und schwarzer Frucht, etwas Leder und Rauch. Bei aller Harmonie: sehr präse Tannine, die es ratsam machen, die Flasche zu dekantieren oder mindestens zwei Stunden vor dem Genuss zu öffnen. Dann aber offeriert sie ein Vergnügen, dem wesentlich teurere Bordeaux nicht gewachsen sind. (Der Wein trägt ja auch die Handschrift des renommierten Beraters Stéphane Derenoncourt).

Château Monestier La Tour Côtes de Bergerac 2014. 14%. Martel, St. Gallen. Fr. 22.–. [www.martel.ch](http://www.martel.ch)



## Zu Tisch

# Wie der Vater, so der Sohn

Von Andreas Honegger

**O**b ein Restaurant seine eigene Tradition entwickeln und fortführen kann, hängt immer von der Nachfolge ab. Die «Sihlhalde» in Gattikon ist dafür ein glän-

zendes positives Beispiel. Wie der Name sagt, liegt das hübsche, alte Bauernhaus mit diversen gemütlichen Gaststuben am Abhang zum Sihlthal, gewissermassen auf der Rückseite von Thalwil, und trotz Agglomerationsnähe ist es hier noch sehr ländlich. Hans-Jörg Smolinsky hat das Restaurant mit seiner Kochkunst gross gemacht, Sohn Gregor hat es 2009 übernommen – und das Niveau des Vaters nicht nur halten können, sondern noch neue Ideen draufgepackt, die sich seiner Ausbildung in anderen hervorragenden Betrieben und der eigenen Kreativität verdanken.

In einem solchen Traditionsbetrieb lohnt es sich, das fünfgängige Gourmetmenü für 128 Franken zu bestellen. Wir waren davon noch nie enttäuscht. Es ist immer ähnlich im Aufbau, aber stets voller Überraschungen. Die prächtigen Brasato-Ravioli wollen wir nie missen. Bei unserem letzten Besuch wurden sie mit Périgord-Trüffel serviert. Der Fisch-

gang, ein Wolfsbarschfilet mit Champagner-Schaum auf Catalogna, war perfekt und wunderschön serviert: Die Haut des Loup de mer mutete an wie ein herausgeschnittenes Stück des Fisches, der das Porzellan des Tellers zierte. Darauf folgte ein hellrosa gegartes Kalbssteak aus dem Emmental an einer leichten Zitronen-Rahm-Sauce. Und nach den Verlockungen der Käseplatte: ein hinreissendes Parfait aus Kaffee auf einem Bisquit-Boden. Das tönt nach sehr viel, aber man fühlt sich danach nicht überessen. Das Haus ist dekoriert mit einem Michelin-Stern und 16 Gault-Millau-Punkten.

Restaurant Sihlhalde: Sihlhaldenstrasse 70, 8136 Gattikon, Tel. 044 720 09 27  
Sonntag und Montag geschlossen.  
Vor Weihnachten auch sonntags geöffnet.



Auto

## Die Wuchtbrumme

Der Jeep Grand Cherokee SRT macht Musik, die Vätern ebenso gefällt wie ihren Söhnen. *Von David Schnapp*

Es scheint eine unsichtbare Macht zu geben, die Buben aus unterschiedlichsten Schichten und Kulturen dazu bringt, bestimmte Geräusche zu machen, wenn sie mit Spielzeugautos Szenen aus ihrer unendlichen Fantasie nachstellen. Das Phänomen wurde von der Gender-Forschung noch nicht erfasst, deshalb kann ich das hier auch einfach mal aus dem Bauch heraus behaupten. Die Behauptung stützt sich übrigens ledig-

lich auf persönliche Erinnerungen und Beobachtungen.

Kinder wie ich, die mit Autos spielen oder spielten, machen zum Beispiel «Wrrrummm» oder «Iiiieehhhmm», und die Autos gehorchen dabei keinesfalls den Gesetzen der Physik, was uns zum Fahrzeug der Woche bringt: Das Schönste am Jeep Grand Cherokee SRT, den ich kürzlich gefahren bin, war die Musik, die er macht: Ein kerniges, lautes «Wrrroamm!» erklingt aus den dicken Auspuffrohren, wenn die in «Velvet Red» lackierte Wuchtbrumme beschleunigt.

### Eine Frage der Physik

Und da geht es dann auch gleich um Physik, es gilt nämlich, 2,5 Tonnen Allradfahrzeug gegen die Kräfte des Luftwiderstandes zu bewegen. Für diese Aufgabe gibt es einen 6,4-Liter-Hemi-Motor mit acht Zylindern und ohne Kompressor- oder Turboaufladung. Das ist selten im Segment der hochgezüchteten SUVs, es gibt keinen andern mit einem so

hubraumgewaltigen Antrieb ohne Aufladung – und erst noch zu einem beinahe vernünftigen Preis. Für das neue Modelljahr wurde der Wagen leicht modifiziert, die Front sieht jetzt noch etwas selbstbewusster aus. Und das Beschleunigen geht ziemlich flott, nach 5 Sekunden fliegt die Tachonadel über die 100-km/h-Marke, Schluss ist erst bei 257 km/h. Dafür muss man 15 bis 16 Liter Super einkalkulieren.

Es gibt natürlich kaum einen vernünftigen Grund für ein solches Auto, aber die Antwort auf solche Einwände ist immer gleich: In einer freiheitlich organisierten Gesellschaft reicht es auch, dass einem etwas einfach Freude macht. Im SRT reisen vier Personen samt Gepäck ziemlich komfortabel, das Fahrwerk wirkt ausgewogen. Nur wenn man den Grand Cherokee zu sehr um die Ecken quält und die grossen 20-Zoll-Räder leiden, neigen sie bald einmal dazu, Vibrationen in den Innenraum zu übertragen. Dem Innenraum gilt auch die leise Kritik: Dessen Verarbeitungsqualität und Anmutung ist bei genauerer Betrachtung recht rustikal.

Aber es gibt eigentlich keinen Grund, den grossen Jeep zu quälen, am meisten Freude macht er bei der flotten Autobahnfahrt, wenn die 624 Newtonmeter fast immer und fast ansatzlos zur Verfügung stehen und kein noch so kleines Turboloch die Freude am Beschleunigen trüben kann.

### Jeep Grand Cherokee SRT Night

Leistung: 468 PS/344 kW  
Hubraum: 6417 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 257 km/h  
Preis:  
Fr. 106 350.–,  
Testwagen:  
Fr. 107 750.–



## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man in einem Gourmetlokal mit Sternenküche die Bedienung bitten, das stark gedimmte Licht ein wenig heller zu stellen, da ja bekanntlich das Auge mitisst, oder muss man in Zukunft für solche Fälle den Gebrauch einer Stirnlampe ins Auge fassen?

*Andreas Schären, Kaisten*

Kein Problem, Sie dürfen auch Ihre eigene Musik mitbringen, falls Ihnen die vorhandene Berieslung nicht entspricht. Und wenn Ihnen die angebotenen Gerichte auf der Menükarte nicht passen, dann schlagen Sie doch andere, bessere vor. En Guete! *David Schnapp*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Und die Moral von der Geschicht’: In Leutschenbachs Mühlen gerate nicht!» *Bruno Madöry*

### Politischer Brandstifter

Nr. 49 – «Tariq Ramadans Verwandlungen»; Jürg Altwegg über den Genfer Intellektuellen

Auf der Agenda des aalglatten Tariq Ramadan steht nicht nur die langfristige Umsetzung der Ideen seines Grossvaters, des Gründers der Muslimbruderschaft, die sich die Islamisierung Ägyptens auf die Fahne geschrieben hatte, sondern auch, dem Islam in Europa zum Durchbruch zu verhelfen. Keinem Euro-Islam, sondern dem einzig wahren Islam, der auf dem Koran, der Sunna und den Hadithen beruht. «Islam» heisst nämlich nicht «Friede», wie es immer wieder zu hören ist, sondern «Unterwerfung unter den Willen Allahs». Und sein Wille ist im Koran, dem «unerschaffenen, ewig-gültigen Wort Allahs», festgehalten. Und ein Muslim ist ein sich Allah Unterwerfender. Und dann muss man wissen, dass der Koran uns «Ungläubigen» auf vierhundert Seiten etwa 650-mal mit drakonischen Strafen im Dies- und im Jenseits droht. Eine beklemmende Lektüre! Es ist für uns Europäer höchste Zeit, diese unangenehmen Fakten endlich zur Kenntnis zu nehmen. *Jürg König, Bäretswil*

Mit seiner Hetz- und Hasspropaganda ist dieser Mann eine Gefahr für die Schweiz und ein politischer Brandstifter. *H. Banteli, Zürich*

### Schwarze Seele

Nr. 49 – «Sie machten das Opfer zur Täterin»; Alex Baur über die «Rundschau»-Affäre

Mir standen die Haare zu Berge, als ich die selbtherrlichen Antworten des Herrn Poletti las. Besonders die letzte Antwort auf die Frage nach einer Entschuldigung an die Adresse der von der «Rundschau» verdächtigten Personen lässt tief in eine doch sehr schwarze Seele blicken. Und die Moral von der Geschicht’: In Leutschenbachs Mühlen gerate nicht!

*Bruno Madöry, Zürich*

Wenn Staatsanwälte und Gefängnisdirektoren meinen, jedem hergelaufenen SRF-Schnüffler Tür und Tor öffnen zu müssen, dürfen sie sich nicht wundern, wenn die Sache zusehends aus dem Ruder läuft. Wissen sollten sie hingegen, dass es den selbsternannten Kontrolleuren der Justiz nicht um Wahrheit, sondern einzig um Einschaltquoten geht. Es wäre ihnen selbst, wie auch der Sache, dienlich, wenn sie das nötige Rückgrat hätten, dem vermeintlichen Reiz von Mikrofonen und Kameras zu widerstehen, mindestens solange ein Verfahren im Gange ist. Ganz nach dem «Vorbild» der «Rundschau»-Komplotteure, die sich regelmässig hinter den

Quellenschutz verkriechen, sobald es brenzlig wird. *Nicolas W. Oetterli, Egolzwil*

### Titelbild des Jahres

Nr. 48 – «Vom Juncker verweht»; Editorial von Roger Köppel

Das Bild mit Frau Leuthard auf der Front: verblüffend, amüsant und dennoch nachdenklich stimmend, da die Szene die Anbiederung an Brüssel veranschaulicht. Der EU-Verkörperer Juncker, beschwingt, wie man ihn kennt; der Zauber weiblichen Charmes stimuliert seine Lebensgeister und hält ihn wenigstens auf den Beinen. Welch eine Hochzeit! Hier die huldvolle Braut mit beträchtlicher Mitgift, dort der blendende Bräutigam. Schritt für Schritt, ganz nach dem Credo der *Classe politique*, geht es vorwärts in Richtung wundersame Ehe zwischen der EU und der Schweiz. *Hans Hösl, Mollis*

Welch ein Genuss! Auf diese Idee muss man erst noch kommen. Meine Stimme für das Titelbild des Jahres haben Sie! *Arthur Lang, Reussbühl*

### Von Schildkröten lernen

Nr. 49 – «Dem Menschen überlegen»; Linus Reichlin über künstliche Intelligenz

Nicht nur die künstliche Intelligenz ist dem Menschen überlegen. So hat etwa die Spezies der Schildkröten Jahrmillionen überlebt und könnte noch weitere überleben. Hingegen gibt Stephen Hawking der Menschheit grosszügig noch tausend Jahre. Vielleicht schafft es ja die künstliche Intelligenz, der Menschheit beizubringen, wie sie zumindest noch ein paar tausend Jahre überlebten. Schwierig wird es sein, die Menschen dazu zu bringen, die Autorität der künstlichen Intelligenz zu akzeptieren. Warum sollten sie sich deren Ratschläge zu Herzen nehmen, wenn heute bereits der gesunde Menschenverstand ignoriert wird?

*Gernot Gwehenberger, Dornach*

### Korrigenda

Im Artikel «Berlusconisierung von links» (*Weltwoche* 49/2017) haben wir versehentlich Beatrice Oeri statt Beatrice Oehri geschrieben. Wir bitten um Entschuldigung für diesen Fehler. *Die Redaktion*

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen.

E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

	1	2		3	4	5	6	7	8	9	10		
11				12									13
14									15			16	
17				18									
		19	20								21		
22	23					24	25		26				
27					28					29	30		31
			32	33					34	35			
36		37					38	39					40
41										42			
43							44					45	
46										47			

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Wo seelisch' Leid, ist sie nicht weit

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 1 Mehrheitlich, sagt der Schweizer, ist aber auch damit einverstanden. 8 Jason, der sagenhafte Held auf legendärem Schiff. 11 Ein bestimmter Artikel, in der Mehrzahl, aus der Romandie stammend. 12 Sie bewohnen einen Kontinent. 14 Sie erst machen die wahren Eigenschaften aus. 15 Als Teil der Tracht war sie Zeichen päpstlicher Macht. 17 Damit verstehen auch Briten etwas. 18 Wer auf eine Drehorgel tippt, liegt richtig. 19 Unterwegs auf einer aussergewöhnlichen Reise. 21 Eine Existenz ohne es ist undenkbar. 22 Kunstfigur, Name, begehrter Preis. 24 Band, aber nicht musikalisch sondern lang. 27 Lässt sich manchmal ... nicht sagen, ob es ... ist. 28 Bereitwillig nehmen wir es auch so an. 29 Sichern tun es Amerikaner manchmal etwas umständlich. 32 Diese Staller mag Porno und Politik. 34 Pfortner und Theaterbesucher kennen sie. 36 Sie ist der Hauptgrund für Ehescheidungen. 38 Bei solch einem Theater jauchzen die Kinder. 41 Der Konservative begegnet ihm skeptisch. 42 Ein Buch, zuerst mal mit unbedruckten Seiten. 43 Das Aufenthaltsbestimmungsrecht kommt nur kurz zur Anwendung. 44 Ein Ausflug hoch zu Ross. 45 Alt bereits, doch wir lieben ihn oft über Generationen. 46 Willkürlich handeln ist des ... Glück, so Goethe. 47 Beliebt und verhasst, aber sie sorgen für Luftveränderung.

**Senkrecht** — 1 Margaretha hört sich teils auch so an. 2 Beim Blick nach dort oben denken wir oft an Kram. 3 Mit Schiffstauen kennt er sich aus. 4 Der wörtliche Höcker lässt Pilzfreunde schwärmen. 5 Herausbekommen kann man es genau genommen dann so. 6 Sie ist bei Bankern wie Diplomaten bekannt. 7 Macht man manchmal mit Zufahrten oder Fussballspielern. 8 Philippinen, Luzon: indigenes Volk mit dunkler Hautfarbe. 9 Die Heftzwecke dient demselben Zweck. 10 Solche Rücken entzücken Wanderer in den Bergen. 11 Ein sagenhafter Riese war Namensgeber dieser dänischen Insel. 13 Ein buchstäblich etwas minderwertiger Nadelbaum. 16 Sie ist eine Art Sehnsucht nach dem Leben. 20 Sie muss übertreiben und laut Tucholsky ungerecht sein. 23 Das Stück zerbrochenen Glases bedeutet vielleicht auch etwas. 25 Iraner und sie sind Nachbarn, aber nicht immer Freunde. 26 Die Gemeinde zwischen dem Berg Gonsen und dem Rhein. 28 Von jenem ostgermanischen Volk suchen wir nur einen Vertreter. 30 Bann oder Vorschrift treffen es auch. 31 Das auf Litauen zugeschnittene Parlament. 33 Wer von Porree spricht, ist auf dem richtigen Weg. 35 Mexikanische Indianer – längst Geschichte. 36 Für ein Herz fehlt dem Briten schlicht das Ende. 37 Initialen: ersichtlich am Kreuz Christi. 39 Ihre kleine Schwester trägt den Namen Ariette. 40 Einstiger Star der Fix-und-Foxi-Comics.

### Lösung zum Denkanstoss Nr. 546

A	S	S	U	A	N	D	I	C	K	K	O	P	F
R	T	L	I	X	O	R	I	R	O	I			
Z	W	E	C	K	E	L	J	E	N	H	A	R	D
T	E	R	R	A	R	O	S	I	N	A	N	T	E
I	L	E	L	I	A	S	N	R	I	A	I		
S	T	A	P	I	M	S	P	O	R	E	I		
E	M	M	E	H	O	S	E	R	I	N	F	O	
H	E	I	S	S	E	N	M	A	K	E	O		
N	E	T	T	R	A	M	P	E	L	T	I	E	R
T	R	O	N	I	E	M	E	G	A	S	I	O	
G	S	S	L	I	F	E	E	R	I	A	L	T	
M	E	R	E	T	S	J	A	R	E	A			

**Waagrecht** — 1 ASSUAN 5 DICKKOPF 11 LUXOR 12 ROI (franz. f. König) 13 ZWECKE 16 LIENHARD 19 TERRA (lat. f. Land, Erde) 20 ROSINANTE 21 ELIAS 22 RIAL 23 STAPI 25 SPORE 26 EMME 27 BOSER (Obers) 28 INFO 30 HEISSEN 32 MAKE 34 NET (ten, engl. f. zehn) 35 TRAMPELTIER 39 IRONIE 40 MEGA 41 SLO (-w, engl. f. langsam) 42 LIFE (engl. f. Leben) 43 ERHALT 44 MERET 45 SINA (span. f. ohne und engl. f. Sünde) 46 REA

**Senkrecht** — 1 ARZT 2 STER 3 ALKALI 4 NUE 5 DOLOS 6 IRIS (= griech. für Regenbogen; Regenbogenhaut des Auges) 7 KINN (-haken) 8 ORANIEN 9 PORTA (lat. f. Portal) 10 FIDELIO 14 WELTMEER 15 CREPES 17 EINPRAEGEN 18 HARRIET 20 RAMONA 23 SEHNIG 24 AMITOSE 25 SEMPE 27 BEREIT 29 FUELLE 31 STILE 33 KLARA (von lat. clarus, hell) 36 MMES (Abk. v. Mesdames) 37 ISAR 38 ROT

**Lösungswort** — **PESSIMISTEN**

**EMS**  
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien



# ROLEX

## DIE DAY-DATE 40

Die Statusuhr par excellence und weltweit das Symbol für Prestige, neu interpretiert mit modernisiertem Design und einem mechanischen Manufakturwerk der neuen Generation. Sie zählt nicht nur die Zeit. Sie erzählt Zeitgeschichte.



OYSTER PERPETUAL DAY-DATE 40

# BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen  
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel +41 (0)43 344 63 63  
[beyer-ch.com](http://beyer-ch.com)